This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

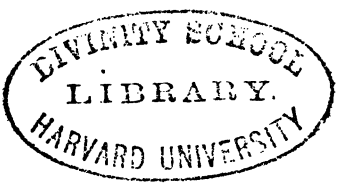
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1856.

Herausgegeben
von
D. Ferd. Piper.

Berlin, 1856.
Verlag von Wiegandt und Grieben.


DIVINITY SCHOOL
LIBRARY.
HARVARD UNIVERSITY

Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1856.

Mit Beiträgen

von

Erdmann, Fournier, Giesebrecht, v. Grüneisen, Hirsch, Hoffmann, Kling, Köster, Krummacher, Lübker, Merz, Pelt, Petermann, Ranke, Ritter, Schmieder, Sebald, Tornwaldt, Trechsel.

Herausgegeben

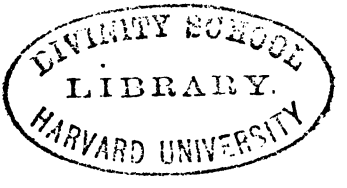
von

Ferdinand Piper,
der Theologie Doctor und Professor.

Siebenter Jahrgang.

ALLGEMEINE THEOLOGISCHE LIBRARY

Berlin,
Verlag von Wiegandt und Grieben.


DIVINITY SCHOOL
LIBRARY.
HARVARD UNIVERSITY

Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1856.

Mit Beiträgen

von

Erdmann, Fournier, Giesebrecht, v. Grüneisen, Hirsch, Hoffmann, Kling, Köster, Krummacher, Lübker, Merz, Pelt, Petermann, Ranke, Ritter, Schmieder, Sebald, Tornwaldt, Trechsel.

Herausgegeben

von

Ferdinand Piper,
der Theologie Doctor und Professor.

Siebenter Jahrgang.

LIBRARY

Berlin,
Verlag von Wiegandt und Grieben.

999
E92ka
1856

Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1856.

Ausgabe für das Ausland.

Vorrede.

Indem ich in Gemeinschaft mit älteren Freunden dieses Unternehmens und andern, die zum erstenmal hier mitwirken, den neuen Jahrgang theilnehmenden Lesern übergebe, fühle ich mich gedrungen, der Mitarbeiter zu gedenken, die seit dem Erscheinen des vorigen Jahrgangs heimgegangen sind: Bitzius, Pfarrer in Lützelflüh im Kanton Bern, unter dem Namen Jeremias Gotthelf als Volksschriftsteller weithin gekannt und beliebt († 22. Oct. 1854); und im laufenden Jahre Harms in Kiel († 1. Febr.) und Lücke in Göttingen († 14. Febr.). Von allen dreien ist diesem Kalender je Ein Beitrag zu Theil geworden *): von Harms, obwohl er, des Augenlichts beraubt, selbst nicht mehr schreiben konnte; von Lücke ungeachtet seiner Beschäftigung mit einer neuen Ausgabe des Commentars über die Johanneischen Briefe. — Beide Namen werden fortleben in der Geschichte der Kirche und der Theologie, mit deren Erneuerung sie eng verknüpft sind. Jenem war es gegeben, frühzeitig in seinem Wirken, an einem Wendepunkt in der Entwickelung der deutschen evangelischen Kirche, die aus tiefem Verfall sich herausarbeitete, (im Jahr des Reformationsjubiläum) für den Glauben der Väter ein durchgreifendes Zeugniß abzulegen mit dem Muth und der Demuth der alten Bekenner: und dieses Zeugenthum durch ein langes im Dienst des Herrn geführtes Leben zu bekräftigen. Am Abend desselben hat er noch die Erfahrungen einer so gesegneten Wallfahrt in einer denkwürdigen Lebensbeschreibung gesammelt, die auch Licht verbreitet über seinen Bildungsgang zum geistlichen Beruf und das, was er die Geburtsstunde seines höhern Lebens oder vielmehr die Todesstunde seines alten Menschen nach seiner Erkenntniß in göttlichen Dingen nennt: worin der Gegensatz der Zeitalter von damals und jetzt sehr deutlich sich spiegelt. Er selbst nimmt darüber das Wort in einer Ansprache an die jüngere Generation **): „Ihr Jüngeren", sagt er, „die ihr gläubig geworden seid, o ihr habet es leichter gehabt, seid bequemer in das Erbe unsers Heiligthums

*) Von Bitzius: Niklaus von der Flüe im zweiten, von Harms: Heinrich von Zütphen im dritten, von Lücke: Johannes der Evang. im sechsten Jahrgang.

**) Harms Lebensbeschreibung verf. von ihm selber S. 69.

eingesetzt worden! Nehmt es mir nicht übel, und nennt es nicht mein Selbstlob, wenn ich sage: Ihr habt ererbt, was ich erarbeitet, d. h. ihr habt Hülfe gehabt, Anleitung, Vormachen; ich aber stand mit meinem Christenthum allein..." Ein Wort, welches Beherzigung verdient, zumal wenn es gilt, solche Männer der vorangegangenen Generation für jene Arbeit, wodurch sie das Kleinod des Glaubens sich selbst und unserer Zeit haben wiedererkämpfen müssen, dankbar und gerecht zu würdigen (das heißt ohne mit dem Maßstab einer spätern Entwickelung sie zu messen) und gegen Verletzung der Pietät ihr Andenken zu schützen. — Ebenso bezeichnet das Auftreten Lücke's einen Wendepunkt in der Geschichte der protestantischen Theologie, und zwar ihrer grundlegenden Disciplin, der Auslegung der heiligen Schrift. Nachdem dieselbe lange in unserer Kirche als solche verkannt und versäumt war und zuletzt den Verfall des kirchlichen Lebens getheilt hatte, da ihr sowohl der Glaube als die Wissenschaft, nehmlich der Verstand der Sprachen, abhanden gekommen war, — ist sie seit derselben Epoche wieder aufgerichtet und in ihre alte Würde als heilige Philologie wieder eingesetzt. Dazu bedurfte es einer neuen Grundlegung, einestheils in der gläubigen Hingebung an das Wort Gottes und der gewissenhaften Scheu auch vor dem Buchstaben desselben, so wie in dem liebevollen Sichversenken in den Geist und die Eigenthümlichkeit des heiligen Schriftstellers, anderntheils in der sorgfältigen Erforschung der Sprache und ihrer Gesetze, welche Organ desselben ist. Diese Tugenden des Exegeten zu üben, hat Lücke als einer der Ersten den Weg gezeigt in seinem exegetischen Hauptwerk (seit 1820), welches im Lauf der Jahre in fortschreitender Erkenntniß zu vervollkommnen und zu erneuern ihm vergönnt war: worin er bis an's Ende Treue bewiesen hat. Sein Uebergang war von ihm seit länger erwartet, selbst ersehnt, nachdem viele Verluste in der Familie, zuletzt auch körperliche Leiden von der Anhänglichkeit an dieses Leben ihn gelöset hatten; in einem Briefe vom 21. März des vorigen Jahres schrieb er mir nach Florenz: „Wer mit Ihnen hätte seyn können — gehen und laufen können, um die Herrlichkeiten der ewigen Roma zu sehen! Ich sitze hier alt und lahm und sehne mich freylich mehr nach dem himmlischen Jerusalem und seinem besseren Klima und seinem ewigen Grün"; und einen Brief von dem darauf folgenden 5. Mai schließt er mit den Worten: „Bewahren Sie mir ein gutes, treues Andenken — ich mache es nicht lange mehr mit. Ich höre oft schon den rufenden Herrn und ich bin getrost und bereit." —

Beiden Theologen, nachdem sie der streitenden Kirche entrückt sind, zum Denkmal möge an das Wort der Schrift hier erinnert werden: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben."

Der vorliegende Jahrgang bringt zum erstenmal einige Schilderungen aus dem Leben Jesu, wie deren Mittheilung von Anbeginn beabsichtigt war, da in dem Evangelischen Kalender vor Allem, das heißt vor den Namen der Zeugen der Wahrheit, dem Gedächtniß und der Feier dessen, der die Wahrheit selbst ist, Raum zu geben war. Nur wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes und der Schwierigkeit der Ausführung in der hier zu wünschenden Weise, hatte ich bisher gezögert, dazu Anregung zu geben. Die Leser werden mit mir erfreut sein über den nun dargebotenen Anfang; die übrigen an Festtage sich knüpfenden Schilderungen aus dem Leben des Herrn werden, so Gott will, in den nächsten Jahrgängen folgen.

Auf den Gegenstand einer dieser Festschilderungen, die Weihnacht, beziehen sich auch zwei der vermischten Aufsätze: der eine über den Weihnachts- oder Christbaum, der andere über den Ursprung des Weihnachtsfestes und das Datum der Geburt Christi (zugleich über das Datum der Verkündigung Mariä). Der letztere enthält eine neue Ansicht über den Ursprung des Weihnachtstages, die ich der prüfenden Berücksichtigung der Kundigen empfehle, denen ich längst beabsichtigte, sie im Zusammenhang der ganzen Lehre von den heiligen Zeiten vorzulegen, welche auch die vorbehaltene wissenschaftliche Rechtfertigung für den Entwurf des verbesserten evangelischen Kalenders bringen soll. Während jedoch das Erscheinen dieses Werks sich noch verzieht, habe ich kein Bedenken bei gegenwärtiger Veranlassung diese Erklärung, auch bevor sie jene Probe bestanden hat, einem größeren Leserkreise hinzugeben, dem doch auch ein eigenes Urtheil zusteht: da einestheils das Interesse des Gegenstandes nicht auf den wissenschaftlichen Kreis sich beschränkt, sondern die ganze Gemeinde berührt; anderntheils die beigebrachten Zeugnisse, als die ältesten und wichtigsten, ausreichend erscheinen, um eine selbständige Ueberzeugung daraus abzuleiten.

Berlin, den 19. August 1855.

Piper.

Inhalt.

		Seite
Der Kalender, kirchl. u. astronom., für 1856	vom Herausg.	1–13
Erklärung des Kalenders		14
Einleitung	vom Herausg.	15–16
1. Der kirchl. Kalend. 2. Die Lebensbilder. 3. Die Kunstbeilagen.		
Vermischte Aufsätze		17–77
1. Die Musik des Himmels	vom Herausg.	17–32
2. Die Besitznahme Canaans für Israel durch Josua	von Dr. C. Ritter, Prof. d. Phil. in Berlin	32–41
3. Der Ursprung des Weihnachtsfestes und das Datum der Geburt Christi	vom Herausg.	41–56
4. Der Weihnachts- oder Christbaum	von Dr. Köster, General-Superint. in Stade	56–59
5. Die Abnahme Christi vom Kreuz am Egsterstein in Westphalen (mit Abbild.)	vom Herausg.	59–64
6. Die Himmelsleiter (mit Abbild.)	vom Herausg.	65–77
Folge der Lebensbilder im Jahrgang 1856		78
Lebensbilder zum evang. Kalender		79–223
1. Mariä Verkündigung, (mit Abbild.)	von Dr. Hoffmann, General-Superint. in Berlin	79–89
2. Weihnacht,	von Dr. Krummacher, Hofpred. in Potsdam	89–94
3. Andreas der Apostel,	von Dr. Ranke, Gymnas.-Dir. in Berlin	94–99
4. Clemens von Alex.,	von Dr. Kling, Decan in Marbach . .	99–105
5. Dioskuros,	von Dr. Erdmann, Divis.-Pred. in Berlin	105–110
6. Die 7 Schläfer,	von Dr. Krummacher, Hofpred. in Potsdam	110–117
7. Theodosia,	von Dr. Schmieder, Sem.Dir. i. Wittenberg	118
8. Gregor. d. Erleuchter,	von Dr. Petermann, Prof. d. Phil. i. Berlin	119–127
9. Pachomius,	von Dr. Pelt, Past. i. Kemnitz (i. Pommern)	128–131
10. Ambrosius,	von Dr. Schmieder, Sem.Dir. i. Wittenberg	131–141
11. Columbanus,	von Dr. Lübker, Rector in Parchim .	141–147
12. Bonifacius,	von demselben	147–158
13. Adalbert,	von Tornwaldt, Pred. in Danzig . .	158–163
14. Brun,	von Dr. Giesebrecht, Prof. in Berlin .	164–172
15. Gottschalk,	von Dr. Hirsch, Prof. d. Philos. in Berlin	172–181
16. Elisabeth, Kön. v. Dän.,	von Dr. Sebald, Schulvorsteher in Berlin	181–189
17. Albr. Dürer, (mit Abbild.)	von Dr. v. Grüneisen, Oberhofprediger in Stuttgart	189–193
18. Joh. Laski,	von Trechsel, Pfarrer in Bechingen bei Bern	193–203
19. Isaac le Febvre,	von Fournier, Consist.rath in Berlin .	203–214
20. Chr. Fr. Schwartz,	von Dr. Merz, Pfarrer in Schwäb. Hall	214–223

Das 1856ste Jahr

seit unsers Herrn Jesu Christi Geburt ist ein Schaltjahr von 366 Tagen.

Zeit- und Festrechnung.

	Gregorianischer Kal.	Julianischer Kal.
Güldene Zahl	14	14
Epakten	XXIII	IV
Sonnencirkel	17	17
Sonntags-Buchstabe	FE	AG
Ostersonntag	23. März	15. April.

Von den Jahreszeiten.

Der Frühling fängt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den 20. März um 10 Uhr 35 Min. Morgens.

Der Sommer fängt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, den 21. Juni um 7 Uhr 22 Min. Morgens.

Der Herbst fängt an, wenn die Sonne in das Zeichen der Waage tritt, den 22. September um 9 Uhr 29 Min. Abends.

Der Winter fängt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Steinbocks tritt, den 21. December um 3 Uhr 25 Min. Nachm.

Von den Finsternissen.

Es begeben sich in diesem Jahre vier Verfinsterungen, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen in unsern Gegenden nur die zweite Mondfinsterniß sichtbar sein wird.

Diese trifft ein am 13. October Abends: ihr Anfang ist um 10 Uhr 15 Min. mittl. Berl. Zeit; die Mitte der Verfinsterung, wo dieselbe nahe total sein wird, um 11 Uhr 48 Min., ihr Ende Morgens um 1 Uhr 21 Min. Den ganzen Verlauf der Finsterniß wird man in Europa und Africa sehen.

Die übrigen bei uns nicht sichtbaren Finsternisse sind:

Die erste Sonnenfinsterniß den 5. April Morg.
Die erste Mondfinsterniß den 20. April Morg.
Die zweite Sonnenfinsterniß den 29. Sept. Morg.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die zwölf himmlischen Zeichen.

♈ Widder	♋ Krebs	♎ Waage	♑ Steinbock
♉ Stier	♌ Löwe	♏ Scorpion	♒ Wassermann
♊ Zwillinge	♍ Jungfrau	♐ Schütz	♓ Fische

Sonne und Planeten.

☉ Sonne	♃ Jupiter	
☿ Mercur	♄ Saturn	
♀ Venus	♅ Uranus	
♂ Mars	☾ Mond.	

Die Mondviertel.

●	Der neue Mond
☽	Das erste Viertel
○	Der volle Mond
☾	Das letzte Viertel.

1. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Afg. U. M.	Sonnen- Utg. U. M.	Mond- Lauf.	Mond- Sch. U. M.	Wechsel.
1. W.	Neujahr. Ev. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.						
Dienst.	1 Neuj. Immanuel	Neujahr	8 13	3 54	♓	12 46	
Mittw.	2 Märt. d. h. Bücher	Abel, Seth	8 13	3 55	♓	1 59	
Donn.	3 Gordius	Enoch	8 13	3 56	♓	3 15	
Freit.	4 Titus	Methus. Isabella	8 13	3 57	♈	4 36	
Sonn.	5 Simeon	Simeon	8 12	3 58	♈	5 59	
2. W.	Epiphan. Ev. Von den Weisen aus Morgenland, Matth. 2. Ep. Jes. 60.						
Sonnt.	6 Erscheinung Christi	Ersch. Chr. H. 3 K.	8 12	4 0	♉	Untg.	
Mont.	7 Widukind	Julian. Raimund	8 12	4 1	♉	Ab.	
Dienst.	8 Severinus	Erhard	8 11	4 3	♒	4 10	●
Mittw.	9 Catharina Zell	Beatus. Martial.	8 11	4 4	♒	5 43	N. M.
Donn.	10 Paulus Eins.	Paulus Eins.	8 10	4 5	☽	7 17	Mg.
Freit.	11 Fructuosus	Hygin. Mathilde	8 10	4 7	☽	8 49	12 10
Sonn.	12 Joh. Chastellain	Reinhold	8 9	4 8	☽	10 18	
3. W.	1. Epiphan. Ev. Jesus lehrt 12 Jahr alt im T., Luc. 2. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	13 Hilarius	Hilarius	8 8	4 10	♈	11 43	
Mont.	14 Felix	Felix	8 8	4 11	♈	Mg.	☽
Dienst.	15 Johann von Laski	Maurus	8 7	4 12	♉	1 8	E. V.
Mittw.	16 Georg Spalatin	Marcellus	8 6	4 14	♉	2 33	Ab.
Donn.	17 Antonius	Antonius	8 5	4 16	♊	3 58	4 36
Freit.	18 Joh. Blackader	Prisca	8 4	4 18	♊	5 19	
Sonn.	19 Babylas	Sara. Ferdinand	8 3	4 19	♋	6 32	
4. W.	Septuages. Ev. Von d. Arbeit. im Weinb., Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.						
Sonnt.	20 Fabian, Sebastian	Fab. u. Sebast.	8 2	4 21	♋	Aufg.	
Mont.	21 Agnes	Agnes	8 1	4 23	♋	Ab.	
Dienst.	22 Vincentius	Vincentius	8 0	4 25	♌	4 28	○
Mittw.	23 Jesaias	Emerentia	7 59	4 26	♌	5 44	V. M.
Donn.	24 Timotheus	Timotheus	7 57	4 28	♍	6 58	Mg.
Freit.	25 Pauli Bekehr.	Pauli Bekehr.	7 56	4 30	♍	8 11	4 22
Sonn.	26 Polycarpus	Polycarp	7 55	4 32	♍	9 21	
5. W.	Sexages. Ev. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.						
Sonnt.	27 Joh. Chrysostomus	J. Chrysostom.	7 54	4 34	♎	10 31	
Mont.	28 Karl der Große	Karl	7 52	4 35	♎	11 42	
Dienst.	29 Juventin u. Maxim.	Samuel. Valer.	7 51	4 37	♏	Mg.	L. V.
Mittw.	30 Johann Freder	Adelgunde	7 49	4 39	♏	12 56	☾
Donn.	31 Hans Sachs	Virgilius	7 48	4 41	♏	2 13	Mg. 9 28

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtb. vom 26sten an, geht Abends nach 6 U. in W. S. W. unter.
♀ geht Morg. um 4¾ U. in S. O. z. O. auf.
♂ geht Abends um 11¼ U. in O. auf.
♃ geht Abends um 7¾ U. in W. S. W. unter.
♄ geht Morg. um 6¼ U. in N. W. unter.

Textbesprechung bei Schmitthenner

2. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen-Aufg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Tags	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.
Freit.	1 Ignatius	Brigitta	7 46	4 43	♐	3 54	
Sonn.	2 Mariä Reinig.	Mariä Reinig.	7 45	4 45	♐	4 54	
6. W.	Estomihi. Ev. Jesus verkünd. sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.						
Sonnt.	3 Anschar	Blasius	7 43	4 47	♑	6 8	
Mont.	4 Rhabanus Maurus	Veronica	7 41	4 49	♑	7 6	
Dienst.	5 Fastn. Ph. J. Spener	Agatha	7 40	4 51	♒	Untg.	
Mittw.	6 Amandus	Dorothea	7 38	4 52	♒	Ab.	●
Donn.	7 Georg Wagner	Richard	7 36	4 54	♓	6 18	N. M.
Freit.	8 Maria Andreä	Salomon	7 34	4 56	♓	7 52	Mg.
Sonn.	9 Johann Hooper	Apollonia	7 32	4 58	♈	9 22	11 29
7. W.	Invocav. [1] Ev. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.						
Sonnt.	10 Friedr. Ch. Oetinger	Scholastica	7 31	5 0	♈	10 50	
Mont.	11 Hugo v. St. Victor	Euphrosyna	7 29	5 2	♉	Mg.	
Dienst.	12 Johanna Grey	Eulalia	7 27	5 4	♉	12 19	
Mittw.	13 Chr. Fr. Schwarz*	Benignus. Jordan	7 25	5 6	♊	1 45	☽
Donn.	14 Bruno*	Valentinus	7 23	5 8	♊	3 9	E. V.
Freit.	15 Jacob vom Loh [2]	Faustinus	7 21	5 10	♋	4 26	Mg.
Sonn.	16 Matth. Desübas	Juliana	7 19	5 11	♋	5 29	3 5
8. W.	Reminisc. Ev. Vom Canan. Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Thess. 4.						
Sonnt.	17 Patricius Hamilton	Constantia	7 17	5 13	♋	6 16	
Mont.	18 Simeon	Concordia	7 15	5 15	♌	6 50	
Dienst.	19 Mesrob*	Susanna	7 13	5 17	♌	Aufg.	
Mittw.	20 Sadoth	Eucharius	7 11	5 19	♍	Ab.	○
Donn.	21 Mauritius	Eleonora	7 9	5 21	♍	5 58	V. M.
Freit.	22 Didymus [3]	Petr. Stuhlf.	7 7	5 23	♍	7 9	Ab.
Sonn.	23 Barth. Ziegenbalg	Seren. Reinhard	7 5	5 25	♎	8 19	10 34
9. W.	Oculi. Ev. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.						
Sonnt.	24 Schalttag, Ethelbert	Schalttag	7 2	5 27	♎	9 30	
Mont.	25 Matthias	Matthias	7 0	5 28	♏	10 43	
Dienst.	26 Casp. Olevianus	Victorinus	6 58	5 30	♏	11 57	
Mittw.	27 Berthold Haller	Nestor, Mittf.	6 56	5 32	♏	Mg.	
Donn.	28 Martin Butzer	Leander	6 54	5 34	♐	1 15	L. V.
Freit.	29 Joh. de Monte Corv.	Justus. Romanus	6 36	5 36	♐	2 35	☾ M. 2. 35

1) Bußt. in Baiern und Württemberg. 2) Bußtag in Mecklenburg-Schwerin.
3) Bußt. im Kön. Sachsen.

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtb. bis zum 10ten (am längsten, nehml. ¾ St. am 1sten), geht Abends um 6¼ U. in W. z. S. unter.
♀ geht Morg. um 5¼ U. in S. O. z. O. auf.
♂ geht Abends um 10 U. in O. z. S. auf.
♃ sichtb. noch in der ersten Hälfte dieses Mon., wo er Abends gegen 7 U. in W. z. O. untergeht.
♄ geht Morg. um 4¼ U. in N. W. unter.

3. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Tag	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.
Sonn.	1 Suidbert	Albinus	6 49	5 38	♓	3 50	
10. W.	Lätare. Ev. Jesus speist 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	2 Johann Wesley	Simplicius	6 47	5 40	♓	4 54	
Mont.	3 Balthilde	Kunigunde	6 45	5 41	♒	5 42	
Dienst.	4 Georg Wishart	Adrianus	6 43	5 43	♒	6 15	
Mittw.	5 Thomas v. Aquino	Friedrich	6 40	5 45	♓	Untg.	
Donn.	6 Fridolin	Fridolin	6 38	5 47	♓	Ab.	●
Freit.	7 Perpet. u. Felicitas [1])	Perpet. Felicitas	6 36	5 49	♈	6 48	N. M.
Sonn.	8 Zacharias Ursinus	Philemon	6 33	5 50	♈	8 21	Ab.
11. W.	Judica. Ev. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebr. 9.						
Sonnt.	9 Cyrill. u. Methodius	Prudent. 40 Ritter	6 31	5 52	♓	9 53	9 32
Mont.	10 40 Märtyrer	Alexander	6 29	5 54	♓	11 24	
Dienst.	11 Wilhelm Hoseus	Rosina	6 26	5 56	♊	Mg.	
Mittw.	12 Gregor der Große	Gregor	6 24	5 58	♊	12 53	
Donn.	13 Rudericus	Ernst	6 22	6 0	♊	2 15	☽
Freit.	14 Mathilde [2])	Zacharias	6 19	6 1	♋	3 25	E. V.
Sonn.	15 Thomas Cranmer	Longin. Christoph	6 17	6 3	♋	4 18	Ab.
12. W.	Palmarum. [3]) Ev. Von Chr. Einzug in Jerus., Matth. 21. Ep. Phil. 2.						
Sonnt.	16 Heribert	Cyriac. Henriette	6 15	6 5	♌	4 55	3 30
Mont.	17 Patricius	Gertrud	6 12	6 7	♌	5 21	
Dienst.	18 Alexander	Anselmus	6 10	6 9	♌	5 38	
Mittw.	19 Maria und Martha	Joseph	6 8	6 10	♍	5 32	
Donn.	20 Gr. dnn. Amb. v. Siena	Hubert	6 5	6 12	♍	Aufg.	
Freit.	21 Charf. Benedict. [4])	Benedictus	6 3	6 14	♎	Ab.	○
Sonn.	22 Ruhet. Nic. v. d. Flüe	Casimir	6 1	6 15	♎	7 19	V. M.
13. W.	Osterfest. Ev. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.						
Sonnt.	23 Osterf. Wolfgang	Eberhard	5 58	6 17	♎	8 31	Ab.
Mont.	24 Osterm. Florent.	Gabriel	5 56	6 19	♏	9 46	4 58
Dienst.	25 Mariä Verkünd.	Mariä Verk.	5 54	6 21	♏	11 3	
Mittw.	26 Ludger	Emanuel	5 51	6 22	♐	Mg.	
Donn.	27 Rupertus	Rupertus	5 49	6 24	♐	12 22	
Freit.	28 Joh. v. Goch	Gideon. Malchus	5 46	6 25	♑	1 38	
Sonn.	29 Eustasius	Eustachius	5 44	6 27	♑	2 45	☾
14. W.	Quasimod. Ev. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.						
Sonnt.	30 Joh. Heermann	Guido	5 42	6 29	♑	3 38	L. V.
Mont.	31 Ernst der Fromme	Detlaus. Amos	5 39	6 31	♒	4 14	A. 3. 25

1) Bußt. in Sachs.-Meiningen. 2) Bußt. in Sachs.-Coburg. 3) Bußt. in Hessen-Darmstadt. 4) Bußt. in Mecklenburg-Schwerin, Hannover, S.-Weimar, S.-Gotha, Kassau.

Planeten-Erscheinung.

☿ und ♃ (am 5ten ☌☉) sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Morg. um 5¼ U. in O. S. O. auf.
♂ geht Abends um 8 U. in O. z. S. auf.
♄ geht Morg. um 2¼ U. in N. W. unter.

II Pastoralkonferenz – Neukarbischofsheim.

[illegible]

4. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.
Dienst.	1 Fritigild	Theodora	5 37	6 33	♒	4 40	
Mittw.	2 Theodosia *	Theodosia	5 35	6 35	♓	4 59	
Donn.	3 Gerh. Tersteegen	Christian. Darius	5 32	6 36	♓	Untg.	
Freit.	4 Ambrosius *	Ambrosius	5 30	6 38	♈	Ab.	
Sonn.	5 Christian Scriver	Maximus	5 27	6 40	♈	7 16	●
15. W.	Miser. Dom.	Ev. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petr. 2.					
Sonnt.	6 Albrecht Dürer *	Sixtus. Irenäus	5 25	6 42	♉	8 50	N. M.
Mont.	7 Olaus Peterson	Cölestin. Hegesipp.	5 23	6 43	♉	10 23	Mg.
Dienst.	8 Martin Chemnitz	Apollonius	5 21	6 45	♊	11 52	6 46
Mittw.	9 Thomas von Westen	Bogislaus	5 18	6 47	♊	Mg.	
Donn.	10 Fulbert	Daniel	5 16	6 48	♋	1 11	
Freit.	11 Leo der Große	Julius. Ezechiel	5 14	6 50	♋	2 13	
Sonn.	12 Sabas	Eustorgius	5 11	6 52	♌	2 56	☽
16. W.	Jubilate.	Ev. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.					
Sonnt.	13 Justin der Märtyrer	Justin. Patricius	5 9	6 54	♌	3 26	E. V.
Mont.	14 Johann Eccart	Tiburtius	5 7	6 55	♌	3 46	Mg.
Dienst.	15 Simon Dach	Olympiades	5 5	6 57	♍	4 1	5 46
Mittw.	16 Petrus Waldus [1])	Carisius. Aaron	5 2	6 59	♍	4 12	
Donn.	17 Mappalicus	Rudolph	5 0	7 1	♎	4 21	
Freit.	18 Luther zu Worms [2])	Valerian	4 58	7 2	♎	Aufg.	
Sonn.	19 Phil. Melanchthon	Timon. Hermog.	4 56	7 4	♎	Ab.	
17. W.	Cantate.	Ev. Von Chr. Hingang zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.					
Sonnt.	20 Joh. Bugenhagen	Sulpitius	4 54	7 6	♏	7 34	○
Mont.	21 Anselm v. Canterb.	Adolarius	4 51	7 7	♏	8 51	V. M.
Dienst.	22 Origenes	Soter u. Cajus	4 49	7 9	♐	10 10	Mg.
Mittw.	23 Georg, Adalbert *	Georg	4 47	7 11	♐	11 28	10 7
Donn.	24 Wilfrid	Albert	4 45	7 13	♐	Mg.	
Freit.	25 Marcus	Marcus Ev.	4 43	7 14	♑	12 39	
Sonn.	26 Trudpert	Cletus	4 41	7 16	♑	1 35	
18. W.	Rogate.	Ev. Von der rechten Betekunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.					
Sonnt.	27 Otto Catelin	Anastasius	4 39	7 18	♒	2 16	L. V.
Mont.	28 Friedr. Myconius	Vitalis	4 37	7 20	♒	2 44	☾
Dienst.	29 Ludw. v. Berquin	Sibylla	4 35	7 21	♓	3 4	Mg.
Mittw.	30 Georg Calixt	Erast. Eutropius	4 33	7 23	♓	3 19	12 20

1) Bußt. in Preußen und Anhalt-Dessau.
2) Bußt. in Holstein.

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 26sten obere ☌ ☉) ♀ und ♃ sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♂ kommt am 2ten mit der ☉ in ♌ und steht die ganze Nacht über dem Horizont.
♄ geht Nachts um 12¼ U. in N. W. unter.

5. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Lauf.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.
Donn.	1 Himmelf. Ph. Jac.	Phil. u. Jac. Walp.	4 31	7 25	♈	3 32	
Freit.	2 Athanasius d. Gr.	Sigismund	4 29	7 26	♈	Untg.	
Sonn.	3 Monica	† Erfindung	4 27	7 28	♉	Ab.	
19. W.	Exaudi. Ev. Von d. Verheiß. d. h. Geistes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.						
Sonnt.	4 Florian	Florian	4 25	7 30	♉	7 46	●
Mont.	5 Friedrich d. Weise	Gotthard	4 23	7 31	♊	9 19	N. M.
Dienst.	6 Joh. v. Damascus	Joh. v. d. Pf. Diet.	4 21	7 33	♊	10 46	Ab.
Mittw.	7 Otto; Flavia	Gottfried	4 19	7 35	♋	11 58	3 36
Donn.	8 Stanislaus	Stanislaus	4 17	7 36	♋	Mg.	
Freit.	9 Gregor von Naz.	Hiob. Hermes	4 16	7 38	♋	12 51	
Sonn.	10 Johann Heuglin	Gordian	4 14	7 40	♌	1 27	
20. W.	Pfingstfest. Ev. Von d. Sendung d. h. Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.						
Sonnt.	11 Pfingstf. Joh. Arndt	Mamertus	4 12	7 41	♌	1 51	☾
Mont.	12 Pf. m. Melet. d. Gr.	Pancratius	4 11	7 43	♍	2 8	E. V.
Dienst.	13 Servatius	Servatius	4 9	7 44	♍	2 20	Ab.
Mittw.	14 Pachomius *	Christian	4 7	7 46	♍	2 30	9 39
Donn.	15 Moses	Sophia	4 6	7 47	♎	2 39	
Freit.	16 5 Märt. von Lauf.	Peregrinus	4 4	7 49	♎	2 48	
Sonn.	17 Joachim	Jodocus	4 3	7 51	♏	Aufg.	
21. W.	Trinitatis. Ev. Von Chr. Gespr. mit Nicodem., Joh. 3. Ep. Röm. 11.						
Sonnt.	18 80 Märt. unt. Val.	Liborius	4 1	7 52	♏	Ab.	
Mont.	19 Alcuinus	Potentiana	3 59	7 54	♏	7 54	
Dienst.	20 Val. Herberger	Athanasius	3 58	7 55	♐	9 14	○
Mittw.	21 Constantin u. Helena	Prudens	3 57	7 56	♐	10 29	V. M.
Donn.	22 Castus u. Aemilius	Helena	3 56	7 58	♑	11 31	Mg.
Freit.	23 Hieron. Savonarola	Desiderius	3 54	7 59	♑	Mg.	12 50
Sonn.	24 Aug. Cazalla u. G.	Esther	3 53	8 1	♒	12 17	
22. W.	1. Trinitat. Ev. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.						
Sonnt.	25 August. v. Canterb.	Urbanus	3 52	8 2	♒	12 49	
Mont.	26 Beda d. Ehrwürdige	Beda. Eduard	3 51	8 3	♓	1 10	
Dienst.	27 Joh. Calvin	Lucian	3 50	8 5	♓	1 25	☾
Mittw.	28 Lanfranc	Wilhelm	3 49	8 6	♈	1 39	L. V.
Donn.	29 Wilhelm Penn	Maxim. Christiane	3 47	8 7	♈	1 51	Mg.
Freit.	30 Hieronym. v. Prag	Wigand	3 45	8 8	♈	2 2	6 27
Sonn.	31 Joachim Neander	Petronella	3 44	8 10	♉	2 15	

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtb. vom 10ten an, am längsten, nehml. ¾ St. am 21sten, an welchem er Abends nach 10 U. in N. W. untergeht.
♀ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♂ geht Morg. um 2¾ U. in W. unter.
♃ geht zu Ende des Mon., wo er wieder sichtbar wird, Morg. um 1¾ U. in O. auf.
♄ geht Abends um 10¼ U. in N. W. unter.

6. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen-Aufg. u. M.	Sonnen-Untg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.
23. W.	2. Trinitat.	Ev. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.					
Sonnt.	1 J. Friedr. Oberlin	Nicomedes	3 44	8 11	♉	Untg.	
Mont.	2 Pothin u. Blandina	Marquard	3 43	8 12	♊	Ab.	
Dienst.	3 Klotilde	Erasmus. Klotilde	3 43	8 13	♊	9 37	●
Mittw.	4 Quirinus	Carpasius	3 42	8 14	♋	10 39	N. M.
Donn.	5 Bonifacius *	Bonifacius	3 42	8 15	♋	11 23	Mg.
Freit.	6 Norbert	Benignus	3 41	8 16	♌	11 52	
Sonn.	7 Paul Gerhard	Lucretia	3 40	8 17	♌	Mg.	12 33
24. W.	3. Trinitat.	Ev. Vom verlornen Schaaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.					
Sonnt.	8 A. H. Francke	Medardus	3 40	8 18	♍	12 12	
Mont	9 Columba	Primus u. Felic.	3 40	8 19	♍	12 26	
Dienst.	10 Friedr. I. Barbarossa	Onuphrius	3 39	8 19	♍	12 37	☽
Mittw.	11 Barnabas	Barnabas	3 39	8 20	♎	12 47	E. V.
Donn.	12 Renata v. Ferrara	Basilides	3 39	8 21	♎	12 55	Ab.
Freit.	13 Isaac le Febre *	Tobias	3 38	8 21	♎	1 4	2 44
Sonn.	14 Basilius d. Große	Elisäus	3 38	8 22	♏	1 14	
25. W.	4. Trinitat.	Ev. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.					
Sonnt.	15 Wilh. Wilberforce	Vitus	3 38	8 22	♏	1 25	
Mont.	16 Benno [1])	Justina	3 38	8 23	♐	Aufg.	
Dienst.	17 Johann Tauler	Volkmar	3 38	8 23	♐	Ab.	
Mittw.	18 Pamphilus	Arnolph	3 38	8 24	♑	9 22	○
Donn.	19 Nic. Conc. Paphnut.	Gervas. u. Protas.	3 38	8 24	♑	10 14	V. M.
Freit.	20 27 Märt. in Prag	Silverius	3 38	8 24	♒	10 50	Ab.
Sonn.	21 Matth. Claudius	Jacobine. Alban.	3 38	8 25	♒	11 15	12 45
26. W.	5. Trinitat. [2])	Ev. Von Petri reichem Fischzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.					
Sonnt.	22 Gottschalk *	Achatius	3 38	8 25	♒	11 33	
Mont.	23 Gottfr. Arnold	Basilius	3 38	8 25	♓	11 47	
Dienst.	24 Johannes d. T.	Johannes d. T.	3 39	8 25	♓	11 58	
Mittw.	25 Augsb. Conf. Uebg.	Elogius	3 39	8 25	♈	Mg.	☾
Donn.	26 Joh. Val. Andreä	Jeremias	3 40	8 25	♈	12 9	L. V.
Freit.	27 Sieben Schläfer *	7 Schläfer	3 40	8 25	♉	12 21	Mg.
Sonn.	28 Irenäus	Leo p. Josua	3 41	8 25	♉	12 36	11 11
27. W.	6. Trinitat.	Ev. Von d. Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.					
Sonnt.	29 Petrus Pauli	Petr. u. Paul	3 41	8 29	♊	Aufg.	
Mont.	30 Raymund Lullus	Pauli Gedächtn.	3 42	8 29	♊	Ab.	

1) Bettag vor der Erndte in Braunschweig.
2) Bußt. u. Bettag vor der Erndte in Mecklenburg-Schwerin.

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtb. noch in den beiden ersten Tagen des Mon., wo er Abends um 10 U. in N. W. untergeht; am 21sten untere ☌ ☉.
♀ und ♄ sind in diesem Mon. nicht sichtbar; der letztere kommt am 20sten mit der ☉ in ☌.
♂ geht Nachts um 12¾ U. im W. z. S. unter.
♃ geht Nachts um 12¾ U. in O. auf.

7. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Aufg. u. M.	Sonnen- Untg. u. M.	Tierkr.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.
Dienst.	1 Hnr. Voes u. J. Esch	Theobald	3 43	8 24	♋	8 26	
Mittw.	2 **Mariä Heims.**	Mar. Heims.	3 43	8 23	♋	9 17	●
Donn.	3 Otto	Cornelius	3 44	8 23	♌	9 52	N. M.
Freit.	4 Ulrich	Ulrich	3 45	8 22	♌	10 15	Mg.
Sonn.	5 J. Oldcastle L. Cobh.	Anselm. Charlotte	3 46	8 22	♌	10 31	10 24
28. W.	7. Trinitat.	Ev. Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.					
Sonnt.	6 Johann Huß	Esaias	3 47	8 21	♍	10 44	
Mont.	7 Willibald	Wilibald	3 48	8 21	♍	10 54	
Dienst.	8 Kilian	Kilian	3 48	8 20	♎	11 3	
Mittw.	9 Ephraem d. Syrer	Cyrillus	3 50	8 19	♎	11 11	
Donn.	10 Kanut; Wilh. v. Or.	7 Brüder	3 51	8 19	♎	11 20	☽
Freit.	11 Placidus	Pius	3 52	8 18	♏	11 32	E. V.
Sonn.	12 Heinrich II.	Heinrich	3 53	8 17	♏	11 46	Mg.
29. W.	8. Trinitat.	Ev. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.					
Sonnt.	13 Eugenius	Margaretha	3 54	8 16	♐	Mg.	8 16
Mont.	14 Bonaventura	Bonaventura	3 55	8 15	♐	12 6	
Dienst.	15 Answer; Jer. Erob.	Apost. Theilung	3 56	8 14	♐	Aufg.	
Mittw.	16 Anna Askew	Ruth	3 58	8 13	♑	Ab.	
Donn.	17 Sperat. u. s. 11 Gef.	Alexius	3 59	8 12	♑	8 49	○
Freit.	18 Arnulf	Rosina. Maternus	4 0	8 11	♒	9 18	V. M.
Sonn.	19 Luise Henriette	Rufina	4 1	8 9	♒	9 39	Ab.
30. W.	9. Trinitat.	Ev. Vom unger. Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.					
Sonnt.	20 Richard le Feure	Elias	4 3	8 8	♓	9 53	10 24
Mont.	21 Eberh. v. Württemb.	Praxedes	4 4	8 7	♓	10 6	
Dienst.	22 Maria Magdalena	Maria Magdal.	4 6	8 5	♈	10 17	
Mittw.	23 Gottfried v. Hamelle	Apollinaris	4 7	8 4	♈	10 29	
Donn.	24 Thomas v. Kempen	Christine	4 9	8 3	♉	10 42	☾
Freit.	25 **Jacobus**	Jacobus	4 10	8 1	♉	10 59	L. V.
Sonn.	26 Christophorus	Anna	4 12	8 0	♊	11 23	Ab.
31. W.	10. Trinitat.	Ev. Von d. Zerstör. Jerus., Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.					
Sonnt.	27 Raymund Palmaris	Berthold. (Martha)	4 13	7 58	♊	11 56	3 55
Mont.	28 Joh. Sebast. Bach	Pantaleon	4 15	7 57	♋	Mg.	
Dienst.	29 Olaf der Heilige	Martha. Beatrix	4 16	7 55	♋	Untg.	
Mittw.	30 Johann Wessel	Abdon	4 18	7 54	♋	Ab.	N. M.
Donn.	31 Caspar Schade	German. Trasibul	4 19	7 52	♌	8 19	●
							N. 10. 2

Planeten-Erscheinung.

☿ und ♀ (am 20sten obere ☌ ☉) sind in diesem Mon. nicht sichtbar.
♂ geht Abends um 11 U. in W. z. S. unter.
♃ geht Abends um 10½ U. in O. auf.
♄ kommt erst zu Ende dieses Monats wieder zum Vorschein, wo er Morg. um 2 Uhr in N. O. aufgeht.

8. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Lauf.	Mond- Sch. u. M.	Wechsel.
Freit.	1 Maccabäer	Petri Kettenfest	4 21	7 50	♌	8 37	
Sonn.	2 Märt. unter Nero	Gustav	4 22	7 49	♍	8 50	
32. W.	11. Trinitat. Ev. Vom Pharisäer u. Zöllner, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 15.						
Sonnt.	3 Wilhelm Thorp	August	4 24	7 47	♍	9 1	
Mont.	4 Leonhard Käser	Dominicus	4 25	7 45	♍	9 10	
Dienst.	5 Evang. Salzburger	Oswald	4 27	7 43	♎	9 18	
Mittw.	6 **Verklär. Christi**	Verklär. Christi	4 29	7 41	♎	9 27	
Donn.	7 Nonna	Donatus	4 30	7 40	♏	9 37	
Freit.	8 Hormisdas	Cyriacus	4 32	7 38	♏	9 50	
Sonn.	9 Numidicus	Romanus. Erich	4 33	7 36	♏	10 6	☽
33. W.	12. Trinitat. E. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2 Cor. 3.						
Sonnt.	10 Jer. Erob.; Laur.	Laurentius	4 35	7 34	♐	10 31	E. V.
Mont.	11 Gregor v. Utrecht	Hermann	4 37	7 32	♐	11 8	Mg.
Dienst.	12 Anselm v. Havelberg	Clara	4 38	7 30	♑	Mg.	1 16
Mittw.	13 N. L. Gr. v. Zinzend.	Hildeb. Hippolyt.	4 40	7 28	♑	Aufg.	
Donn.	14 Jacob Guthrie	Eusebius	4 42	7 26	♒	Ab.	
Freit.	15 **Maria**	Mar. Himmelf.	4 43	7 24	♒	7 42	
Sonn.	16 Joh. d. Beständige	Isaak. Rochus	4 45	7 22	♓	7 58	○
34. W.	13. Trinitat. Ev. Vom Samariter u. Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	17 Johann Gerhard	Bertram. Bilibald	4 47	7 20	♓	8 12	V. M.
Mont.	18 Hugo Grotius	Agapetus	4 48	7 18	♈	8 24	Mg.
Dienst.	19 Sebaldus	Sebaldus	4 50	7 16	♈	8 36	6 48
Mittw.	20 Bernhard	Bernhard	4 52	7 13	♉	8 49	
Donn.	21 Miss. d. ev. Brüderun.	Anastas. Hartwig	4 53	7 11	♉	9 4	
Freit.	22 Symphorianus	Philib. Symphor.	4 55	7 9	♊	9 25	☾
Sonn.	23 Caspar v. Coligny	Zachäus	4 57	7 7	♊	9 56	L. V.
35. W.	14. Trinitat. Ev. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	24 **Bartholomäus**	Bartholomäus	4 59	7 5	♊	10 39	Ab.
Mont.	25 Ludwig d. Heilige	Ludwig	5 0	7 2	♋	11 38	10 1
Dienst.	26 Ulphila	Samuel	5 2	7 0	♋	Mg.	
Mittw.	27 Jovinianus	Gebhard	5 3	6 58	♌	Untg.	
Donn.	28 Augustinus	Augustinus	5 5	6 56	♌	Ab.	
Freit.	29 **Joh. d. T. Enth.**	Johann. Enth.	5 7	6 53	♍	6 58	N. M.
Sonn.	30 Claudius v. Turin	Benjam. (Rebecca)	5 9	6 51	♍	7 10	●
36. W.	15. Trinitat. Ev. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	31 Aidan	Rebecca. Paulin.	5 10	6 49	♍	7 19	A. 12 7

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 9ten obere ☌☉) und ♀ sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♂ geht Abends um 9¼ U. in W. S. W. unter.
♃ geht Abends um 8¾ U. in O. auf.
♄ geht Morg. um 1 U. in N. O. auf.

9. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Aufg. u. M.	Sonnen- Untg. u. M.	Tierkr.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.
Mont.	1 Hanna	Aegidius	5 12	6 47	♍	7 27	
Dienst.	2 Mamas	Absalon	5 13	6 44	♍	7 36	
Mittw.	3 Hildegard	Manſuetus	5 15	6 42	♏	7 45	
Donn.	4 Ida	Moſes	5 17	6 40	♏	7 56	
Freit.	5 Johann Malleus	Nathan; Herkul.	5 18	6 37	♏	8 10	
Sonn.	6 Matthias Weibel	Magnus	5 20	6 35	♐	8 31	
37. W.	16. Trinitat.	Ev. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.					
Sonnt.	7 Lazarus Spengler	Regina	5 22	6 33	♐	9 1	☽
Mont.	8 Corbinian	Mariä Geb.	5 24	6 30	♑	9 46	E. V.
Dienst.	9 Ludw. Paschali	Bruno. Gorgon.	5 25	6 28	♑	10 50	Ab.
Mittw.	10 Paul Speratus	Soſthen. Jodocus	5 27	6 26	♒	Mg.	4 50
Donn.	11 Johann Brenz	Protus	5 29	6 23	♒	12 12	
Freit.	12 Dionyſius Peloquin	Syrus. Tobias	5 30	6 21	♒	Aufg.	
Sonn.	13 Wilhelm Farel	Amatus. Matern.	5 32	6 19	♓	Ab.	
38. W.	17. Trinitat.	Ev. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 19. Ep. Epheſ. 4.					
Sonnt.	14 Cyprianus	† Erhöhung	5 34	6 16	♓	6 30	○
Mont.	15 Argula v. Grumbach	Nicomedes	5 35	6 14	♈	6 42	V. M.
Dienst.	16 Euphemia	Euphemia	5 37	6 11	♈	6 54	Ab.
Mittw.	17 Lambert	Lambert	5 39	6 9	♉	7 9	3 2
Donn.	18 A. G. Spangenberg	Titus	5 40	6 7	♉	7 28	
Freit.	19 Thomas v. St. Paul	Januar. Mikleta	5 42	6 4	♊	7 55	
Sonn.	20 Magdalena Luther	Fauſta	5 44	6 2	♊	8 35	
39. W.	18. Trinitat. [1])	Ev. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1 Cor. 1.					
Sonnt.	21 Matthäus	Matthäus	5 45	6 0	♋	9 30	☾
Mont.	22 Emmeram	Moriz	5 47	5 57	♋	10 39	L. V.
Dienst.	23 5 Märt. v. Genf	Hoſeas. Thekla	5 48	5 55	♌	11 55	Mg.
Mittw.	24 Joh. Jac. Moſer	Joh. Empf. Gerh.	5 50	5 53	♌	Mg.	6 42
Donn.	25 P. Rabaut; A. Rel. Fr.	Cleophas	5 52	5 50	♌	1 14	
Freit.	26 Lioba	Cyprian	5 53	5 48	♍	2 30	
Sonn.	27 Philippina Graveron	Cosm. u. Dam.	5 55	5 45	♍	Untg.	
40. W.	19. Trinitat.	Ev. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Epheſ. 4.					
Sonnt.	28 Pet. Flyſt. u. A. Clar.	Wenzel	5 57	5 43	♎	Ab.	N. M.
Mont.	29 Michaelis [2])	Michaelis	5 59	5 41	♎	5 45	●
Dienst.	30 Hieronymus	Hieronymus	6 0	5 39	♎	5 54	Mg. 4 41

1) Bußt. in der Schweiz. 2) Erndtefeſt in der Stadt Braunſchweig.

Planeten-Erſcheinung.

☿ iſt in dieſem Monat nicht ſichtbar.

♀ wieder ſichtbar erſt zu Ende dieſes Monats, wo ſie um 6¼ U. in W. z. S. untergeht.

♂ geht Abends um 8¼ U. in S. W. z. W. unter.

♃ ſteht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 27ſten mit der ☉ in ☍ kommt.

♄ geht Abends um 11 U. in N. O. auf.

10. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Tagl.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.
Mittw.	1 Remigius	Remigius	6 2	5 36	♏	6 4	
Donn.	2 Leodegar	Vollrad. Leodegar	6 4	5 34	♏	6 17	
Freit.	3 Die beiden Ewalde	Ewald. Jairus	6 5	5 32	♐	6 35	
Sonn.	4 Franciscus	Franz	6 7	5 29	♐	7 0	
41. W.	20. Trinitat. [1]	Ev. Vom hochzeitl. Kleide, Matth. 22.				Ep. Epheſ. 5.	
Sonnt.	5 Petrus Carneſecchi	Aurelia. Placidus	6 9	5 27	♐	7 39	
Mont.	6 Heinrich Albert	Fides	6 11	5 24	♑	8 34	
Dienſt.	7 Theodor Beza	Amalia	6 12	5 22	♑	9 47	☽
Mittw.	8 Robert Groſthead	Pelagia	6 14	5 20	♒	11 11	E. V.
Donn.	9 Dionyſius Areop.	Dionyſius	6 16	5 17	♒	Mg.	Mg.
Freit.	10 Juſtus Jonas	Gideon	6 17	5 15	♓	12 42	6 31
Sonn.	11 Ulrich Zwingli	Burchard	6 19	5 13	♓	2 14	
42. W.	21. Trinitat.	Ev. Von des Königſchen Sohn, Joh. 4.				Ep. Epheſ. 6.	
Sonnt.	12 Heinr. Bullinger	Maximilian	6 21	5 11	♈	Aufg.	
Mont.	13 Eliſabeth Frey	Colomann	6 23	5 8	♈	Ab.	○
Dienſt.	14 Nicolaus Ridley	Calixtus	6 25	5 6	♉	5 12	V. M.
Mittw.	15 Aurelia	Hedwig. Thereſe	6 26	5 4	♉	5 30	Ab.
Donn.	16 Gallus	Gallus	6 28	5 2	♊	5 53	11 53
Freit.	17 Aufh. d. Ed. v. Nantes	Florentin	6 30	5 0	♊	6 28	
Sonn.	18 Lucas	Lucas Ev.	6 32	4 57	♋	7 18	
43. W.	22. Trinitat.	Ev. Vom Schalksknecht, Matth. 18.				Ep. Phil. 1.	
Sonnt.	19 Chriſt. Schmid	Ptolemäus. Ferd.	6 34	4 55	♋	8 25	
Mont.	20 F. Lamb. v. Avignon	Wendelin	6 35	4 53	♌	9 41	☾
Dienſt.	21 Hilarion	Urſula	6 37	4 51	♌	11 1	L. V.
Mittw.	22 Hedwig [2]	Cordula	6 39	4 49	♌	Mg.	Ab.
Donn.	23 Heinrich Marthyn	Severinus	6 41	4 47	♍	12 19	7 0
Freit.	24 Arethas; Weſt. Fr.	Salome	6 43	4 45	♍	1 33	
Sonn.	25 Johann Heß	Criſp. Wilhelmine	6 44	4 43	♎	2 45	
44. W.	23. Trinitat.	Ev. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22.				Ep. Phil. 3.	
Sonnt.	26 Friedr. III. v. d. Pfalz	Amandus	6 46	4 41	♎	3 56	
Mont.	27 Frumentius	Sabina	6 48	4 39	♎	5 7	
Dienſt.	28 Simon, Juda	Simon u. Juda	6 50	4 37	♍	Aufg.	●
Mittw.	29 Alfred d. Große	Engelh. Narciſſus	6 52	4 35	♍	Ab.	N. M.
Donn.	30 Jacob Sturm	Hartmann	6 54	4 33	♐	4 41	Ab.
Freit.	31 Reformationsf.	Wolfg. Ref. feſt	6 55	4 31	♐	5 4	10 48

1) Erndteſeſt in Preußen, Baiern, Hannover und auf dem Lande in Braunſchweig.
2) Bußt. in Hannover.

Planeten-Erſcheinung.

☿ ſichtb. zu Ende dieſes Mon. (ſeit dem 25ſten), wo er Morg. um 5¼ U. in O. S. O. aufgeht.
♀ geht Abends um 5¾ U. in S. W. z. W. unter.
♂ geht Abends um 7¼ U. in S. W. unter.
♃ geht Morg. um 4¼ U. in W. unter.
♄ geht Abends um 9¼ U. in N. O. z. O. auf.

11. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Aufg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Sonnen- Zeich.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.
Sonn.	1 **Aller Heiligen** [1])	Aller Heiligen	6 57	4 29	♐	5 38	
45. W.	24. Trinitat.	Ev. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.					
Sonnt.	2 Victorinus	Aller Seelen	6 59	4 27	♑	6 27	
Mont.	3 Pirmin	Gottlieb. Hubert	7 1	4 25	♑	7 33	
Dienst.	4 Joh. Albr. Bengel	Charlotte. Emerich	7 3	4 23	♒	8 53	
Mittw.	5 Hans Egede	Blandina	7 5	4 21	♒	10 19	☽
Donn.	6 Gustav Adolf	Leonhard	7 7	4 20	♓	11 47	E. V.
Freit.	7 Willibrord	Engelbert. Erdmann	7 8	4 18	♓	Mg.	Ab.
Sonn.	8 Willehad	Gottfried. 4 Gekr.	7 10	4 16	♓	1 16	6 16
46. W.	25. Trinitat.	Ev. Vom Gräuel d. Verwüst., Matth. 24. Ep. 1 Thessal. 4.					
Sonnt.	9 Joh. v. Staupitz	Theodor	7 12	4 15	♈	2 45	
Mont.	10 Martin Luther	Probus. M. Luther	7 14	4 13	♈	4 16	
Dienst.	11 Martin Bisch.	Martin Bisch.	7 16	4 11	♉	Aufg.	
Mittw.	12 Livinus [2])	Jonas	7 17	4 10	♉	Ab.	○
Donn.	13 Arcadius	Briccius	7 19	4 8	♊	4 20	V. M.
Freit.	14 Pet. Mart. Vermili	Levinus	7 21	4 7	♊	5 4	Mg.
Sonn.	15 Johann Keppler	Leopold	7 23	4 5	♋	6 5	9 49
47. W.	26. Trinitat. [3])	Ev. Vom jüngsten Gericht, Matth. 25. Ep. 2 Thessal. 1.					
Sonnt.	16 Casp. Creuziger	Ottomar	7 25	4 4	♋	7 21	
Mont.	17 Bernward	Hugo	7 26	4 3	♌	8 42	
Dienst.	18 Gregor d. Erleuchter *	Ottou. Eug. Gelas.	7 28	4 1	♌	10 3	
Mittw.	19 Elisabeth	Elisabeth	7 30	4 0	♍	11 20	☾
Donn.	20 Johann Williams	Edmd. Amos. Emilie	7 32	3 59	♍	Mg.	L. V.
Freit.	21 Columbanus * [4])	Mariä Opfer.	7 33	3 58	♍	12 33	Mg.
Sonn.	22 Joh. Oecolampad.	Cäcilie	7 35	3 56	♎	1 45	11 27
48. W.	27. Trinitat. [5])	Ev. Von zehn Jungfrauen, Matth. 25. Ep. 1 Thessal. 5.					
Sonnt.	23 Clemens v. Rom	Clemens	7 37	3 55	♎	2 54	
Mont.	24 Johann Knox	Chrysogon	7 38	3 54	♏	4 6	
Dienst.	25 Catharina	Catharina	7 40	3 53	♏	5 19	
Mittw.	26 Conrad	Conrad	7 42	3 51	♏	6 35	
Donn.	27 Margar. Blaarer	Loth. Busso	7 43	3 51	♐	Untg.	●
Freit.	28 Alexander Rousselᵉ)	Günther	7 45	3 50	♐	Ab.	N. M.
Sonn.	29 Saturninus	Noah. Eberhard	7 47	3 50	♑	4 24	Ab.
49. W.	1. Advent. [7])	Ev. Von Christi Einz. in Jerus., Matth. 21. Ep. Röm. 13.					
Sonnt.	30 **Andreas** *	Andreas	7 48	3 49	♑	5 26	4 54

1) Bußt. in Kurhessen.
2) Bußt. in Braunschweig.
3) Erndtefeß in Baden.
4) Bußt. im Kön. Sachsen.
5) Bußt. in Baden.
6) Bußt. in Mecklenb.-Schwerin.
7) Bußt. der Reformirten in Oesterreich.

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtb. in der ersten Hälfte dieses Mon. (am längsten, nehml. ¾ St. am 2. Nov.), geht Morg. um 5¼ U. in O. z. S. auf.
♀ geht Abends um 5¼ U., desgl. ♂ um 7 U. in S. W. unter.
♃ geht Morg. um 2⅔ U. in W. unter.
♄ geht Abends um 7¼ U. in N. O. z. O. auf.

11. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Tierkr.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.
Sonn.	1 **Aller Heiligen** [1])	Aller Heiligen	6 57	4 29	♐	5 38	
45. W.	24. Trinitat.	Ev. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.					
Sonnt.	2 Victorinus	Aller Seelen	6 59	4 27	♑	6 27	
Mont.	3 Pirmin	Gottlieb. Hubert	7 1	4 25	♑	7 33	
Dienst.	4 Joh. Albr. Bengel	Charlotte. Emerich	7 3	4 23	♒	8 53	
Mittw.	5 Hans Egede	Blandina	7 5	4 21	♒	10 19	☽
Donn.	6 Gustav Adolf	Leonhard	7 7	4 20	♓	11 47	E. V.
Freit.	7 Willibrord	Engelbert. Erdmann	7 8	4 18	♓	Mg.	Ab.
Sonn.	8 Willehad	Gottfried. 4 Gekr.	7 10	4 16	♓	1 16	6 16
46. W.	25. Trinitat.	Ev. Vom Gräuel d. Verwüst., Matth. 24. Ep. 1 Thessal. 4.					
Sonnt.	9 Joh. v. Staupitz	Theodor	7 12	4 15	♈	2 45	
Mont.	10 Martin Luther	Produs. M. Luther	7 14	4 13	♈	4 16	
Dienst.	11 Martin Bisch.	Martin Bisch.	7 16	4 11	♉	Aufg.	
Mittw.	12 Livinus [2])	Jonas	7 17	4 10	♉	Ab.	○
Donn.	13 Arcadius	Briccius	7 19	4 8	♊	4 20	V. M.
Freit.	14 Pet. Mart. Vermili	Levinus	7 21	4 7	♊	5 4	Mg.
Sonn.	15 Johann Keppler	Leopold	7 23	4 5	♋	6 5	9 49
47. W.	26. Trinitat. [3])	Ev. Vom jüngsten Gericht, Matth. 25. Ep. 2 Thessal. 1.					
Sonnt.	16 Casp. Creuziger	Ottomar	7 25	4 4	♋	7 21	
Mont.	17 Bernward	Hugo	7 26	4 3	♌	8 42	
Dienst.	18 Gregor d. Erleuchter	Ottou. Eug. Gelas.	7 28	4 1	♌	10 3	
Mittw.	19 Elisabeth	Elisabeth	7 30	4 0	♍	11 20	☾
Donn.	20 Johann Williams	Edmd. Amos. Emilie	7 32	3 59	♍	Mg.	L. V.
Freit.	21 Columbanus [4])	Mariä Opfer.	7 33	3 58	♍	12 33	Mg.
Sonn.	22 Joh. Oecolampad.	Cäcilie	7 35	3 56	♎	1 45	11 27
48. W.	27. Trinitat. [5])	Ev. Von zehn Jungfrauen, Matth. 25. Ep. 1 Thessal. 5.					
Sonnt.	23 Clemens v. Rom	Clemens	7 37	3 55	♎	2 54	
Mont.	24 Johann Knox	Chrysogon	7 38	3 54	♏	4 6	
Dienst.	25 Catharina	Catharina	7 40	3 53	♏	5 19	
Mittw.	26 Conrad	Conrad	7 42	3 52	♏	6 35	
Donn.	27 Margar. Blaarer	Loth. Busso	7 43	3 51	♐	Untg.	●
Freit.	28 Alexander Rousel [6])	Günther	7 45	3 50	♐	Ab.	N. M.
Sonn.	29 Saturninus	Noah. Eberhard	7 47	3 50	♑	4 24	Ab.
49. W.	1. Advent. [7])	Ev. Von Christi Einz. in Jeruf., Matth. 21. Ep. Röm. 13.					
Sonnt.	30 **Andreas**	Andreas	7 48	3 49	♑	5 26	4 54

1) Bußt. in Kurhessen. 2) Bußt. in Braunschweig. 3) Erndefest in Baden. 4) Bußt. im Kön. Sachsen. 5) Bußt. in Baden. 6) Bußt. in Mecklenb.-Schwerin. 7) Bußt. der Reformirten in Oesterreich.

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtb. in der ersten Hälfte dieses Mon. (am längsten, nehml. ¾ St. am 2. Nov.), geht Morg. um 5¼ U. in O. z. S. auf.
♀ geht Abends um 5¼ U., desgl. ♂ um 7 U. in S. W. unter.
♃ geht Morg. um 2¾ U. in W. unter.
♄ geht Abends um 7¼ U. in N. O. z. O. auf.

12. Mon.	Verbesserter evang. Kalender.	Alter evang. Kalender.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Tierkr.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.
Mont.	1 Eligius	Arnold. Longin	7 49	3 48	♒	6 42	
Dienst.	2 Joh. Ruysbroek	Candidus. Aurelia	7 51	3 47	♒	8 6	
Mittw.	3 Gerhard Groot	Cassian	7 52	3 47	♒	9 32	
Donn.	4 Gerhard v. Zütphen	Barbara	7 54	3 46	♓	10 58	
Freit.	5 Crispina [1])	Abigail	7 55	3 46	♓	Mg.	☾
Sonn.	6 Nicolaus	Nicolaus	7 56	3 45	♈	12 23	E. V.
50. W.	2. Advent.	Ev. Von d. Zeichen d. jüngst. Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.					
Sonnt.	7 Phil. Friedr. Hiller	Agathon	7 58	3 45	♈	1 50	Mg.
Mont.	8 Martin Rinkard [2])	Mariä Empf.	7 59	3 45	♉	3 19	4 20
Dienst.	9 Benjamin Schmolck	Joachim	8 0	3 44	♉	4 52	
Mittw.	10 Paul Eber	Judith	8 1	3 44	♊	Aufg.	
Donn.	11 Heinr. v. Zütphen	Damasus	8 2	3 44	♊	Ab.	○
Freit.	12 Vicelin	Epimachus	8 3	3 44	♋	3 44	V. M.
Somn.	13 Odilia; Berthold	Lucia u. Ottilia	8 4	3 44	♋	4 55	Ab.
51. W.	3. Advent.	Ev. Von Johannis Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.					
Sonnt.	14 Dioscurus *	Nicasius	8 5	3 44	♌	6 16	9 6
Mont.	15 Christiana	Johanna. Ignat.	8 6	3 44	♌	7 40	
Dienst.	16 Adelheid	Ananias	8 7	3 44	♌	9 0	
Mittw.	17 Sturm [3])	Lazarus	8 8	3 44	♍	10 16	
Donn.	18 Veit L. v. Seckendorf	Christoph. Wunib.	8 9	3 45	♍	11 29	
Freit.	19 Clemens v. Alex. *	Loth. Manass. Nem.	8 9	3 45	♎	Mg.	☾
Sonn.	20 Abraham	Abraham. Amon	8 10	3 46	♎	12 41	L. V.
52. W.	4. Advent.	Ev. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.					
Sonnt.	21 **Thomas**	Thomas	8 10	3 46	♎	1 51	Mg.
Mont.	22 Hugo M'Kail	Beata	8 11	3 46	♏	3 3	7 37
Dienst.	23 Anna dû Bourg	Victoria. Dagob.	8 12	3 47	♏	4 18	
Mittw.	24 Heilige Abend	Adam, Eva	8 12	3 48	♐	5 35	
Donn.	25 **Christtag** *	Christtag	8 13	3 48	♐	6 52	
Freit.	26 Stephanus	Stephanus	8 13	3 49	♑	Untg.	
Sonn.	27 **Johannes**	Johann. Ev.	8 13	3 50	♑	Ab.	●
53. W.	Sonnt. n. Chr. Geb.	Ev. Von Simeon u. Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.					
Sonnt.	28 Unschuld. Kinder	Unschuld. Kinder	8 13	3 51	♑	4 28	N. M.
Mont.	29 David	Jonathan	8 13	3 52	♒	5 52	Mg.
Dienst.	30 Christ. v. Württemb.	David	8 13	3 53	♒	7 20	9 38
Mittw.	31 Joh. Wycliffe	Sylvester	8 13	3 54	♓	8 46	

1) Bußt. in S. Weimar, S. Gotha, S. Coburg u. S. Meiningen.
2) Bußt. der Lutheraner in Oesterreich. 3) Bußt. in Hannover.

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 10ten obere ☌ ☉) ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Abends um 6¼ U. in S. W. z. W. unter.
♂ geht Abends um 7¼ U. in S. W. z. W. unter.
♃ geht Nachts um 12¼ U. in W. unter.
♄ geht Abends um 5 U. in N. O. auf und steht sonach die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 1sten Jan. mit der ☉ in ☍ kommt.

Erklärung des Kalenders.

Der vorstehende Kalender enthält, wie es sonst herkömmlich ist, einen chronologischen, einen kirchlichen und einen astronomischen Bestandtheil.*)

Jedem Monat nehmlich ist eine Seite gewidmet. Die erste Rubrik nebst der ersten Reihe der zweiten giebt Wochentag und Datum; die andere Reihe der zweiten Rubrik enthält die Namen des verbesserten evangelischen Kalenders, einschließlich der Festtage, — die dritte Rubrik die Namen des bisherigen evangelischen Kalenders: auch ist über jedem Sonntag sein Name mit den Pericopen angegeben. Ein den Namen der zweiten Rubrik beigesetzter Stern zeigt die Personen an, deren Lebensbilder weiterhin (S. 79 ff.) mitgetheilt werden.

Die noch übrigen Rubriken von der vierten an enthalten Auf- und Untergang der Sonne, so wie den Lauf des Mondes durch die Zeichen des Thierkreises, Auf- und Untergang desselben und den Eintritt der Mondviertel. Endlich ist unten die Planeten-Erscheinung angegeben und zwar in der Regel für die Mitte des Monats.

Diesem astronomischen Kalender liegt die geographische Breite und die Zeit von Berlin zum Grunde. Es sind also die Zeitangaben für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond, für den Eintritt der Mondviertel so wie der Jahreszeiten (auf Seite 1) in mittlerer Berliner Zeit verstanden. Ferner gilt der hier angegebene Auf- und Untergang von Sonne und Mond genau nur für die Breite von Berlin (52° 30′); während unter andern Breiten, je nach der Entfernung und dem Datum, die Zeiten mehr oder weniger abweichen. Man kann aber leicht durch eine bloße Addition oder Subtraction aus den für die Berliner Breite geltenden Angaben den Sonnen-Auf- und Untergang bis auf eine Minute genau für alle Oerter in ganz Deutschland und der Schweiz so wie im Elsaß, in Belgien und den Niederlanden, überhaupt zwischen 45° bis 56° nördl. Breite finden mittelst einer für jedes Jahr gültigen Tafel, die im zweiten Jahrgang (für 1851) dem Monats-Kalender beigegeben, auch daselbst (S. 28. 38 f.) erläutert ist.

---

*) In einer kleinern Anzahl Exemplare für solche Länder, in denen die Stempelgesetzgebung der Einführung auswärtiger Kalender entgegensteht, ist nur im Allgemeinen das Kirchliche Namenverzeichniß aufgenommen, mit Auslassung aller auf das Jahr 1856 bezüglichen kirchlichen und astronomischen Angaben; hingegen eine Uebersicht der kirchlichen Festordnung für die nächsten 10 Jahre hinzugefügt.

Einleitung.

1. Der kirchliche Kalender.

1. Der verbesserte evangelische Kalender ist unverändert geblieben, wie er seit dem ersten Jahrgang dieses Jahrbuchs, für 1850, aufgestellt worden. Von der Herleitung und Zusammensetzung desselben ist schon in der Einleitung daselbst (S. 1—9) Rechenschaft gegeben. Eine kurze Erläuterung sämmtlicher Namen dieses Kalenders findet sich, geordnet nach den Ländern und demnächst nach den Zeiten, im ersten Jahrgang (S. 20—36), und allgemein nach den Zeiten geordnet, im zweiten Jahrgang (S. 53—65); das alphabetische Verzeichniß dieser Namen enthält der vierte Jahrgang (S. 37—42).

2. Der alte evangelische Kalender ist nicht aus einem einzelnen protestantischen Kalender genommen, sondern aus protestantischen Kalendern von ganz Deutschland im Durchschnitt abgeleitet. Worüber in der Einleitung des Jahrgangs 1851 (S. 33—37) nähere Nachweisung gegeben ist.

3. Die Rubrik des verbesserten evangelischen Kalenders zeigt auch die evangelischen Festtage an, die überall dieselben sind; dazu ist unterhalb des Textes von den besondern Feiertagen, in deren Anordnung Verschiedenheit obwaltet, für die größern deutschen Landeskirchen so wie für die Schweiz der Buß- und Bettag seit dem Jahrg. 1853 und das Erndtefest (so weit es an einem festen Tage gefeiert wird) seit dem Jahrg. 1855 angesetzt. Erläuterungen über dieselben sind in den Jahrgängen 1853 (S. 29—36) und 1854 (S. 56—68) gegeben.

2. Die Lebensbilder.

An den verbesserten evangelischen Kalender knüpfen sich die Lebensbilder*), deren diesmal 20 mitgetheilt werden; eine Ueber-

*) Ausnahmsweise bringt der gegenwärtige Jahrgang das Lebensbild zu einem Namen (der Elisabeth Königin von Dänemark), der dem evangelischen Kalender noch nicht angeeignet ist, jedoch späterhin bei der vorbehaltenen Revision desselben darin aufzunehmen sein möchte.

sicht derselben, wie sie nach den Zeiten und Ländern sich vertheilen, folgt zu Anfang derselben, S. 78. — Von den vorigen Jahrgängen enthalten die beiden ersten jedesmal 28, der dritte 24, der vierte 26, der fünfte 23, der sechste 21 Lebensbilder: zusammen 150, von denen ein alphabetisches Verzeichniß im sechsten Jahrgang (S. 222 f.) gegeben ist.

3. Die Kunstbeilagen.

1. Das Bild auf der Vorderseite des Umschlags stellt, wie bisher, Christus als den guten Hirten dar, nach einem Wandgemälde in einem altchristlichen Cömeterium bei Rom. Die nähere Beschreibung und Erklärung desselben s. im Jahrg. 1852, S. 24 f.

2. Die Tafel zu S. 59 enthält die Abnahme Christi vom Kreuz, wie dieselbe in fast lebensgroßen Figuren in natürlichem Felsen am Egsterstein in Westphalen ausgemeißelt ist. Unsere Abbildung ist eine Verkleinerung der Zeichnung von Bandel, welche in Steindruck bei Maßmanns Egsterstein, Weimar, 1846. sich findet. Eine Erklärung dieses Bildwerks folgt S. 59 ff.

3. Die Tafel zu S. 73 zeigt die sieben Stufen zum seligen Leben nach einem Gemälde in Tempera aus dem 15. Jahrhundert in der Art des Fra Giov. Angelico da Fiesole ($19\frac{1}{8}$ Zoll rheinl. hoch, $13\frac{3}{8}$ Zoll breit), welches im Besitz des christlichen Museums der Universität zu Berlin sich befindet. Eine Erläuterung dieser Malerei folgt S. 73 ff.

4. Das Bild der Verkündigung Mariä zu der Schilderung dieser Epoche aus dem Leben Jesu ist nach dem Kupferstich von Martin Schongauer aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (bei Bartsch P. gr. T. VI. p. 120. n. 3.) ausgeführt.

5. Das Bild Albrecht Dürers zu seiner Biographie stellt ihn dar nach dem Kupferstich von Lucas Kilian vom J. 1608, dem ein Originalbild von Dürer selbst zum Grunde liegt.

6. Auf der Rückseite des Umschlags ist der Phönix auf dem Scheiterhaufen abgebildet nach einem Gemälde auf Tapeten des 15. Jahrhunderts im Museum Clüny zu Paris. Das Nähere zur Beschreibung dieses Gemäldes und zur Erläuterung jenes Sinnbildes enthält der Jahrgang 1851, S. 41 f.

Vermischte Aufsätze.

1. Die Musik des Himmels.

„Musik des Himmels", „Gesang der Sphären", — das sind Worte, die selbst unverstanden oder nur von einer dunkeln Vorstellung begleitet (wie es häufig der Fall sein wird), doch die Ahnung von einem tiefern Sinn in der Seele wecken und ihr im voraus freudige Zustimmung entlocken zu einer noch verborgenen Bedeutung. Denn gern überredet man sich, daß es in jenen Sphären nicht lautlos zugeht: wohl mögen an ein Ohr, das nicht erfüllt ist vom Geräusch der Welt, aus den lichten Höhen Töne herniederschweben wie ein Loblied dessen, der über den Himmeln seinen Sitz hat; während in schweigender Nacht der unsterbliche Zug der Gestirne den leise Aufmerkenden wie mit einem Liede aus der Heimath anspricht.

Doch weniger diesem ganzen Himmelsheer gilt das, was man von Alters Musik des Himmels genannt hat; sondern vornehmlich unserem Sonnensystem, also Sonne, Mond und Planeten. Von ihnen wurde gelehrt nicht allein, daß sie in einem harmonischen Verhältniß von einander abstehen, gestimmt gleich den Saiten einer Leier; sondern auch, daß wie beim Spiel der Leier diese Harmonie lebendig sei, indem sie vermöge der Bewegung Töne von sich geben. An der Bildung dieser Lehre haben ganz verschiedene Stimmungen und Thätigkeiten Antheil: einestheils die mathematisch-musikalische Speculation, welche die Stelle der Astronomie vertrat, die damals noch in ihrer Kindheit war: die Lehre nehmlich verdankt ihren Ursprung der ältesten griechischen Philosophie; — anderntheils

das poetische Naturgefühl, welches auch darin sich bethätigte, daß es der mathematischen Formel ein mythisches Gewand anlegte. — Beides aber, die Speculation wie der Mythus, ist auf das christliche Alterthum und das Mittelalter übergegangen: lange haben die mittelalterlichen Lehrbücher der Musik auch der Musik des Himmels gedacht; und als seit dem dreizehnten Jahrhundert gelehrter Widerspruch die Theorie zum Schweigen brachte, fand sie in ihrer poetisch-mythischen Gestalt Aufnahme und Empfehlung bei den zeichnenden Künsten. Aehnlich ist es in der neuern Zeit gegangen: jene Lehre ist seit der Reformation von den größten Theologen und Astronomen gewürdigt worden; und wenn solche auch darauf verzichteten in ihrer frühesten Gestalt sie aufrecht zu erhalten, so hat die Poesie ihr altes Anrecht an ihr geltend gemacht. Das bezeugt, um des großen brittischen Dichters nicht zu gedenken, das Wort Göthe's, womit im Prolog des Faust der Erzengel Raphael anhebt:

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchrieb'ne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.

Indessen weder die Poesie noch die Astronomie kann dieser Lehre ganz gerecht werden: die letztere nicht, weil dieselbe weniger enthält, als die Wissenschaft fordern muß; — die erstere nicht, weil sie mehr als blos poetisch ist. Vielmehr der letzte Grund derselben ist ein religiöser: darum hatte sie auch eine Anknüpfung in der Religion der Griechen. Das rechte Verständniß aber, nicht ohne dichterische Erhebung, jedoch in schlichter Wahrheit, giebt die geoffenbarte Religion und zwar die des Alten Testaments, welches der Naturseite mehr zugewendet ist, als das Neue Testament: daher wir von der alttestamentlichen Betrachtung des gestirnten Himmels ausgehn wollen.

1. Der gestirnte Himmel nach dem Alten Testament.

Die heilige Schrift Alten Testaments läßt oft in das „Buch der Natur" hineinblicken und verkündet daraus die Herrlichkeit des Schöpfers, dessen Werke zu Lob und Dank gegen ihn aufrufen.

Und zwar umfassen diese Werke alles was da ist, das ganze Universum, wie es gewöhnlich mit dem Wort Himmel und Erde zusammengefaßt wird. So wird Gott, „der Schöpfer aller Dinge" (Sirach 24, 12), gepriesen, daß er die Erde gegründet und seiner Hände Werke die Himmel sind (Ps. 102, 26. vergl. Spr. 3, 19).

Wie aber der Himmel eher geschaffen ist als die Erde und an Erhabenheit und Pracht sie übertrifft; so wird er auch vorangestellt in der andächtigen Betrachtung der Werke Gottes.

Derselbe bezeichnet zunächst die Sphäre, die um die Erde sich wölbt (vergl. Amos 9, 6), genannt die „Veste" oder das Firmament (1 Mos. 1, 8); dann aber auch die Himmelskörper, die an derselben sichtbar sind, Sonne, Mond und Sterne, — welche auch besonders als „Heer des Himmels" (5 Mos. 4, 19) neben ihm aufgeführt werden. „Ich bin", spricht Jehova, „der den Himmel ausgebreitet hat, und habe allem seinem Heer geboten" (Jes. 45, 12). Dabei sind es die einfachsten Wahrnehmungen, wie sie die unmittelbare Betrachtung des gestirnten Himmels eingiebt, die zu dem Preise der Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers leiten.

Es wird zuerst gepriesen das Licht, das von jenen Sternen ausstrahlt, wie es schon in der Schöpfungsgeschichte vorzugsweise bemerkt wird: Gott machte zwei große Lichter, dazu auch Sterne, und setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde (1 Mos. 1, 15—17. Jerem. 31, 35). Eine lebendig ausgeführte Schilderung dieser Himmelserscheinungen giebt Sirach (3, 1 ff.): „Man siehet seine Herrlichkeit an der mächtigen großen Höhe, an dem hellen Firmament, an dem schönen Himmel. Die Sonne, wenn sie aufgeht, verkündet sie den Tag; sie ist ein Wunderwerk des Höchsten. Es leuchtet auch das ganze himmlische Heer in der Höhe am Firmament und die hellen Sterne zieren den Himmel. Also hat sie der Herr in der Höhe heißen die Welt erleuchten." Auch der Apostel Paulus spricht von der Klarheit und Herrlichkeit der Himmelskörper (1 Cor. 15, 41).

Es ist zweitens die zahllose Menge, die zu fassen menschliches Vermögen zu kurz ist. So läßt Gott den Abraham hinausgehen und spricht zu ihm: „Sieh gen Himmel und zähle die Sterne, kannst du sie zählen?" woran er die Verheißung knüpft: „also soll dein Same sein" (1 Mos. 15, 5. vergl. 22, 17. Hebr. 11, 12). Aber der Schöpfer weiß sein Werk: er kennt sie sämmtlich einzeln die Sterne, die er „alle mit Namen nennet", wie es im Psalter heißt (147, 4), und wie auch Jesaias ihn preiset (40, 26): „Hebt zur Himmelshöhe eure Augen und schauet! Wer hat diese geschaffen? Der herausführt ihr Heer nach der Zahl, sie alle ruft bei Namen; ob seiner großen Macht und gewaltigen Stärke bleibt keiner aus."

Damit ist auch das dritte und vornehmste angezeigt, die Ordnung, welche die Himmelskörper beobachten, wodurch die Welt ihren Bestand hat und worin sie dem Rufe Gottes gehorsam

sind. „Er hält sie", heißt es im Psalter (148, 6) „immer und ewiglich; er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen." Diese Ordnung in ihrer Bewegung giebt den Maßstab für die Eintheilung der Zeit: am augenscheinlichsten bei Sonne und Mond, weshalb diese insbesondere als Vorsteher und Austheiler der Zeiten bezeichnet werden (1 Mos. 1, 16. 18. Ps. 104, 19). „Die Sonne macht alle Tage im Jahre gleich" (Sirach 33, 7); „und der Mond muß scheinen zu seiner Zeit, und die Monate unterscheiden und das Jahr austheilen" (ebendas. 43, 6).

Dieselbe Ordnung wird von den Sternen überhaupt bemerkt: „auf das Gebot des Heiligen stehen sie in Ordnung und werden nicht müde in ihrem Wachen", heißt es beim Sirach (43, 11). Auch werden einige merkwürdige Sternbilder namhaft gemacht zum Zeugniß gegenüber menschlicher Vermessenheit, daß Gott es ist, der sie in ihrer Stellung zu einander beharren läßt und ihre Bewegung leitet; das ist die Frage Jehovas an Hiob (38, 31. 32): „Knüpfest du die Bande des Siebengestirns, oder kannst du die Fesseln Orions lösen? Führest du des Thierkreises Bilder hervor zu ihrer Zeit, und leitest du den Bären neben seinen Kindern." Da ist, wie es scheint, von der jährlichen Bewegung der Thierkreisbilder, aber von dem täglichen Umlauf des Bären die Rede, während die beiden andern Sternbilder nach ihrer unwandelbaren Zusammensetzung aufgefaßt werden. Außer diesen drei Sternbildern (die bei Hiob auch schon früher vorkommen 9, 9) ist dort nur der Drache noch erwähnt (Hiob 26, 13); andere Sternbilder werden im Alten Testament nicht namhaft gemacht.

Von den Planeten aber, im Unterschied von den Fixsternen, ist überhaupt daselbst nicht die Rede, wenn auch der hellste unter ihnen, die Venus, als Morgenstern den Hebräern bekannt war (Jes. 14, 12). Sonst werden noch einzelne Planeten genannt nur vermöge des Götzendienstes, der mit ihnen bei benachbarten Völkern getrieben wurde, aber hin und wieder auch unter den Hebräern eindrang, und zwar mit dem Namen, der in diesem Cultus ihnen zukam: so scheint durch das Gestirn des Chijun (im Griech. Rephan) bei Amos 5, 26. und Apostelgesch. 7, 43. der Planet Saturn bezeichnet zu sein.

Noch weniger hat die Stellung der Planeten zu einander und das rhythmische Verhältniß in ihren Bewegungen Gegenstand der Betrachtung im Alten Testament sein können. Doch sind später in der christlichen Kirche einige alttestamentliche Stellen benutzt, um

die Lehre von der Musik der Sphären daran anzuknüpfen oder darin wiederzufinden.

Das sind vornehmlich die Stellen Ps. 19, 1. 5: „die Himmel erzählen die Ehre Gottes; durch alle Lande gehet ihr Klang", und Ezechiel 1, 24: „Ich hörete die Flügel rauschen wie große Wasser und wie ein Getöne des Allmächtigen wenn sie gingen." Schon die alexandrinischen Theologen des dritten Jahrhunderts haben von diesen Stellen jene Anwendung gemacht: auf die letztere hat Origenes, wie es scheint, auf die erstere Dionysius sich berufen. Deutlicher schienen noch zwei andere Stellen die Vorstellung von der Himmelsmusik zu enthalten; die eine, Hohelied 6, 10: „tönend wie die Sonne" (nach der griechischen Uebersetzung des Aquila), worauf Ambrosius, Bischof von Mailand im 4. Jahrhundert Bezug nimmt; die andere, Hiob 38, 37: „wer wird die Musik des Himmels zum Schweigen bringen?" (concentum coeli quis dormire faciet, nach der lateinischen Uebersetzung der Vulgata), worauf als eine biblische Anerkennung der himmlischen Harmonie der Mönch Aurelian im 9. Jahrhundert und man später gewöhnlich sich beruft. Allein die beiden letzten Stellen konnten nur in Folge falscher Uebersetzung hieher gezogen werden, da sie nach dem hebräischen Urtext lauten, die erstere: „rein wie die Sonne"; die andere: „des Himmels Krüge wer gießt sie aus." Aber auch die erstgenannten Stellen würden kaum auf die Vorstellung von einer Musik des Himmels geleitet haben, wenn dieselbe nicht anderweit durch das klassische Alterthum dargeboten wäre. In der That ist auch dem Origenes (von Ambrosius) es zum Vorwurf gemacht, daß er sie von einem heidnischen Weltweisen, von Plato entlehnt habe.

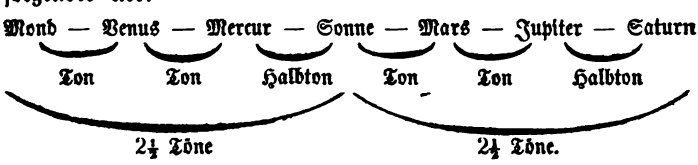
2. Die Musik des Himmels nach dem klassischen Alterthum.

a) Die Lehre.

Indessen ist Plato nicht der erste, der von der Musik des Himmels gelehrt hat, sondern Pythagoras; noch mehr aber dieser selbst und er allein unter allen Sterblichen soll jene erhabenen Weltsymphonien vernommen haben, — wie als ein Wort von ihm angeführt wird: „außer dem Leibe wallend habe ich die melodische Harmonie gehört." Er lehrte aber, daß die Planeten, wie alle schnell bewegten Körper Töne von sich gäben, die theils nach der Geschwindigkeit und Größe, theils nach den Zwischenräumen der Planeten verschieden wären: sie sollten aber in einem höchst

musikalischen Verhältniß zu einander stehen, so daß diese Harmonie vollkommener als irgend ein sterbliches Lied ertöne.

Nach ihm hat das Alterthum viele Systeme der Sphärenharmonie hervorgebracht; das älteste, welches später ihm zugeschrieben worden, besteht aus zwei verbundenen Viersaiten (Tetrachorden), indem von dem Monde zur Sonne wie von der Sonne zum Saturn $2\frac{1}{2}$ Töne, also jedesmal eine Quarte gerechnet werden, in folgender Art:



Und zwar wird der tiefste Ton dem Saturn, der höchste dem Monde zugeeignet (obwohl anderswo dies Verhältniß auch umgekehrt wird). Dies System ist also siebensaitig. Umfassender und künstlicher ist ein anderes ihm zugeschriebenes System von neun Saiten, indem noch (vor dem Monde) die Erde und (jenseits des Saturn) der Fixsternhimmel hinzugenommen und als deren Intervall sechs ganze Töne, also eine Octave, angenommen werden. Doch keins von beiden dürfte das ächt pythagorische sein, da Pythagoras die sieben Saiten der Leier um eine vermehrend des Octachords sich bedient haben soll. Die Leier aber sollte nur ein Nachbild sein der harmonischen Zusammensetzung des Weltgebäudes, welches selbst vermöge der Sphärenmusik von Einigen als Himmelsleier bezeichnet wird. Also lehrte er seine Schüler jene himmlische Musik durch die Leier und Gesang nachahmen, da sie selbst ihnen nicht vernehmbar war, und benutzte diese irdische Musik als erstes Bildungsmittel, um die Sitten der Menschen zu bessern und die Kräfte der Seele harmonisch zu stimmen, — wie man denen, welche wegen Uebermaaß des Lichtes in die Sonne selbst nicht sehen können, die Verfinsterung derselben in Wasser oder in flüssigem Pech oder in einem geschwärzten Spiegel zeigt.

Darin ist schon angedeutet, warum jene himmlische Musik nicht jedermann oder überhaupt nicht wahrnehmbar ist. Den Grund davon fand man (nach der nähern Mittheilung des Aristoteles) in der Gewohnheit, daß sofort von der Geburt an der Schall vorhanden sei, daher er nicht hervortrete in Beziehung auf die entgegengesetzte Stille: es gehe den Menschen mit der himmlischen Musik wie den Schmieden beim Ambos, die vor beständigem Getöse gar kein Ge-

töne hörten, — oder, wie wir hinzusetzen können, dem Müller beim Mühlrad. Man fand den Grund auch (wie bei Cicero zu lesen ist) in der Schwäche des menschlichen Gehörs: daß von dem Ton, den der Weltumschwung hervorbringe, die Ohren der Menschen betäubt seien, wie die Völkerschaft, welche an den Katarrakten des Nils wohnt, von der Gewalt des Geräusches das Gehör verloren habe; die Ohren der Menschen könnten jenen Ton nicht fassen, so wenig als sie in die Sonne sehen könnten, von deren Strahlen ihr Gesicht geblendet werde.

Durch solche Erklärungen schützte man sich gegen die Einwendung, wie es doch ungereimt scheine, daß wenn die Gestirne ein Tönen von sich gäben, wir von solcher himmlischen Musik nichts hören noch empfinden. Das wandte auch Aristoteles ein, der jedoch zuerst aus einem physikalischen Grunde mit der pythagorischen Annahme sich nicht befreunden konnte. Er giebt zu, daß *wenn* der herrschenden Meinung zufolge die Himmelskörper in der durch das All verbreiteten Luft oder im Feuer (Aether) sich bewegten, ein gewaltiger Ton entstehen müsse; er leugnet aber die Voraussetzung, da nach seiner Lehre nicht die Sterne sich bewegen, sondern die Sphären, in welchen die Sterne befestigt sind. Also geben die letztern auch keinen Ton: denn, sagt er, was selbst sich bewegt, giebt einen Ton; was aber in dem sich bewegenden fest oder enthalten ist, wie in einem Schiff dessen Theile, das kann keinen Ton hervorbringen und so auch das Schiff selbst nicht, wenn es im Fluß sich bewegt.

b) Der Mythus.

Von solchen physikalischen Bedenken wird nun die pythagorische Lehre gar nicht erreicht in der mythischen Gestalt, in der sie auch erscheint, — wenn nehmlich nicht die Himmelskörper selbst kraft ihrer Bewegung oder Schwingung; sondern persönliche Wesen, die auf ihnen ihren Sitz haben, als Urheber der Himmelsmusik gedacht werden.

Die eine Dichtung dieser Art findet sich bei Plato, der den Weg der Seelen schildernd im zehnten Buch der Republik ein Bild des Weltgebäudes entwirft. Eine Lichtsäule, durch den ganzen Himmel und die Erde gestreckt, bezeichnet die Weltaxe, an deren Ende die Spindel der Nothwendigkeit gespannt ist; diese Spindel hat acht Wirtel, einen in dem andern liegend, also einen äußern und sieben innere Kreise, — das sind die Fixsternsphäre und die sieben Planetensphären. Der Umschwung der letztern

geht in entgegengesetzter Richtung vor sich, als das Umkreisen der ganzen Spindel, welche gedreht wird im Schooß der Nothwendigkeit. „Und auf ihren Kreisen oben steht auf jedem eine Sirene, die mit herumbewegt wird, einen Ton von sich gebend, und die acht Töne fließen zusammen zu einer übereinstimmenden Harmonie. Umher aber sitzen in gleicher Entfernung, drei an der Zahl, jede auf einem Thron, die Töchter der Nothwendigkeit, die Mören, welche von Zeit zu Zeit mit der einen Hand angreifend die Umkreisungen der Spindel fördern, Klotho die äußere, Atropos die innern und Lachesis abwechselnd die eine und die anderen: diese singen zum Einklang der Sirenen, Lachesis das Vergangene, Klotho das Gegenwärtige und Atropos das Zukünftige."

Eine andere Dichtung nennt statt der Sirenen die Musen als Himmelssängerinnen, nach deren Neunzahl aber vorausgesetzt wird, daß eben so viele Sphären sich finden. Demnach werden den sieben Planeten noch die Erde und der Fixsternhimmel hinzugerechnet. Einer solchen Vertheilung der Musen gedenkt Plutarch, daß deren acht im Himmel, in den acht Sphären ihren Sitz haben, während die neunte den Raum unter dem Monde inne hat und den Sterblichen ihre Gaben spendet, — ohne daß dabei von einer Musik des Himmels die Rede ist. Diese aber wird ihnen beigemessen, doch so, daß auch den Himmelskörpern selbst ein harmonisches Geläute eigen sei, in der ausführlichen Schilderung des Martianus Capella, der auch näher auf ihre Vertheilung an die Himmelskörper eingeht, also daß zu Theil wird

dem Fixsternhimmel die Urania,
dem Saturn die Polymnia, dem Jupiter die Euterpe, dem Mars die Erato, der Sonne die Melpomene, der Venus die Terpsichore, dem Mercur die Kalliope, dem Monde die Klio;
die Thalia allein, (weil der sie tragende Schwan, der Last und des Fluges ungewohnt, den nährenden Sumpf aufgesucht hatte) sei auf der Erde zurückgeblieben und sitze in blühender Flur.

Mit den Musen aber hängt Apollo zusammen als ihr Führer, der selbst auch mit einem musikalischen Instrument begabt ist. Wird er nun als Sonnengott gedacht, so erscheint er auch als Führer der Sphärenmusik, für deren Zeichen und Sinnbild alsdann die Leier in seiner Hand gilt. So sagt Macrobius, daß unter der siebensaitigen Leier Apollo's die Bewegung eben so vieler Himmelskörper verstanden werde, denen die Natur die Sonne zum Lenker gegeben habe.

Vielleicht findet sich diese Bewegung und deren Harmonie angedeutet durch einige der Musen in einer bildlichen Darstellung

derselben, auf der berühmten Marmortafel jetzt im brittischen Museum, welche der Verherrlichung Homers gewidmet ist. Dort erscheinen an den Windungen des Helicon, auf dessen Gipfel Jupiter thront, seine Töchter, die neun Musen, während weiter abwärts in der corycischen Grotte Apollo mit der Leier sich befindet. Von ihnen bilden Urania und Terpsichore eine Gruppe: die letztere, die Muse des Tanzes, spielt die Leier, zwischen beiden liegt die Kugel der Urania, welche auf dieselbe wie auf das Spiel der Terpsichore aufmerksam den Blick gerichtet hält, eine Zusammenstellung, die an den Sphärentanz und die Urharmonie des Weltalls denken läßt; — wie anderswo Eros mit dem Beiwort der himmlische, das ist der weltschaffende, die Flöte spielend vorgestellt ist, worin auch die pythagorische Lehre von der Weltharmonie abgebildet sein mag.

Diese Dichtung und selbst die Kunstvorstellung ist auf das christliche Mittelalter übergegangen. Vorerst aber findet der einfache Gedanke der Himmelsmusik Eingang bei den Kirchenlehrern.

3. Die Musik des Himmels im christlichen Zeitalter.

Bevor wir zu den Kirchenlehrern übergehen, haben wir eines jüdischen Schriftstellers aus der ersten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts zu gedenken, des Philo in Alexandrien, welcher jüdische Gottesweisheit (Theosophie) mit griechischer, namentlich platonischer Weltweisheit verband und diese zu den christlichen Theologen hinübergeleitet hat. Einen Bestandtheil dieser Weisheit bildet auch die Lehre von der Musik des Himmels, der er aber einen zarten geistlichen, selbst biblischen Verstand abzugewinnen weiß. „Zwei Wesen", sagt er im ersten Buch von den Träumen, „können den Vater der Dinge lobpreisen und besingen, der Himmel und der menschliche Geist. Denn der Mensch hat zur Auszeichnung vor allen andern Geschöpfen die Fähigkeit erhalten, Gott zu dienen; der Himmel aber tönt stets Gesänge, durch die Bewegungen seiner leuchtenden Körper melodische Harmonie bewirkend. Vermöchte ein Sterblicher diese Musik zu hören, so würde unaufhaltsame Liebe und schwärmerische Sehnsucht ihn ergreifen: und nicht mehr von irdischer Speise würde er leben wollen, sondern von den göttlichen Gesängen der vollendeten Musik. Diese Töne soll Moses gehört haben, als er außer dem Leibe wallend 40 Tage und eben so viele Nächte (2. Mos. 24, 18) weder Speise noch Trank anrührte. Diese Himmelslyra scheint zu keinem andern Zweck besaitet zu sein, als daß zu Ehren des Vaters der Welt Lobgesänge ertönen!" — Ein

Zeichen derselben findet Philo in dem siebenarmigen Leuchter, entsprechend seiner Auffassung der Stiftshütte, welche das Weltgebäude abbilden soll: so soll der Leuchter ein Bild der sieben Planeten sein mit der sie erleuchtenden Sonne in der Mitte, welche das musikalische und göttliche Instrument (die Himmelslyra) harmonisch zusammenhält.

Hiernach haben die alexandrinischen Kirchenlehrer des dritten Jahrhunderts der Lehre sich angenommen: zuerst Clemens von Alexandrien, welcher der Erklärung Philo's von dem siebenarmigen Leuchter folgt; dann vornehmlich Origenes, der mit Beziehung, wie es scheint, auf die vorhin erwähnte Stelle des Ezechiel, als hervorgebracht durch die Bewegung der Planeten eine unaussprechliche Harmonie jener süßesten Himmelstöne behauptet. Auch dessen Schüler Dionysius, Bischof von Alexandrien, scheint sie anzudeuten, wenn er der epicureischen Atomenlehre entgegenhält: es sei undenkbar, daß der Reigentanz der Himmel aus unmusikalischen und ungereimten Bestandtheilen zusammenstimme; nicht hat Epicur, sagt er, gen Himmel geblickt mit Geistesaugen, um die helle Stimme von oben zu vernehmen, von welcher der aufmerksame Seher zeugte: „die Himmel erzählen die Ehre Gottes und seiner Hände Werk verkündet die Veste" (Ps. 19, 1).

Weniger Zustimmung hat die Vorstellung bei den nächstfolgenden Kirchenlehrern, im vierten Jahrhundert gefunden. Kurz und entschieden weiset Basilius, Bischof von Cäsarea in Cappadocien sie ab in seinen Predigten über das Sechstagewerk, worin er bei der Schöpfung der Himmelsveste zwar der Behauptung gedenkt, daß die sieben Planetensphären den Aether durchschneidend, einen wohllautenden und harmonischen Klang hervorbringen, der nur deshalb nicht gehört werde, weil wir von Anfang an daran gewöhnt die Empfindung dafür verloren haben, gleich denen, deren Gehör in Schmiedewerkstätten betäubt sei; er erklärt dies aber für augenscheinlich unhaltbar und keiner Widerlegung bedürftig. Ebenso widerspricht Ambrosius, Bischof von Mailand in seiner Erklärung des Sechstagewerks, worin er sich überhaupt besonders an Basilius anschließt; — obwohl er bei anderer Gelegenheit sich nicht ungünstig über sie ausläßt. Namentlich in der Vorrede zur Erklärung des ersten Psalms erwähnt er unter den himmlischen Vorbildern der Psalmodie, wo er den Lobgesang der Engel voranstellt, weiter die Lieblichkeit der ewigen Musik, welche mit dem Umschwunge der Himmelssaze erfolgen solle, so daß der Ton an den Enden der Erde gehört werde; und nicht bloß als eine fremde Meinung, er selbst

rechnet dies zu den Geheimnissen der Natur, die auch an dem aus Hainen und von Bergen zurückkehrenden Schall offenbar würden.

Wie selbst an dieser Stelle der heilige Gesang der Psalmen von der Musik des Himmels sich nicht ablösen mag; so findet die letztere Vorstellung ferner wieder ungetheilte Anerkennung seit dem sechsten Jahrhundert, und zwar zunächst in der Theorie der Musik. Hier steht Boethius voran, der berühmte ostgothische Staatsmann, am bekanntesten durch sein im Gefängniß abgefaßtes Werk „über die Tröstung der Philosophie" († um 525); von ihm ist ein im Mittelalter viel gebrauchtes Lehrbuch der Musik, worin er dieselbe dreifach eintheilt: in die weltliche (mundana), menschliche und instrumentale Musik; von denen die erste — die Harmonie in der Welt — in der Zusammensetzung der Elemente und in dem Wechsel der Jahreszeiten, zunächst aber am Himmel sich zeige. Denn wie wäre es möglich, sagt er, daß die so geschwinde Himmelsmaschine in schweigendem und stillem Lauf sich bewege, wenn auch jener Ton an unser Ohr nicht kommt, was aus vielen Ursachen nicht anders sein kann. Ihm folgen die kirchlichen Schriftsteller über Musik, namentlich im neunten Jahrhundert der Mönch Aurelianus in der Diöcese von Langres und der Abt Regino von Prüm, die beide ganz mit den Worten des Boethius die himmlische Musik beschreiben. — Der andere Ort, wo dieselbe zur Sprache kommt, ist bei der Beschreibung des Weltgebäudes, nach dem Vorgange einer kleinen Schrift unter dem Namen des Isidorus von Sevilla, in welcher behauptet wird, daß die sieben Planetensphären mit süß tönender Harmonie sich bewegen und der Umschwung den lieblichsten Einklang hervorbringe. Noch im zwölften Jahrhundert in der Weltbeschreibung (imago mundi) des Honorius von Autün ist von dieser Stelle Gebrauch gemacht.

Es wird dabei auch ein Grund angegeben, warum dieser Ton nicht in unser Ohr kommt: weil er nehmlich in einer andern Region entsteht und unser enges Gehör überschreitet; denn kein Ton werde von uns empfunden, der nicht in dieser Luft hervorgebracht wird. Aber auch eine Ausnahme kommt zum Vorschein: wie das griechische Alterthum von seinem ältesten großen Philosophen jene Musik vernommen sein läßt; so soll sie den Kindern zugänglich sein nach einer christlichen Dichtung, welche ein französisches Lehrgedicht gleichfalls unter dem Titel einer Weltbeschreibung (image du monde) von Omons aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts enthält. Die Kinder, heißt es da, genießen um ihrer Unschuld willen den Vorzug, diese himmlische Harmonie zu vernehmen, — so daß,

wenn sie im Schlaf lächeln, dies in Folge des Vergnügens ist, welches dieselbe sie empfinden läßt.

Weiter hat noch zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der große italienische Dichter, zugleich ein großer Theolog, Dante, in seinem, Himmel, Erde und Hölle umfassenden Gedicht der Vorstellung von der Musik des Himmels eine Stelle eingeräumt, auf die er wiederholt zu reden kommt. Und zwar aus eigener Wahrnehmung, die (nach der Anlage der Dichtung) bei seiner Erhebung zum Himmel, zunächst in die Region des Feuers, ihm geworden; den Eindruck, den der Himmelskreis mit seinen Wundern, „das Rad, das ewiglich Gott umschwingt, mit der Harmonie, die Er vertheilet und zusammenstimmt" auf ihn gemacht, schildert er im ersten Gesange des Paradieses also:

Des Klanges Neuheit und das große Leuchten
Entflammten mir nach ihrer Ursach Sehnsucht,
Niemals empfunden mit so mächt'gem Stachel.

Wie er aber den Himmelskörpern selige Lenker zutheilt, welche die Himmelskreise regieren, die Engel, — so knüpft er auch deren Gesang an die Sphärenmusik an, im 30sten Gesang des Fegefeuers:

Bevor die Engel sangen, deren Sang
Nur Nachklang ist vom Lied der ew'gen Sphären.

Früher haben die Kirchenschriftsteller an die alterthümliche Dichtung von den Musen als Himmelssängerinnen (bei Martianus Capella) erinnert, die sie dann natürlich erklären von der Musik der Sphären. Diese Deutung giebt Regino von dem Geschäft der Musen auf den Planeten. Desgleichen läßt der dem Isidorus beigelegte Aufsatz die neun Musen von den Philosophen erdichtet sein entsprechend den neun Consonanzen zwischen der Erde und dem Firmament, welche man dem Menschen eingeboren fand; — was ebenfalls, wie die ganze kleine Schrift, in der Weltbeschreibung des Honorius von Autün wiederholt ist.

Darnach wird es nicht befremden, daß alsbald auch von den zeichnenden Künsten diese Vorstellung der Musen benutzt ist, um dadurch die Harmonie der Sphären zur Anschauung zu bringen. Dies ist zuerst in einem anmuthigen Miniaturbilde der Musik geschehn, welches in einer Handschrift (einem Pontificale) zu Rheims aus dem 13. Jahrhundert sich findet.*) Das ganze Bild ist durch zwei Kreise eingetheilt, von denen der größere den kleineren con-

*) Abgebildet bei Didron Annales archéolog. Vol. I. 1844. zu p. 38.

centrisch umschließt: jener ist der Himmelskreis, dieser zeigt die Erde an. Den erstern nimmt die mächtige Figur der personificirten Luft ein: dieser Luftgott, mit Flügeln an den Schultern, steht mit gespreizten Beinen und ausgebreiteten Armen zwischen den vier Winden, die jenseits des Kreises in den vier Ecken des Bildes als geflügelte und Luft aushauchende Köpfe vorgestellt sind; die beiden oberen hält er mit den Händen, auf die andern hat er die Füße gesetzt. Denn die Luft ist das Reich der Töne, die nur in ihr entstehen und durch sie fortgetragen werden. In dem Ringe zwischen den beiden Kreisen erscheinen, außer zwei Sternen neben dem Haupte der personificirten Luft, die neun Musen in halber Figur, ohne Zweifel als Ausführer der himmlischen Musik; während den innern Kreis Arion, Orpheus und Pythagoras, sämmtlich in ganzer Figur, einnehmen als Erfinder und Vertreter der irdischen Musik. Nehmlich Orpheus mit der Leier in der Hand, und Arion (dem auch eine Leier zugetheilt ist) die Tuba blasend, — also der eine die Vocal-, der andere die Instrumentalmusik repräsentirend; Pythagoras aber mit einem Monochord auf den Knieen und einen Hammer haltend nebst einer Waage mit metallenen Schaalen, auf deren Klang er horcht, erscheint sowohl als Entdecker der Musik, nehmlich der himmlischen, wie als Erfinder der irdischen, da er seine Schüler lehrte, durch Gesang und Saitenspiel jene nachahmen. So ist also jene dreifache Musik nach der Eintheilung des Boethius: die des Himmels, die Vocal- und die Instrumentalmusik hier vor Augen gestellt. Daß in der That die Musen die Weltharmonie andeuten sollen wird nicht nur durch den übrigen Inhalt des Bildes, sondern noch dadurch höchst wahrscheinlich, daß sie genau in der Reihenfolge aufgeführt sind, in welcher sie bei Martianus Capella dem Fixsternhimmel, den Planeten und der Erde zugetheilt werden, und daß die sechs ersten (Urania, Polymnia, Euterpe, Erato, Melpomene, Terpsichore) musikalische Instrumente spielen oder in Händen haben. Zwar sind die drei letzten (Kalliope, Klio, Thalia) nicht damit versehen; aber der Thalia, die auf der Erde sich befindet, kommt auch kein Antheil an der Himmelsmusik zu: und alle drei, die auf der Seite des Pythagoras vorgestellt sind, erscheinen, wie er, aufmerkend und in Betrachtung begriffen; möglich auch, daß die beiden erstern als singend gedacht sind. — Augenscheinlich ist dieselbe Bedeutung der Musen in deren Bildern im Kartenspiel des Mantegna, einer Folge von 50 Tarokkarten aus dem 15. Jahrhundert (unter denen jedoch nur

zwei nach Zeichnungen dieses Künstlers angefertigt sind*): da erscheinen sie sämmtlich mit einer Scheibe (Urania hat sie in der Hand, bei den andern steht sie neben ihnen auf dem Boden), als Zeichen des Fixsternhimmels und der Planeten, — nur der Thalia fehlt sie, aus dem eben bemerkten Grunde: und die übrigen Musen fast alle mit musikalischen Instrumenten, welche die himmlische Musik bedeuten.

Also hat noch gegen Ausgang des Mittelalters diese Bedeutung Beifall und künstlerische Darstellung erhalten, als die zum Grunde liegende Lehre selbst längst aufgegeben war.

Dieser Wendepunkt zeigt sich nehmlich schon bei den großen Theologen des dreizehnten Jahrhunderts, namentlich dem Albertus Magnus, welche aber allein durch das Ansehen des Aristoteles geleitet wurden, dem man in der Lehre von göttlichen wie von menschlichen Dingen mit einer blinden Unterordnung sich fügte, und dessen Einfluß grade in jenem Jahrhundert nach dem umfassendern Bekanntwerden seiner Schriften seinen Höhepunkt erreichte. Zwar schien die Stelle des Hiob nach der lateinischen Uebersetzung (die nicht minder hoch gehalten wurde) die himmlische Musik ausdrücklich zu bezeugen: auch ging man nicht darüber hinweg, vielmehr liebte man es, an Widersprüchen seinen Scharfsinn zu beweisen; aber gegenüber dem Aristoteles mußte dieses Zeugniß weichen. Es wurde beseitigt nicht aus dem Urtext (auf den man sich nicht einließ), sondern durch metaphorische Erklärung: unter der himmlischen Harmonie bei Hiob sei die Uebereinstimmung der nie ruhenden Bewegungen des Himmels zu verstehen; so spricht Thomas von Aquino, ein Schüler des Albertus, aber der größte Lehrer der scholastischen Theologie, in seiner Erklärung des Hiob sich aus. Und ähnlich erklärt sich der Cardinal Peter d'Ailly zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts nach ausführlicher Erörterung des Gegenstandes, auch mit Hinblick auf den Spruch des Hiob: die Philosophen — auch Plato gleichwie Aristoteles — hätten nicht gemeint, daß die himmlische Musik mit dem Ohr vernommen, sondern mit dem Geiste verstanden werde.

Bei allem dem kommt die Lehre nicht über den Standpunkt *physikalischer Phantasieen* hinaus: und ihre Widerlegung im Sinne und mit den Worten aristotelischer Physik (wie

---

*) Exemplare des ganzen Spiels befinden sich in den Königl. Kupferstichsammlungen zu Berlin und Paris.

bei Albertus Magnus) ist nur nichts wissenschaftlicher, als die Behauptung der Lehre, die allerdings, hervorgegangen aus einer willkürlichen Speculation verbunden mit einer irrthümlichen Astronomie, wörtlich und äußerlich sich nicht bewahrheitet. — Auf den theologischen Standpunkt aber, der zugleich der wahrhaft wissenschaftliche ist, ist sie erst durch Luther zurückgeführt. Mehrmals gedenkt er der Lehre des Pythagoras, von dem er in den Anmerkungen über das Evangelium Matthäi (zu Cap. 15, 34) sagt: „er rede von einer überaus lieblichen Harmonie des Himmels, gleich als ob er den Hiob gelesen hätte". Ausführlicher erklärt er sich darüber in seiner Auslegung des ersten Buchs Mosis (zu Cap. 2, 21), indem er die Gleichgültigkeit gegen die täglichen Wunder der Schöpfung rügt: „Gegen diese Werke alle sind wir taub worden und achten ihrer nicht mehr; wie Pythagoras wohl gesaget hat, daß die gleiche und ordentliche Bewegung der Sphären unter dem Firmament einen schönen und lieblichen Gesang von sich gebe: weil ihn aber die Leute täglich hören, werden sie dagegen taub: gleichwie die Leute, so da nahe am Wasser Nilo wohnen, des großen Rauschens und Krachens des Wassers, weil sie es täglich hören, nicht achten, das doch andern, die es nicht gewohnt sind, unleiblich wäre. Diesen Spruch hat Pythagoras ohne Zweifel aus der Väter Lehre genommen, — die nicht gewollt haben, daß die Bewegungen der himmlischen Sphären einen Laut oder Klang von sich geben: das aber haben sie gewollt, daß ihre Ordnung, Art und Eigenschaft sehr lieblich und ganz wunderbarlich sei; werde aber von uns Undankbaren und Unempfindlichen nicht geachtet noch gemerket."

Wenn nun auch Pythagoras nicht grade „die Lehre der Väter", das heißt das Alte Testament vor Augen gehabt hat; so ist doch soviel wahr, daß der Glaube an jene Harmonie im Weltgebäude, durch welchen er in seinem Zahlen- und musikalischen System geleitet worden, und die Forderung an seine Schüler, dieselbe im sittlichen Leben nachzubilden, mehr als menschliche Erfindung ist und eine höhere Abkunft verräth. Auch enthält eben dieser Glaube den Kern und die Wahrheit der Vorstellung von einer himmlischen Musik, die zwar nicht durch das Ohr, aber durch das Auge in die Seele geleitet wird und dort einen Nachhall zu wecken im Stande ist, — wie beim bloßen Lesen der Noten einer edlen Musik der Kundige den Wohllaut und die Harmonie in der Seele empfindet, der die sinnliche Ausführung und Erregung auch nicht mehr zu geben vermag. — Der rechte Einblick in die Schrift des Himmels ist freilich erst seit der Reforma-

tion gefunden. Der große Astronom aber, dessen Entdeckung der Gesetze unseres Sonnensystems den größten Fortschritt auf diesem Gebiet bezeichnet, Kepler (der auch dabei in den Bewegungen der Planeten eine vollständige Tonleiter nachzuweisen suchte), ist in seinen Forschungen grade von dem Gedanken geleitet, daß von dem weisesten Schöpfer die Welt in vollkommenster Harmonie aufgebaut sein müsse, und spricht es als seine astronomische Lebensaufgabe aus, die Herrlichkeit der Werke Gottes den Menschen zu verkündigen. In beidem steht er als ein gläubiger und frommer evangelischer Christ auf dem Grunde der Offenbarung, als deren Nachklang im Buch der Weisheit (11, 22) das schöne Wort gehört wird, daß Gott mit Maaß, Zahl und Gewicht alles geordnet hat.*)

F. Piper.

2. Die Besitznahme Canaans für Israel durch Josua.

Das große neue Gottesreich in Israel, die Theocratie Jehovas, hatte begonnen; die Rettung des Volks aus der Hand der Aegypter, die Gesetzgebung Jehovas am Sinai war vollbracht, die Unterwerfung und die Zucht des verjüngten Volks unter das Gesetz war im Gange, und der schon an Abraham verheißene alte Bund (1 B. Mos. 12) war an dessen nun zum Volke herangewachsenem Geschlechte erneut, durch die unmittelbare Führung des Vertrauten Jehovas, durch seinen Knecht Mose den großen Propheten. Er selbst, der Gesetzgeber, der Mund Jehovas, der Gewaltige, trat nun zurück aus den Augen der Welt, als er das Größte vollbracht und auch sein Volk glücklich zum Ziele bis an den Jordan geführt hatte. Vom Berge Nebo, auf der Spitze des Gebirges Pisga herabwärts, verbreitete sich noch einmal sein Blick über das ganze seinem Volke verheißene Land (5 Mos. 34.), und er starb daselbst nach dem Worte des Herrn. Mose war hundert und zwanzig Jahr alt, da er starb; seine Augen waren nicht dunkel worden und seine Kraft war nicht verfallen. Sein Grab hat Niemand

*) Ausführlicher und mit den literarischen Nachweisungen ist die Geschichte der Lehre von der Harmonie der Sphären behandelt in meiner Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst, Bd. I. Th. 2. S. 245—275; doch ist in dem vorliegenden Aufsatz auf Grund jener Darstellung der Gegenstand neu bearbeitet.

erfahren, aber die Kinder Israel beweinten Mose im Gefilde der Moabiter dreißig Tage lang. Josua aber, der Sohn Nun ward erfüllet mit dem Geiste der Weisheit; denn Mose hatte seine Hände auf ihn gelegt, und die Kinder Israel gehorchten ihm und thaten, wie der Herr Mose geboten hatte.

Nun blieb dem weltlichen Arme Josuas, der in Jehovas Namen zum Heerführer des Volks eingesetzt war, die nicht minder schwierige Einnahme des Landes Canaan im Namen seines Gottes übrig. Die Besitznahme war einem gesetztreuen Volke schon zugesichert, weil hier, in der Mitte der Heiden, ein heiliges, auserwähltes Volk dem wahrhaften ewigen Gotte seinen Tempel zu erbauen hatte, vor dem alle andern Götter, die Götzen der Erde und ihre Anbeter, die Völker zurückweichen mußten, um das ganze Menschengeschlecht vor seinem sichern Untergange in die Gräuel des damals auf allen Seiten hin triumphirenden Heidenthums und der Abgötterei zu retten.

Die Aufgabe war groß, aber das Größere war schon geschehen, die Besiegung des innern Feindes durch das Gesetz Gottes im widerspenstigen Herzen eines ganzen Volkes; darum konnte, nach so viel vollbrachten Wundern Jehovas, der gläubige Diener, das Werkzeug seines Herrn und Meisters, wenn auch minder prophetisch begabt wie sein großer Vorgänger, nicht daran verzagen auch den äußern Feind zu schlagen, wenn Jehova ihm zur Seite stand. Denn sein Volk war wol schwach gegen die zahlreichen Heiden im Lande, und es war ungeübt in der Kriegführung gegen die Gewappneten; dennoch war es stark im Glauben an Jehova und sein Gesetz, das ihm als sein Recht galt. Der gebotene Krieg war nicht gegen menschliche Widersacher, er war gegen die Feinde Jehovas gerichtet, dem Sieg und Alleinherrschaft im heiligen von ihm auserwählten Lande gebührte; deshalb mußten alle Götzen sammt ihren Anbetern, den Canaanitern aus dem verheißenen Lande weichen, und daraus vertilgt werden. Denn darin als Alleinherr, in der Mitte seines auserwählten Volkes seinen Sitz zu nehmen, war der Beschluß Jehovas, neben dem keine falschen Götter geduldet werden konnten, so wenig wie neben der Wahrheit die Lüge, neben wahrhaftem Gottesdienst der Frevel der Abgötterei. Menschliches Recht gab keinen Anspruch an den Besitz und die Eroberung von Canaan. Dieß kam dabei nie zur Sprache; es war im Volke Israel, als dem Knechte des Herrn, nur das Bewußtsein des göttlichen Rechts erwacht, das verheißene Land in Jehovas Namen in Besitz zu nehmen, es zu reinigen von der Abgötterei, und alles zu

vertilgen, was ihr anhing, um als Streiter des alleinigen Gottes und seiner Theokratie, dort, ihm seinen Tempel zur einigen Anbetung zu weihen, dem Alleinheiligen.

Das Eindringen in Canaan war dem Volk Israel nur Wiederbesitznahme eines Erbtheils, das seinen Stammvätern, Abraham und dessen Hause, schon verheißen und am Sinai nur bestätigt war (1 B. Mos. 15, 7. 18; 17, 10 u. s. w.). Abraham hatte es mit seinen und Loths zahlreichen Heerden und Knechten, vom Norden bis zum Süden, unter Jehovas Schutze durchzogen, als nur noch wenige Mitbewohner und ohne gemeinsamen Herrn im Lande waren. Canaaniter und Pheresiter (1 B. Mos. 13, 7) hie und da, und einzelne Häuptlinge, oder Fürsten, wie Melchisedek von Salem (1 B. Mos. 12, 6), oder Abi Melech (1 Mos. 20, 15), in frommem Einverständniß mit den Eingewanderten aus Ur in Chaldäa, die Abraham schon als den Gerechten des höchsten Gottes anerkannten, ihn segneten, ihn als Mitbewohner des Landes in reiner Verehrung den Zehenden anboten und ihm, der selbst ihr Beschützer geworden, nicht entgegen waren. Das Land, heißt es, stand Abraham und den Seinen offen zur Niederlassung, wo es ihm wohl gefiel. (1 Mos. 13, 9; 20, 15; 21, 32 u. a. O.).

Abraham aber wohnte zu Sichem im Norden des Landes, dem nachmaligen Samaria, und baute daselbst Jehova einen Altar ihn anzubeten; er wohnte im Haine Mamre wie zu Bethel, und baute daselbst dem Herrn, der ihm erschienen war, einen Altar und predigte daselbst im Namen des Herrn (1 Mos. 12, 6); er wohnte auch im äußersten Süden des Landes zu Versaba, wo er Brunnen für seine Heerden grub, Bäume pflanzte, daselbst predigte von dem Namen des Herrn des ewigen Gottes, und mit dem König der Philister Abi Melech das Bündniß schloß, worauf dieser mit seinem Feldhauptmann das Gebiet von Versaba verließ. In der Doppelhöhle bei Hebron nahm Abraham, im Bunde mit den Kindern Heth, die da wohnten, sein Erbbegräbniß durch Kauf als Eigenthum für sein Weib, für Kinder und Kindeskinder (1 B. Mos. 23, 14).

Nach dem Verlaufe einer Reihe von fünf Jahrhunderten, seit dem Exil in Aegypten, sahe es in demselben einst verheißenen Lande ganz anders aus als zuvor. Zahlreiche canaanitische Bevölkerung hatte im Lande überhand genommen; vielerlei Völkerstämme hatten Berge und Thäler besetzt, Städte und Tempel für ihre Götzen erbaut, und alle Gräuel der Abgötterei des Baal- und Molochdienstes darin eingeführt; sie standen in Fehden und

Kampf gegen einander. Die Geschichte weiß Nichts von ihrer Berechtigung an dem Besitze; sie weiß nur, daß die theilweise, frühere Erkenntniß der Landesbewohner, zu Abrahams Zeiten, von dem wahrhaftigen Gott und die Ehrerbietung vor seinen Dienern aus dem Lande Canaan längst verschwunden war, und daß das Heidenthum mit seiner tiefen Sittenverderbniß alles Volk in seine Fesseln geschlagen hatte.

Durch den am Sinai erneuerten alten Bund Jehovas und dessen Besiegelung durch Großthat, Wohlthat und Errettung, sahe sich nun das Volk Israel zur Eroberung des gelobten Landes berufen, für ihn, und somit auch für sich, die heilige Wohnstätte auf Erden zu bereiten. Denn, nicht mehr der eigenen Willkühr und dem eigenen menschlichen Gelüste folgend, wie zuvor in seiner Erniedrigung, sondern als Knecht des Herrn des Allmächtigen, zu ihm durch den Bund erhoben, der Theokratie und ihren Geboten ergeben, an welche Leben und Tod der ganzen Gemeinde des Herrn wie jedes Einzelnen geknüpft war, hatte ganz Israel unter den Gewittern am Sinai, in der Hungerwüste des Manna, und im Lande der Pestilenz es feierlich gelobt in Allem fortan seinem Gott gehorsam zu sein. Ein solches Gelöbniß der Gottergebung, das allen späteren Entwickelungen der Völkerzustände zu ferne blieb, durchdrang schon die ganze verjüngte Gemeinde Israels, und übte im sonst so widerspenstigen Volke doch für die nächste Zeit seine Wundergewalt aus.

Als Josua sein Gebot im Namen Jehovas ausgehen ließ, an die Hauptleute und an alles Volk, sich zu stellen zum Uebergange über den Jordan, so traf dies auch die Stämme Ruben, Gad und Halb Manasse, denen Mose ihr Heerdenland und ihre Wohnsitze in Gilead auf der Ostseite des Jordan angewiesen hatte. Auch sie sollten ihre Weiber ihre Kinder ihr Vieh jenseit des Jordan verlassen, um als gerüstete Streiter vor ihren übrigen Brüderstämmen mit zur Westseite des Jordan hinüber zu ziehen, das Land einzunehmen, das Gott ihnen geben werde. Dann erst, wenn die Brüder diesseit des Jordan, in Canaan zur Ruhe gebracht worden, dann erst sollten sie umkehren, und im Frieden zum Lande ziehen, das ihnen Mose gegeben, jenseit des Jordan gegen den Aufgang der Sonne.

Und ohne Murren anerkannten sie das an sie ergangene Gebot; männlich antworteten sie Josua (Jos. 1. 16) und sprachen: Alles was Du uns geboten hast, das wollen wir thun, und wo Du uns hinsendest, da wollen wir hingehen. Wie wir Mose gehorsam

gewesen, so wollen wir Dir auch gehorsam sein, allein daß der Herr Dein Gott nur mit Dir sei, wie er mit Mose war. Wer Deinem Munde ungehorsam ist und nicht gehorchet den Worten in allem was Du uns gebieteſt, der soll sterben. Sei nur getrost und unverzagt. In dieser Einstimmigkeit und dem Ernst dieses Entschlusses ist leicht der Geist zu vernehmen, in dem er gefaßt war. Es war ein heiliger Entschluß, der in Jehovas Namen gefaßt war. Dieselbe Kraft, die auch bis heut zu Tage in dem wahrhaft frommen Kampf für Gott, König und Vaterland in dem Schwachen mächtig geblieben, war auch in dem theokratischen Volk Jehovas lebendig, dem in jener Zeit sein wahrhaftiger Gott, noch sichtbar in seinen Wundern an der Spitze des Heeres voranzog.

Der große Kampf zur Besitznahme Canaans begann; aber er dauerte eine lange Reihe von Jahrhunderten von Josua, durch die Perioden der Richter, Samuelis bis auf König David. An menschlichen Heldenthaten und an göttlichen Wunderwerken fehlte es nicht: denn die schwere Prüfungszeit hatte das Auge des frommen Israel schon erleuchtet, das allein den Finger Gottes in dem Schicksale des eignen Volks und im großen Lebensgange der Weltgeschichte zu erkennen vermag; den der blos heidnische, eitle Sinn der Menschen, wie der Völker, seiner eignen Weisheit und Klugheit zuzuschreiben pflegt.

Ein Wunder führt die Bundeslade des Herrn mit Priestern und Leviten die sie tragen, sammt dem ganzen Heere trocknen Fußes durch die Mitte des Jordan, dessen Wasser oberhalb, zu Zarthan, stehen blieb, unterhalb des Durchmarsches aber zum Salzmeere abnahm, ablief und verfloß (Jos. 3).

Ein Wunder war es, daß ein göttlicher Funken in dem Herzen der gemeinsten Creatur, der tief versunkenen Sünderin zu Jericho erglimmte, so, daß sie, die Heidin, die Wunderthaten des lebendigen Gottes, seine Errettung Israels aus der Gefangenschaft auf dem Wege durch das Schilfmeer, und dessen Siege über die mächtigen Könige der Amoriter, ihrer Nachbaren, anerkennen mußte, und nun die Kundschafter seines Volkes, mit eigner Gefahr zu schützen beschloß, um in dessen Gemeinschaft sammt den Ihrigen mit aufgenommen zu werden (Jos. 2).

Ein Wunder war es, daß dem Josua, dem Heerführer bei Jericho, als er durch das Beschneidungsfest und die Feier des großen Passahfestes, seit dem Pilgerzuge durch die Wüste Sinai zum ersten Male wieder, das gehorsame Volk seinem Jehova entgegengeführt hatte, dieser plötzlich erschien, und vor ihm stand als der Mann

mit dem bloßen Schwert in der Hand, und auf die Frage, ob Freund oder Feind? sich selbst den Fürsten des Herrn Heeres nannte, der zu seiner Hülfe gekommen sei. Josua, heißt es (Jos. 5, 13—15) fiel auf sein Angesicht nieder zur Erde und betete an. Der Fürst des Herrn sprach zu Josua: Ziehe Deine Schuhe aus von Deinen Füßen: denn die Stätte darauf Du stehest ist heilig. Und Josua that also. Ein Gesicht wie dasjenige, das Mose von dem Engel des Herrn im feurigen Busche am Sinai zu Theil geworden war (2 Mos. 3, 2).

Dem Wunder des Einsturzes der Mauern von Jericho folgte die Besitznahme der festen Stadt und die Vernichtung ihrer Bewohner; ihre Trümmerstelle blieb ein Zeugniß des göttlichen Strafgerichts wider die Heiden für alle folgenden Zeiten, und es ward offenbar, sagt die Schrift (Jos. 6, 27): Der Herr war mit Josua, daß man von ihm sprach in allen Landen. Alle im Ort gemachte Beute war Jehova geweiht, und der Fluch von Josua wider den Aufbau von Jericho ausgesprochen.

Als nun demnächst ein Ueberfall über die Amoriter in der benachbarten Stadt Ai geschah, fiel derselbe schimpflich für Israel aus: denn von Wenigen der Feinde wurden einige Tausende Israels in die Flucht geschlagen. Das Volk ward verzagt und selbst Josua in tiefstem Schmerz erkannte, daß Jehova in Zorn von seiner Gemeinde gewichen war.

Nur Ein Glied des Volkes Israel hatte durch Dieberei an der Beute sich gegen Jehova vergangen; aber dafür mußte die ganze Gemeinde büßen, und von Jehova dem Heiligen verbannt sein. Nur ein völlig reines Ganze konnte mit seinem Gott im Bunde stehn; das unreine Glied belastete mit seiner Schuld die ganze Gemeinde, die vor Jehova auch theilhaftig an der begangenen Sünde war, weil aus ihrem Schooße einer solchen Schandthat noch hervorzubrechen möglich war. Achan, aus dem Stamm Juda, bekannte vor Josua seine Schuld und Versündigung an Jehova; er wurde mit seinem ganzen Hause durch Steinigung und Feuerbrand vertilgt aus der Gemeinde des Herrn (Jos. 7, 25).

Nur unter strengster Erfüllung des Gesetzes und in göttlicher Reinheit konnte Israel gewiß sein, daß Jehova selbst ihm siegreich die Wege bahnte; aber wie oft wich es selbst noch von dieser Reinheit ab, und wie wechselnd mußten die Schicksale seiner Lebensentwickelung werden.

Nun erst schritt das mit seinem Gott versöhnte Volk wieder heldenmüthig voran, unter Josuas Schutz, zur Eroberung der starken

Feste Ai, und von da von Sieg zu Sieg. So drang es, nach und nach, bis in die Mitte des Landes Canaan ein. Da war es endlich angelangt an den Bergen Ebal und Garizin im obern Berglande Ephraim, dem später sogenannten Samaria, um da die Gebote, welche Mose (5 Mos. 27, 4 u. f. w.) zuletzt noch zur Befestigung und Vervollständigung der Theokratie festgestellt hatte, zu erfüllen.

Der große Altar aus ganzen Steinen, wie Mose geboten, ward in der Nähe von Sichem, da, wo einst schon Abraham anbetete, auf dem Berge aufgebaut; es wurden die Brand- und Dankopfer dem Herrn dargebracht, der sein Volk nun schon in das ihm verheißene Erbe eingeführt hatte. Die Steine wurden errichtet, darauf das andere Gesetz eingeschrieben ward von dem Gehorsam gegen Jehova und dem Kampf wider die Götzen des Landes, wider die Gräuel der Abgötterei, so wie das Recht und die Pflicht jedes Gliedes der Gemeinde, wie es Mose gegeben (5 B. Mos. 27, 15—28, 68). Auf die erhebendste und eindringlichste Weise war daran der Segen uud der Fluch des ganzen Landes, jedes einzelnen Gliedes der Gemeinde und des ganzen dabei versammelten Volkes, das zu beiden Seiten der Bundeslade nach seinen Stämmen und an beiden Bergen vertheilt stand, also für ganz Israel an ewige Zeiten geknüpft (5 Mos. 11, 29). Die alte Urkunde von dieser feierlichen Wiederholung und Vervollständigung der Gesetzgebung am Berge Sinai, des nun von neuem geweihten, heiligen Volkes, inmitten des ihm verliehenen heiligen Landes, sagt (im Buche Josua 8, 35): Und es war kein Wort, das Mose geboten hatte, das Josua nicht hätte lassen ausrufen vor der ganzen Gemeinde Israel, und vor den Weibern und Kindern und Fremdlingen, die mit ihnen wandelten.

Es war dieses großartige Bundesfest erneuert in der Mitte des verheißenen Landes, da Milch und Honig innen fließt (5 Mos. 27, 3); der südliche Theil Canaans war schon, seinem größten Theile nach, in die Gewalt Israels gekommen. Die Macht der einzelnen canaanitischen Fürsten und Häuptlinge, Könige genannt, war zwar noch nicht überall gebrochen, noch viel des gefahrvollen Streites und Kampfes war zu bestehen übrig, darin aber das Volk eben die ihm geschenkte Gotteskraft als eine echte erproben, bewähren und entwickeln sollte. Und wenn es nach Schmach und Sünde aus eigner Schuld oft wieder in Noth gerieth, dann aber zu Befreiung von Druck und zu Sieg durch Gottes gnädigen Beistand von neuem gehoben wurde, so zeigte sich überall im Schicksal Israels

schon vorbildlich derselbe Kampf, der den Gemeinden des Herrn zu allen Zeiten verordnet war und es auch heute noch ist.

Von einer genaueren Darlegung der Eroberungszüge, von einer eigentlichen Kriegsgeschichte kann hier nicht die Rede sein, so wenig wie von einem geographischen Register der Tagereisen und einstigen Wegerouten durch die Wüste (s. Evangel. Kal. 1854. Fünfter Jahrg. S. 48). Es genüge hier zu wissen, daß die hierher gehörigen Begebenheiten, mit denen der erste Auftrag an Josua: das Land in Besitz zu nehmen, erfüllt war, im B. Josua in den ersten 12 Capiteln zur Erinnerung, zur Erbauung und zur Befestigung des Volks verzeichnet wurden.

Mit der Abschwächung der Götzendiener wider Jehova auf dem verheißenen Boden, trat nun schon mehr Ruhe im Lande ein als zuvor, das heißt der allgemeine Krieg hatte ein Ende (Jos. 11, 23); die Besiegten im Lande werden der Reihe nach aufgezählt (Jos. 12). Man konnte nun an die Erfüllung des zweiten Auftrags an Josua, nämlich an die Vertheilung des Landes an die zwölf Stämme Israels denken. Aber noch war die Unterwerfung vieler einzelner canaanitischer Geschlechter und ihrer Häuptlinge nothwendig, ein kleiner Krieg, der aber, sobald das Land unter die einzelnen Stämme vertheilt war, diesen als ihre eigene Aufgabe zu vollführen überlassen blieb. Zumal war dieß an den Gränzgebieten und vor allem im Norden gegen die stärker bevölkerten phönicischen Gebirgsländer, gegen Tyrus und Sidon der Fall, die niemals vollständig in die Gewalt der Stämme Israels kamen.

Ueber die Vertheilung des Landes unter die Stämme Israels giebt das Buch Josua, in seiner zweiten Hälfte (Jos. 13 bis 22) sehr genaue Auskunft, für seine Zeit. Das Verständniß dieser Vertheilung für eine spätere zumal die unsrige Zeit kann nur aus vielen vergleichenden Studien im palästinischen Lande selbst hervorgehen, wobei noch Vieles zu wünschen übrig bleibt, da eine genauere Specialkenntniß dieses Landes kaum erst begonnen, und noch keine Landesvermessung statt gefunden, aus der nur erst eine gute Landkarte hervorgehen könnte. Eine solche einheimische Landesaufnahme, obwol eigner Art, nach den damals vorhandenen Mitteln, scheint aber doch schon, aller Wahrscheinlichkeit nach, der ersten Vertheilung des Landes unter die Stämme vorhergegangen sein zu müssen, um eine solche nach so bestimmten Gränzbezeichnungen möglich zu machen.

Bei aller noch vorherrschenden Unkenntniß auf diesem Ge-

biete*), ist doch überraschend, in den oft ins Einzelne gehenden Angaben damaliger Gränzbestimmungen und anderer örtlicher Bezeichnungen jener Stammesantheile, auch heute noch viele geographische Hauptzüge dieser Vertheilung verfolgen zu können. Denn, seit den mehr als drei Tausend Jahren jener Zeit, hat Palästina vom Todten Meer und dem Jordan bis zum Hermon in Norden und dem Seegestade in Westen, so unzählige Wechsel der Natur und der Geschichte durch Ueberfluthungen und Zerstörungen aller Art erleiden müssen, daß man dafür halten müßte, es sei dadurch ganz unkenntlich für die Nachwelt geworden. Seine eigenen althebräischen Bevölkerungen sind gänzlich aus dem Lande vernichtet oder in die weite Welt zerstreut; nur Fremdlinge und Neulinge sind an ihre Stelle eingezogen, denen aber die Vergangenheit des verheißenen Landes fremd geblieben. Da jedoch, nach der Zerstörung Jerusalems und der Zerstreuung Israels, der ihm gleichredende semitische Volksstamm der Araber die Hauptbevölkerung geworden, so konnten sich doch die einheimischen Benennungen, wenn schon mit mancher Umformung, hinreichend kenntlich erhalten. So blieb die Ursprache am Boden großentheils gefesselt, und ist die Urbenennung der Berge und Thäler, der Flüsse und Quellen, der Felsen und Gründe, der Ortschaften, oder meist nur ihrer Ortslage, ihrer Mauertrümmer, ihrer Steine, Kuppen und Schuttmassen an ihnen haften geblieben, um aus dem Munde der an der Vorzeit hängenden arabischen Bauern, Landleute, Hirten, Wüstenbewohner wieder hervorzutreten. Die wie übertünchten Namen der späteren Eindringlinge, wie die der Griechen, der Römer, der Franken, der Türken, sind nun wieder verwischt worden durch die nachfolgenden Zeiten; dagegen sind bei eifriger biblischer Nachforschung neuerlich schon sehr viele für verschollen gehaltene Namen im Lande wieder bei den Arabern hervorgetaucht.

Dadurch ist die Wiedererkennung sehr vieler genauer Ortsbestimmungen in diesem Theile des Buches Josua und so manchen andern der historischen Schriften des alten Bundes, möglich gemacht; daraus hat sich schon so manche aus früherer Unkenntniß unverständlich gebliebene Angabe derselben, als Thatsache, und die große Treue der Berichterstattung in den Urkunden von selbst dargethan, die nun ein gang anderes Licht auf das Ganze werfen und so manchen falschen im Zwielicht der Zweifel auf die Aechtheit der

*) Am lehrreichsten und gründlichsten ist dieses Gebiet bearbeitet in Dr. H. Kiepert Bibel-Atlas mit Erläuterungen, die sich an das Lisco'sche Bibelwerk anschließen nebst Register. Berlin, 1847.

Urkunde geworfenen Schein verdrängen mußte. Dieß fordert nothwendig zu immer tiefer gehenden Forschungen des Landes und seiner ältesten Urkunden auf, zumal auch dieses Buches Josua mit seinem reichen Schatz von positiven Thatsachen, die nur von einem einsichtsvollen und vielerfahrenen Manne der Zeit der Nachwelt überliefert werden konnten. Mag er ein Mitlebender Josuas, oder ein unmittelbarer Nachfolger desselben gewesen sein, mag sein Bericht selbst, oder nur dessen Auszug, oder nur eine Ueberarbeitung desselben in den nachfolgenden Prophetenschulen Samuels für die Nachwelt erhalten sein, es ist eine unschätzbare Urkunde einer ältesten Vergangenheit, die auch für unsre Zeit ein seltner Spiegel was zu thun und zu lassen ist bleibt, wie für alle Zukunft.

Als Josua schon alt und betagt war, die Stämme Israels schon lange in ihrem Erbe heimisch geworden waren, forderte er die aus ihren Provinzen noch einmal auf dem Landtage Versammelten Israels zur Dankbarkeit gegen Jehova für seine Gnadenbezeugungen auf, wie zur Furcht des Herrn und zur Dienstreue gegen ihn. Alles, was er zur Vervollständigung des Bundes zu Sichem mit ihnen geredet hatte, schrieb er ein in das Gesetzbuch Gottes. Vergessen wir nicht, daß er einen großen Stein aufrichtete unter der Eiche, die bei dem Heiligthume des Herrn war, als Zeugniß zwischen ihm und dem Volke über die Rede des Herrn; noch einmal warnte er die Stämme vor dem Abfall von Gott, und endete mit den unvergeßlichen Worten nach Abrahams Vorgange: Ich aber und mein Haus wollen Gott dem Herrn dienen. (Josua 24, 15).

C. Ritter in Berlin.

---

3. Der Ursprung des Weihnachtsfestes und das Datum der Geburt Christi.

Das Weihnachtsfest, welches jetzt als eines der Hauptfeste in der ganzen Christenheit am 25. December begangen wird, ist weder von Anfang an in der Kirche gefeiert, noch in der älteren Zeit, wo es gefeiert ist, überall an demselben Tage.

Beide Umstände, obwohl in der Gemeinde nicht hinlänglich bekannt oder gewürdigt, sind von der Art, daß sie unsere ganze Aufmerksamkeit, als evangelischer Christen in Anspruch nehmen.

Denn wenn ein solches Hauptfest, dessen Feier uns so na-

türlich und unentbehrlich ist, gar nicht existirt hat in dem ersten christlichen Zeitalter, dem wir doch sonst ein leitendes Ansehn gern zugestehn; so muß für die gegenwärtig Feiernden die Frage von Wichtigkeit sein: einestheils, warum man ursprünglich diese Feier unterlassen, anderntheils aus welchem Grunde man später sie angefangen hat, — worauf erst sich prüfen läßt, wie denn die jetzige Auffassung und Feier des Festes zu dessen Einsetzung sich verhält.

Dabei ist auch der Jahrestag des Festes nicht gleichgültig, über welchen aber mancherlei Bedenken sich erheben. Wenn die älteste Kirche den Tag nicht gefeiert hat, hat sie ihn überhaupt nicht gekannt? Und wenn nicht, wie ist er später gefunden, woher kommt die Verschiedenheit in der frühesten Feier und welche Begründung hat das Datum, das jetzt für die Weihnachtsfeier feststeht? Soll es den wirklichen Tag der Geburt anzeigen; oder ist es frei gewählt in sinnbildlicher Bedeutung? — Eine Beantwortung dieser, gleichwie der vorgenannten Fragen, ist nicht bloß eine wissenschaftliche Angelegenheit und Aufgabe der Alterthumsforschung; sie berührt auch das praktisch-christliche Leben: denn offenbar hängt davon auch der ursprüngliche Sinn und Charakter der Festfeier ab. Wiewohl nun im Lauf der Zeiten das christliche Leben, mithin auch die christliche Festfeier eine entwickeltere Gestalt angenommen hat; so darf doch damit von dem ursprünglichen Inhalt nichts eingebüßt werden: es sollte also so wenig die ganze Gemeinde in ihrem öffentlichen Gottesdienst als deren einzelne Glieder das Fest an sich vorübergehen lassen, ohne jenen ursprünglichen Sinn der Einsetzung vollständig sich angeeignet zu haben.

Freilich hat es mit der Beantwortung dieser Fragen seine Schwierigkeit; auch wird bei dem Mangel an Nachrichten der Hergang im Einzelnen nicht mehr zu völliger Klarheit gebracht werden können. Doch dürfte in einer Hauptsache durch genauere Benutzung der Quellen wohl eine Entscheidung zu gewinnen sein.

Wir fassen aber zuerst die Bestimmung des Tages der Geburt und dann dessen Feier in's Auge.

1. Das Datum der Geburt Christi.

Die Evangelien, die in chronologischen Angaben überhaupt sparsam sind und vornehmlich nur für die Leidensgeschichte einige Bestimmungen der Art geben, haben für die Geschichte der Geburt des Herrn (abgesehn von dem Census des Quirinus) gar keine directe Zeitangabe überliefert. Es folgt daraus hinsichtlich der schriftlichen Verkündigung, daß die Kunde davon entweder nicht

vorhanden war, oder daß man auf dergleichen äußere Umstände kein Gewicht legte; sonst wären sie nicht verschwiegen. Und wahrscheinlich wird es in der mündlichen Ueberlieferung nicht anders gewesen sein. Also die Apostel haben verkündet und die Evangelisten haben niedergeschrieben, daß der Erlöser als wahrer Gott vom Himmel gekommen, so wie daß er als wahrer Mensch aus dem Stamme Davids gekommen und von der Jungfrau geboren ist; — aber nicht in welchem Monat, an welchem Tage dies sich ereignet hat.

Auch verlautet in den beiden ersten Jahrhunderten nichts davon. Der erste, der eine solche Angabe bringt, ist Clemens von Alexandrien zu Anfang des dritten Jahrhunderts, — aber nicht Eine Angabe, sondern gleich eine ganze Menge: er selbst zeigt nur mittelbar den Tag an, indem er von Christi Geburt bis zum Tode des Kaisers Commodus 194 Jahre 1 Monat 13 Tage rechnet (im 1. Buch seiner Stromata S. 340); da nun der Tod des Commodus auf den 31. Dec. 192 n. Chr. trifft, so folgt hieraus als Datum der Geburt Christi der 19. November (des Jahres 3 v. Chr.). Gleich darauf bemerkt er, daß Einige sorgfältiger Jahr und Tag der Geburt des Herrn bestimmten, nehmlich als Tag den 25. Pachon (d. i. der 20. Mai); wogegen etliche von der Secte der Basilidianer sie auf den 24. oder 25. Pharmuthi (19. oder 20. April setzten. Solche Untersuchungen tadelt dieser Kirchenlehrer nicht gerade: wenn er auch das erstemal ein zweifelhaftes Wort braucht (περιεργώτερον), welches Sorgfalt bedeutet, aber auch übertriebene Sorgfalt oder Fürwitz anzeigen könnte; so giebt er doch in demselben Satz ähnlichen Untersuchungen über den Todestag Christi unzweideutig das Prädikat der Genauigkeit (ἀκριβολογούμενοι). Man sieht aber, daß er auf die Versuche, eine genauere Bestimmung zu erlangen, kein Gewicht legt. Es erhellt ferner, daß über den Weihnachtstag keine Uebereinstimmung herrschte, daß man noch nach ihm suchte. Und vor allem von dem 25. December ist in dieser Beziehung noch nicht die Rede.

Die älteste Nachricht von diesem Tage findet sich anderthalb Jahrhunderte später in einem wichtigen chronographischen Sammelwerk aus Rom vom J. 354, und zwar zweimal, indem er als geschichtliche Epoche wie als Festtag angemerkt wird. Diese Sammlung enthält nehmlich unter andern ein Verzeichniß der römischen Consuln vom Jahre 245 der Stadt bis 354 n. Chr., in welchem einige wenige geschichtliche Angaben aufgenommen sind, namentlich folgende (in der Ausg. von Mommsen, 1850. S. 618 f.), zu den Jahren:

1 n. Chr. Unter diesem Consulat (des Cäsar und Paulus) ist der

Herr Christus geboren am 25. Dec. einem Freitag, dem 15ten des Mondes;

29 n. Chr. Unter diesen Consuln (den beiden Gemini) hat der Herr Jesus Christus gelitten an einem Freitag, dem 14ten des Mondes.

Sie enthält ferner ein Verzeichniß der in der römischen Kirche gefeierten Feste (wovon nachher), welches anfängt:

25. December: Christus geboren in Bethlehem in Judäa.

In demselben Zeitalter aber, nehmlich der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, galt eine ganz andere Bestimmung seines Geburtstages im Orient, wo aber auch noch der Unterschied sich zeigt, daß man theils den 5. theils den 6. Januar dafür annahm. Am bekanntesten ist der Gebrauch in Aegypten, den 6. Januar die Geburt Christi zugleich mit seiner Taufe zu feiern; — wogegen an diesem Tage nur die Geburt Christi eintreffen soll nach Epiphanius Bischof auf Cypern, der die Taufe Christi vielmehr auf den 11. November setzt (in seinem Werke wider die Ketzereien LI, 24). Auch Ephraem der Syrer setzt die Geburt Christi auf den 6. Januar, seine Empfängniß aber auf den 10. März. Den Ursprung jener Annahme und Feier des sechsten Januar wollen wir hier dahin gestellt sein lassen. Die andere Annahme aber, die für den fünften Januar als Geburtstag Christi sich entscheidet, ist aus dem Ezechiel abgeleitet, dessen erste Prophetie, da „ihm der Himmel sich aufthat und Gott ihm Gesichte zeigte, — im 30. Jahr am 5. Tage des 4. Monats" (Ezechiel 1, 1. 3) allegorisch von der Erscheinung Christi, insbesondere von seiner Geburt, erklärt wurde; darnach hielt man sich berechtigt, dieselbe an eben diesem Datum, folglich am 5. Januar anzunehmen, indem man nach kleinasiatischer Zählung das Jahr mit dem 1. October anfangen ließ: wie alles dies aus Hieronymus (zu jener Stelle des Ezechiel) zu sehen ist, der selbst ebenso rechnet, nur daß er die prophetische Stelle nicht auf die Geburt, sondern auf die Taufe Christi deutet. — Erst später ist auch im Orient der 25. December als Geburtstag Christi zu allgemeiner Anerkennung gekommen.

Dieser Zwiespalt in der Ansetzung des Weihnachtstages, der Umstand, daß man im Orient bis in's vierte Jahrhundert den 25. December als solchen nicht kennt und dieser im Abendlande auch vor dem vierten Jahrhundert nicht genannt wird, läßt schließen, daß dieser Annahme in der That eine geschichtliche Ueberlieferung gar nicht zum Grunde liegt (für deren Anerkennung neuerdings jedoch Seyffarth und Weigl sich ausgesprochen haben). — Ja nach der evangelischen Geschichte ist mit Wahrscheinlichkeit das

Gegentheil zu schließen, daß in dieser winterlichen Jahreszeit die Geburt Christi sich nicht ereignet habe, wegen des Uebernachtens der Hirten auf freiem Felde, das, wenn es auch nicht der Witterung wegen im December unmöglich gewesen sein würde, doch in diesem Monat der damaligen Sitte des Landes zu widersprechen scheint.

Wenn aber der 25. December als Geburtstag Christi keinen geschichtlichen Grund hat, so fragt es sich, durch welche Idee die alte Kirche auf diesen Tag sich hat leiten lassen.

Es stammt schon aus dem Alterthum eine Erklärung von einem ungenannten syrischen Schriftsteller (bei Assemani Or. Bibl. Th. II. S. 164), die in neuerer Zeit besonders seit Wernsdorf (1757) und Jablonski (zuletzt 1809) vielfach Zustimmung gefunden hat, daß nehmlich aus Anlaß der heidnischen Feier des 25. Decembers, als des kürzesten Tages, zugleich des Tages der neuen Sonne, von wo an dieselbe wieder höher steigt und den Tag länger macht, die Geburt Christi, als der Sonne der Geisterwelt, auf dieses Datum gelegt und an der Stelle gefeiert sei.

Daß man in der alten Kirche dieses Sinnbild vor Augen gehabt hat, ist unzweifelhaft. Doch steht dasselbe erst in zweiter Linie: und nicht aus dieser heidnischen Veranlassung ist die Bestimmung des Geburtstages Christi abzuleiten, sondern aus einem christlichen Grundgedanken. Das geht sowohl aus dem ganzen Gedankengang in der frühesten Entwickelung der Festordnung als aus einzelnen Zeugnissen hervor; was näher Erwägung verdient.

Zuvor ist zu bemerken, daß der Tag der Geburt von dem Tage der Empfängniß abhängt. Daß auch in der evangelischen Geschichte zwischen beiden ungefähr neun Monate gerechnet werden, sieht man aus der Geburtsgeschichte des Johannes: denn im sechsten Monat der Schwangerschaft der Elisabeth ereignet sich die Verkündigung Mariä, und nachdem diese darauf drei Monate zum Besuch bei derselben gewesen, kommt die Zeit der Elisabeth zu gebären (Luc. 1, 25. 39. 56. 57). Als Tag der Empfängniß Christi aber gilt mehrentheils eben der Tag der Verkündigung, das ist nach der später herrschenden Annahme der 25. März. Diese Tage, der 25. März und der 25. December, bedingen sich also gegenseitig: steht der eine fest, so ist auch der andere gefunden. Nun ist wohl zu bemerken, daß nicht der 25. März aus dem 25. December, sondern der 25. December aus dem 25. März abgeleitet und der letztere zuerst bestimmt worden ist.

Der 25. März aber ist nach dem Kalender des Julius Cäsar der Tag der Frühlingsnachtgleiche. Auf diese hat

man die Menschwerdung Christi gelegt; aber nicht sowohl wegen dieses Jahrpunkts, sondern um der Weltschöpfung willen, die an dem Tage ihren Anfang genommen haben sollte; demgemäß der 25. März der erste Tag der Welt heißt. Dies erhellt aus folgenden Zeugnissen.

Daß die Welt im Frühling erschaffen sei und zwar am Tage der Frühlingsnachtgleiche (um deren Zeit, mit dem Monat Nisan das Festjahr der Juden beginnt), ist eine Ansicht, die schon Philo äußert, indem er die Frühlingsnachtgleiche für ein Abbild des Weltanfangs erklärt (während Josephus denselben in den Herbst, mit welchem das bürgerliche Jahr der Juden seinen Anfang nimmt, zu setzen scheint). Und eben jene Ansicht ist im christlichen Alterthum durchaus herrschend, nachdem sie zuerst von Origenes, also in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts (in einem Fragment über das Osterfest) ausgesprochen ist. Man folgerte dies aus der Schöpfungsgeschichte: und zwar erstens die Erschaffung im Frühling aus dem Gebot, daß die Erde aufgehen lasse Gras und Kraut (1 Mos. 1, 11), dem sie noch jetzt in jedem Frühling gehorcht. Und daß sie zur Frühlingsnachtgleiche erfolgt sei, aus der Scheidung des Lichts und der Finsterniß (1 Mos. 1, 4) so wie dem Erschaffen der beiden Lichter, eines großen, das den Tag, und eines kleinen, das die Nacht regiere: — beides in der Voraussetzung, daß es eine gleiche Theilung zwischen Licht und Finsterniß gewesen, also Tag und Nacht gleich; und ebenso daß die Herrschaft des Tages- und Nachtgestirnes gleichgetheilt gewesen: dann mußte die Sonne im Aequator stehen und der Mond mit ihr in Opposition, also Vollmond sein. Diesen Beweis für die Nachtgleiche deutet Origenes an; das erstere, der Hinweis auf die Frühlingszeit findet sich im vierten Jahrhundert bei angesehenen Lehrern der griechischen und lateinischen Kirche, dem Eusebius, Bischof von Cäsarea (in einem Fragment über das Osterfest) und dem Ambrosius, Bischof von Mailand (in seiner Erklärung des Sechstagewerks B. 1. Cap. 4). — Das Datum der Weltschöpfung hängt alsdann theils von dem Datum der Frühlingsnachtgleiche (zur Zeit der Weltschöpfung), theils von der Annahme ab, ob das Licht oder die Sonne nebst den andern Himmelskörpern an dem Tage geschaffen, d. h. ob es der erste oder der vierte Tag der Welt gewesen sei. Nun wurde die Frühlingsnachtgleiche anfänglich in der Kirche auf den 25. März, später (seit dem dritten Jahrhundert, besonders in Alexandrien) auf den 21. März gesetzt. Diese beiden Annahmen vertheilen sich in

der Verknüpfung mit jenen beiden Schöpfungstagen gewöhnlich so, daß auf die Frühlingsnachtgleiche bei der ersten Annahme (25. März) der erste Tag der Welt (die Erschaffung des Lichts), bei der zweiten Annahme (21. März) der vierte Tag der Welt (die Erschaffung von Sonne, Mond und Sternen) gelegt wurde. So findet sich der 25. März als der erste Tag der Welt zuerst angegeben in der Schrift eines Ungenannten über die Festrechnung unter den Werken Cyprians aus der Mitte des 3. Jahrhunderts; — hingegen der 21. März als der vierte Tag der Welt in dem sogenannten Chronicon paschale aus dem 4. Jahrhundert: und diese Annahme ist im lateinischen Mittelalter herrschend, hauptsächlich von Beda an, der mehrmals von dem ersten Schöpfungstage (dem primus dies seculi) handelt.

Von der Epoche der Schöpfung wird nun der Uebergang gemacht zur Epoche der Erscheinung Christi auf Grund des großen Zusammenhangs, der zwischen der Schöpfung und Erlösung besteht. Dieser Zusammenhang ist einestheils in der Person des Schöpfers gegeben: denn das Wort, welches im Anfang bei Gott war und durch welches alle Dinge gemacht sind, ist dasselbe, welches in der Fülle der Zeiten Fleisch geworden ist. Aber auch in dem Werk der Schöpfung ist ein Zusammenhang angelegt, sofern es vorbildlich auf den Erlöser hinweiset: denn er heißt nicht nur der zweite Adam gegenüber dem ersten zum Zeugniß, daß was in dem ersten Adam angefangen, durch ihn zur Vollendung gebracht, was durch jenen verloren gegangen, durch ihn wieder erworben ist; sondern er trägt auch Zeichen und Namen, die an die vorangehenden Werke in der leiblichen Natur anknüpfen: denn er selbst nennt sich das Licht der Welt (Joh. 8, 12); und auf ihn wird angewendet die Weissagung des Propheten von der Sonne der Gerechtigkeit, welche denen aufgehen solle, die des Herrn Namen fürchten (Maleach. 4, 2.). Diese ersten Werke aus der Hand Gottes, Licht und Sonne, geben also Vorbilder in großen Zügen für die Person und das Werk des Erlösers, nach Anleitung der heiligen Schrift. Nun ging man in der Kirche aber weiter und fand zwischen dem Werk der Schöpfung und dem der Erlösung auch im Einzelnen Uebereinstimmung und Vorbildlichkeit, bis in die Zeitbestimmungen hinein: und dies gab Veranlassung zu weiteren chronologischen Schlüssen.

Es wurde vor allem auf die Epoche der Schöpfung der Ausgang des Lebens Jesu, die Zeit des Todes und der Auferstehung bezogen.

Und zwar wurde erstens der Uebergang gemacht von der Woche der Schöpfung zur Leidenswoche, wofür man auf die heilige Schrift selbst sich berufen konnte, sofern sie bezeugt, daß der Herr an einem Freitag gestorben, an einem Sonntag auferstanden ist. Hiernach bemerkt Justin der Märtyrer (in der ersten Apologie Cap. 67) als Grund für die christliche Sonntagsfeier, daß an ihm die Welt geschaffen und Christus auferstanden sei. Und Irenäus (wider die Ketzereien V, 23, 2) stellt hinsichtlich des Freitags zusammen, Christus habe am sechsten Wochentage durch seinen Tod die zweite Schöpfung, die Erlösung vom Tode vollbracht, wie Adam am sechsten Tage geschaffen sei. Wobei er gleich noch einen Schritt weiter geht: Adam müsse auch wie Christus an einem Freitag gestorben sein, weil Christus den ganzen ersten Menschen wiederbringe, auch in der chronologischen Ordnung des Lebens. Beides faßt Victorinus von Pettau zu Ende des dritten Jahrhunderts (in einem Bruchstück über die Weltbildung) zusammen: Christus habe an demselben (Wochen-) Tage gelitten, an welchem Adam gefallen sei, er sei an demselben Tage von den Todten erstanden, an welchem er das Licht geschaffen habe.

Zweitens wurde der Uebergang gemacht von der Stunde der Erschaffung Adams zur Stunde der Kreuzigung im dritten Jahrhundert durch Origenes zu Matth. 27, 45 (lat. Commentar Cap. 134): da am sechsten Tage der Welt zweierlei Geschöpfe geschaffen sind, so folgert er, jener Tag sei dergestalt getheilt, daß vor der sechsten Stunde die Schöpfung der Thiere erfolgt sei, in der sechsten Gott den Menschen geschaffen habe; und findet es nun entsprechend, daß für das Heil desselben Menschen sterbend Christus grade in der sechsten Stunde gekreuzigt sei.

Drittens fand man in der Jahreszeit eine Parallele zwischen der Schöpfung und der Auferstehung; insbesondere wurde der Uebergang gemacht von dem Jahrestage der Schöpfung, dem Frühlingsnachtgleichentag, so daß (nach der am meisten verbreiteten Annahme) entweder die Kreuzigung oder die Auferstehung auf den 25. März gesetzt wurde. Die letztere ist in der griechischen Kirche herrschend geworden, die erstere im Abendlande: dieselbe findet sich zuerst (abgesehn von einigen apokryphischen Schriften) bei Tertullian in Carthago, der sie direct vorträgt, und bei Hippolytus in Rom, der seinen Ostercyclus so gestellt hat, daß in dem angenommenen Todesjahr der Charfreitag auf den 25. März trifft.*) —

*) Vergl. Evang. Kal. Jahrg. 1853. Vorr. S. III f.

Ohne Zweifel hat allein der Hinblick auf den Schöpfungstag zu dieser Annahme geleitet.

Von hier aus gab es nun einen zwiefachen Weg, zu dem Datum der Menschwerdung zu gelangen.

Einestheils indem man dasselbe unmittelbar durch das Datum der Erschaffung des Lichtes bestimmte. Eine solche Folgerung war längst mehrfach vorbereitet. Es war erstens schon der Uebergang gemacht von der Woche der Weltschöpfung zu dem Jahr der Erscheinung Christi, und zwar zuvörderst zu der Dauer der Welt: denn da Gott die Schöpfung in sechs Tagen vollendet hat, und (nach Ps. 90, 4) tausend Jahre vor ihm wie ein Tag sind; so urtheilte man, es werde entsprechend den sechs Tagen der Schöpfungswoche in sechs Jahrtausenden die Welt vollendet werden: diese Deutung findet sich schon im Brief des Barnabas (Cap. 15); sie ist späterhin sehr verbreitet. Von dieser Dauer der Welt aber gelangte man zur Epoche der Erscheinung Christi, indem man in dem Gleichniß von Arbeitern des Weinbergs (Matth. 20) die elfte Stunde auf dieselbe bezog, während unter dem Tage der Arbeit der ganze gegenwärtige Weltlauf verstanden wurde: so erklärt Origenes diese Stelle (griech. Comment. zum Matth. Abschn. XV. Cap. 31), wobei er auch von dem gleichen Abstande der dritten, sechsten und neunten Stunde des Gleichnisses, die auf die Zeiten Noahs, Abrahams und Mosis gehen sollen, spricht. Wenn man diese Deutung chronologisch strenge nimmt und darnach die Berechnung anlegt, nehmlich wie der Tag 12 Stunden hat, so jene 6 Jahrtausende des Weltlaufs in 12 gleiche Theile oder Weltstunden theilt; so kommen auf jede derselben 500 Jahre, und die 11 Stunden bis zur Erscheinung Christi geben 5500 Jahre. Wirklich rechnen so viel Jahre der Welt bis auf Christi Geburt die beiden ersten christlichen Chronographen: Julius Africanus in Palästina und Hippolytus in Rom, beide Zeitgenossen des Origenes, welche ihre Chroniken der eine im J. 221, der andere zwischen 235 bis 238 abgefaßt haben. — Weiter finden wir den Uebergang auf den Wochentag der Empfängniß bei Victorinus von Pettau, der überhaupt (worauf schon eben S. 48 hingewiesen ist), einen sehr durchgeführten Parallelismus mit der Schöpfungswoche entwickelt: ihm zufolge ist die Maria von der Kraft des Höchsten überschattet an einem Sonntage als demselben Tage, an welchem das Licht geschaffen ist. — Endlich ist auch schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts in dem Monatstag ein Uebergang gemacht von der Schöpfung zwar nicht auf die Empfängniß, aber auf die Ge-

burt Christi in der Festrechnung unter den Werken Cyprians, die (wie vorhin S. 47 bemerkt ist) für den ersten Tag der Welt den 25. März annimmt; demnach ist der vierte Tag der Welt der 28. März: und an diesem Datum wird daselbst die Geburt Christi angesetzt als dem Tage, an welchem die Sonne geschaffen worden. — Ganz auf diesem Wege lag es auch, von der Schöpfung, nehmlich dem Tage der Erschaffung des Lichts das Datum der Menschwerdung, den 25. März, abzuleiten.

Anderntheils gelangte man zu eben diesem Datum der Menschwerdung von dem Datum des Todes (oder der Auferstehung) Christi aus. Man hatte schon bei Adam angenommen, daß er an demselben Tage, an welchem er geschaffen ist, auch des Todes gewesen (nehmlich gefallen und sterblich geworden) sei. Man fand es nun entsprechend, daß Christus an demselben (Jahres-) Tage Mensch geworden sei, an welchem er selbst gestorben ist. Da nun in der lateinischen Kirche der Tod Christi auf den 25. März gesetzt wurde, als den Tag der Frühlingsnachtgleiche und der Weltschöpfung; so folgerte man, Christus sei an diesem Tage auch empfangen. Diesen Zusammenhang spricht Augustinus deutlich aus (in seinem Buch von 83 verschiedenen Fragen, Fr. 56): „man glaube, daß Christus am 25. März empfangen sei, weil er an demselben Tage auch gelitten habe."

Wenn nun dieses Datum der Empfängniß feststand; so folgte ganz einfach, indem man 9 Monate weiter rechnete, für den Geburtstag Christi der 25. December. Dafür aber hatte man auch den besondern Grund, den kürzesten Tag auszuwählen, um den Vergleich Christi mit der Sonne durchzuführen. Zwar hatte um dieses Vergleichs willen jene Festrechnung unter den Werken Cyprians Christi Geburt auf den 28. März als den Tag der Erschaffung der Sonne gelegt. Dies wurde aber so verbessert, daß, indem vielmehr die Empfängniß auf das Datum der Erschaffung des Lichts gelegt wurde, der Geburtstag auf die Wintersonnenwende traf, den 25. December.

Indem hiernächst noch das Gedächtniß Johannes des Täufers, der genau um 6 Monate älter als Jesus angenommen wurde, hinzukam, nehmlich die Tage seiner Empfängniß und seiner Geburt (welcher letztere öfters zugleich für seinen Todestag angesehen wurde); erhielten alle vier Cardinalpunkte des Jahres, wie sie nach dem Kalender des Julius Cäsar bestimmt waren, ihre Benennung aus der evangelischen Geschichte. Nach Julius Cäsar sollten sie nehmlich eintreten am 8. Tage vor dem ersten (a. d. VIII. Kal.) des April, Juli, October und Januar; also:

25. März Frühlingsnachtgleiche — 24. Jun. Sommersonnenwende
24. Sept. Herbstnachtgleiche — 25. Dec. Wintersonnenwende.

Und es kam nun zu stehen auf den

24. Sept. Johannes des T. Empfängniß
25. März Mariä Verkündigung (od. Christi Empfängniß)
24. Jun. Johannes des T. Geburt
25. Dec. Christi Geburt.

Daß man in der Ansetzung dieser Tage den jährlichen Sonnenlauf vor Augen hatte, läßt gleichfalls Augustinus erkennen (in seiner 11. Predigt am Geburtstage des Herrn), indem er auf das Abnehmen der Tage von dem Datum der Geburt Johannis und das Zunehmen der Tage von dem Datum der Geburt Christi aufmerksam macht und darin vorgebildet sein läßt das Wort des Täufers: „er muß wachsen und ich muß abnehmen" (Joh. 3, 30).

2. Das Fest der Geburt Christi.

Die älteste Urkunde, welche das Weihnachtsfest am 25. Dec. erwähnt, ist das schon genannte römische Festverzeichniß in dem chronographischen Sammelwerk vom J. 354. Es ist ein Verzeichniß meist römischer Märtyrer, geordnet nach der Folge des Kalenderjahres, denen als einziger Festtag aus dem Leben des Herrn der 25. December mit der Angabe seiner Geburt vorangestellt ist. Dieses Verzeichniß hängt zusammen mit einem Verzeichniß römischer Bischöfe, welches zuerst im J. 336 geschlossen ist und dann nach dem Tode des Bischofs Julius († 352) unter dem Bischof Liberius (352—366) einige Zusätze erhalten hat. Sollte erst bei Gelegenheit dieser Zusätze in dem letztgenannten Verzeichniß auch das Weihnachtsfest in dem andern Verzeichniß aufgenommen sein, so würde dies mit einer andern Nachricht (die übrigens wenig beglaubigt ist) stimmen, daß eben dieser Julius es eingesetzt habe. Unzweifelhaft aber geht aus dem Festverzeichniß hervor, daß es zur Zeit seines Nachfolgers Liberius gefeiert ist. Auch haben wir anderweit Kunde, mit wie großer Theilnahme des christlichen Volks: denn Liberius selbst weiset auf den zahlreichen Besuch der Peterskirche am Geburtstage des Heilands in einer daselbst an diesem Tage gehaltenen Rede hin, wodurch die Marcellina zur Nonne geweiht worden; diese Rede hat deren Bruder Ambrosius, Bischof von Mailand, in seinem ihr gewidmeten Werk über die Jungfrauen vom J. 377 (zu Anfang des 3. Buchs) aufbewahrt.

Von dem Abendlande ist dann das Fest erst nach dem Orient gekommen. Aus einer zu Antiochien im J. 386 gehaltenen Predigt des Johannes Chrysostomus ersieht man, daß das Weihnachtsfest damals noch keine zehn Jahre dort bestand, aber schon mit allgemeinster Theilnahme, wenn auch nicht ohne Einwendung, gefeiert wurde. — In Alexandrien bestand zwar (wie schon erwähnt ist) eine Feier der Geburt Christi, aber gleichzeitig mit dem Fest seiner Taufe am 6. Januar; an deren Stelle daselbst erst kurz vor dem Jahre 431 eine selbstständige und ausschließliche Feier des Weihnachtsfestes am 25. December getreten ist.

Gegenüber diesen frühesten Zeugnissen von der Weihnachtsfeier verdienen insbesondere noch beachtet zu werden solche Aeußerungen aus früherer Zeit, welche die Weihnachtsfeier ausschließen, — deren Ungebräuchlichkeit aus dem bloßen Stillschweigen der Zeitgenossen nicht gefolgert werden darf.

Hier ist im dritten Jahrhundert aus der griechischen Kirche vor allem Origenes ein wichtiger Zeuge. In seinem großen Werk zur Vertheidigung des Christenthums (gegen Celsus B. VIII. Cap. 22), wo er die angesonnene Theilnahme an den heidnischen Festen zurückweiset, spricht er von der wahrhaft christlichen Festfeier, die darin bestehe, nicht bloß einzelne Festtage zu begehen, sondern in Gedanken, Worten und Werken eine immerwährende Feier zu halten; und weiset nach, wie eine solche an die christlichen Festtage, sowohl die wöchentlichen als die jährlichen, sich anschließt: da werden als jährliche Feste aber nur Pascha und Pfingsten (das ist die ganze Zeit von Ostern bis zum Pfingstsonntage) genannt; von Weihnachten ist keine Spur. Noch mehr aber, wie fern ihm der Gedanke einer solchen Feier lag, geht aus seiner Erklärung gegen jede Geburtstagsfeier hervor, in einer Homilie über 3 Mos. 12, 2. (Homil. VIII. zu 3 Mos. Cap. 3): „Keiner von allen Heiligen", sagt er, „wird gefunden, der ein Fest oder ein großes Gastmahl gehalten habe an seinem Geburtstag; keiner, der Freude gehabt habe am Tage der Geburt seines Sohnes oder seiner Tochter. Allein die Sünder frohlocken wegen solcher Geburt. Denn wir finden zwar im Alten Testament, daß Pharao, König von Aegypten, seinen Geburtstag festlich begangen (1 Mos. 40, 20), desgleichen im Neuen Testament Herodes (Marc. 6, 21). Beide aber haben das Fest ihrer Geburt mit Vergießung von Menschenblut befleckt... Die Heiligen aber halten nicht allein keine Festlichkeit am Tage ihrer Geburt, sondern auch, erfüllt mit dem heiligen Geist, verwünschen sie diesen Tag, wie das Beispiel des Jeremias (20, 14),

Hiob (3, 3) und David beweiset", weil jeder Mensch in Sünden empfangen und geboren wird (Ps. 51, 7. Hiob 14, 4). Diese Ansicht trifft freilich nicht die Geburt des Herrn, auch deutet Origenes selbst auf diese Ausnahme hin; doch hätte er schwerlich so sprechen können, wenn in seinem Bereich an eine Feier dieser Geburt gedacht wäre. — Weiter umfassen auch die sogenannten Apostolischen Constitutionen, zum größten Theil aus dem Ende des dritten Jahrhunderts, welche ausführliche Vorschriften über die Festfeier geben, nur dieselbe Festzeit, wenn auch weiter entwickelt, da als einzelne Festtage der Auferstehungstag, der darauf folgende Sonntag, der Himmelfahrtstag und der Pfingstsonntag hervorgehoben werden: denn ein Abschnitt mit Erwähnung des Weihnachtsfestes am 25. Dec. (B. V. Cap. 13) unterbricht den Zusammenhang und erscheint als spätere Einschaltung etwa aus dem Ende des vierten Jahrhunderts.

Aus der lateinischen Kirche gehört hieher die mehrerwähnte Festrechnung von einem Zeitgenossen Cyprians (unter dessen Werken) mit ihrem Beweise, daß Christus am 28. März geboren sei; ein Zeichen, daß der Verfasser wenigstens von einer Feier der Geburt Christi am 25. December nichts wußte. — Daß überhaupt eine Feier dieser Geburt dem römischen Nordafrika noch zu Anfang des 4. Jahrhunderts fremd gewesen sei, scheint hervorzugehn aus der Aeußerung eines nordafrikanischen Schriftstellers dieser Zeit, des Arnobius wider die Heiden (B. VII. Cap. 32), deren Festlichkeiten zu Ehren der Götter und namentlich ihrer Geburtstage er verspottet: „es ist der Erde Geburtstag: denn die Götter kommen aus dem Mutterleibe hervor und haben frohe Tage, an denen ihnen zugetheilt ist, die Lebensluft zu genießen." So wenig diese Rüge einer Einschränkung bedarf, auch wenn die Christen der Zeit den Geburtstag des Gottmenschen feierten, (der ja seiner Gottheit nach keinen Anfang seiner Tage hat); so würde sie doch wohl in diesem Fall den Heiden nicht so vorgehalten sein, denen ein Verständniß für den Unterschied der beiderseitigen Festveranlassung nicht beizumessen war.

Wenn aber erst im vierten Jahrhundert das Weihnachtsfest eingeführt, jedenfalls erst allgemein verbreitet ist; wie hat die Kirche so lange dasselbe entbehren mögen? Dies erklärt sich aus der allumfassenden Bedeutung ihrer andern hohen Feste, Pascha und Pfingsten, worin im Wesentlichen alle Gaben des Vaters, Sohnes und Geistes zusammengefaßt wurden. Und was insbesondere den Erlöser angeht, so legte man in der Auffassung seiner Person und

seines Werks den Glauben zum Grunde, daß er „um unserer Sünden willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket ist“ (Röm. 4, 25), indem man die Erlösung vorzugsweise in seinen Tod setzte: also wurde in den Festen nur die Vollendung seines Werks durch Tod und Auferstehung gefeiert. — Es kommt hinzu, daß in den ersten Jahrhunderten unter Druck und Verfolgungen, da das Trachten der Christen mehr ein Suchen der zukünftigen Stadt (Hebr. 13, 14) und ein Warten auf die Zukunft des Herrn war, das irdische Leben überhaupt geringer gewürdigt und nicht sowohl der Eintritt in dasselbe, als der selige Ausgang gefeiert wurde, — wie dies die Feier der Todestage der Märtyrer als Geburtstage, nehmlich der Geburt in das ewige Leben, und die schroffe Verwerfung jeder Geburtstagsfeier in der angeführten Stelle des Origenes (der dazu freilich noch besondere Gründe in seinem System hatte), beweiset. Wenn aber die Gläubigen bei sich und in Ansehung ihrer eigenen Geburt es so hielten; so mochten sie auch weniger veranlaßt sein, den Eintritt des Erlösers in das arme Leben, seine Geburt in Niedrigkeit zum Gegenstand der Feier zu machen.

Einen Wendepunkt auch hierin mußte das Aufhören der Verfolgungen, die siegreiche Lage der Kirche im 4. Jahrhundert hervorbringen. Man gewöhnte sich, derselben noch auf Erden eine Zukunft beizumessen; und es erschien das irdische Leben, das nun auch andere Aufgaben für das Gottesreich, als Uebung im Leiden stellte, in selbstständigerem Werth und die Geburt in dasselbe nicht so geringschätzig als zuvor. So konnten die Gläubigen von der höhern Bedeutung des menschlichen Lebens überhaupt auf die höhere Würdigung der Geburt Christi geleitet werden. — Wichtiger war die Würdigung derselben aus der Person und dem Werk des Erlösers selbst. Derselbe war doch in die Welt gekommen nicht bloß um den Tod zu leiden. Schon angesehene Kirchenlehrer des zweiten Jahrhunderts hatten einer einseitigen Schätzung seines Todes zuvorkommend, in tieferer Erfassung des Werks der Erlösung dieselbe in das ganze gottmenschliche Leben des Erlösers gesetzt, das durch Tod und Auferstehung gekrönt wird. Namentlich Irenäus hatte die Darstellung aller Lebensstufen durch Christus hervorgehoben, der auch den Kindern ein Kind geworden sei, um die Kinder zu heiligen. Aus diesem Gedanken mußte die Feier seiner Geburt hervorgehn bei weiterer Entwickelung der christlichen Festordnung, die nun dahin fortschritt, statt einzelner Festtage ein System heiliger Zeiten zu umfassen. Wie nehmlich die Kirche in ihrer

Festordnung ursprünglich davon ausgegangen war, daß das ganze Leben der Gläubigen von den beiden Grundlagen aller Festfeier, dem Tode und der Auferstehung Christi, sich erfüllen lasse, dergestalt, daß jeder Tag als ein Charfreitag und jeder Tag als ein Ostersonntag gehalten werde; so kam man nun dahin, das ganze Leben des Herrn, zuerst also auch sein Kommen in's Fleisch, in dem heiligen Jahr der Kirche auszuprägen. Das geschah im vierten Jahrhundert: in welchem auch, von Hieronymus in dem sogenannten Comes oder Begleiter (wie er selbst in der Vorrede dazu, dem Briefe an Constantius bezeugt), es unternommen wurde, insbesondere die Festtage mit biblischen Lesestücken auszustatten; wobei er von Weihnachten den Anfang der Reihe machte. Ein solches Unternehmen mußte auf eine Erweiterung der Festordnung — wenn nicht damals schon der Anfang des Lebens Jesu in deren Kreis hineingezogen gewesen wäre, jedenfalls auf eine organische Auffassung derselben hinwirken.

Dies vorausgesetzt, ist hinsichtlich der Einführung des Weihnachtsfestes in dieser Periode gern zu glauben, daß bei den Römern die heidnische Feier des 25. Decembers, als „Geburtstags der unbesiegten Sonne" (dies natalis invicti, wie ihn auch ein heidnischer Kalender benennt, der gleichfalls in dem chronographischen Sammelwerk vom J. 354 enthalten ist), nicht ohne Einfluß darauf gewesen ist: wie leicht der Uebergang von der einen Feier zu der andern war, ist daraus ersichtlich, daß umgekehrt noch Jahrhunderte lang die christliche Feier des 25. Decembers der Verwechselung mit dem Naturfest der Sonne und der Einmischung heidnischen Aberglaubens von daher ausgesetzt war. Von dieser Seite stand das christliche Fest natürlich im Gegensatz mit der heidnischen Feier; es bot aber auch eine Analogie dar in dem Uebergang von der sichtbaren Sonne zu Christus, der Sonne der Gerechtigkeit, dem Aufgang aus der Höhe (Luc. 1, 78), unter welchem Bilde die alten Christen die Erscheinung des Erlösers mit Vorliebe betrachteten. — Seine selbständige Wurzel aber hatte es in der Anknüpfung an den Tag der Menschwerdung (oder Verkündigung Mariä), den 25. März: wodurch der Anfang des Lebens Jesu sowohl rückwärts mit der Schöpfung der Welt, als vorwärts mit dem Ausgang seines Lebens, mit Tod und Auferstehung, chronologisch zusammengeschaut wurde.

Daraus ist noch immer für die christliche Weihnachtsfeier zu lernen (in welcher auf Seiten der evangelischen Kirche die Feier der Menschwerdung oder der Verkündigung Mariä mit eingeschlos-

sen ist), daß die Epochen des Kirchenjahrs geregelt sind nach dem Naturjahr, welches an seinen Cardinalpunkten die Hauptereignisse des Lebens Jesu, Menschwerdung, Geburt, Tod und Auferstehung, abbildet; daß aber in dem Kreislauf festlicher Zeiten nicht allein Natur und heilige Geschichte zusammentreffen, sondern beide auch noch die Urgeschichte der Welt, das Gedächtniß der Schöpfung in sich aufnehmen: da die alte Kirche in ihrer jährlichen wie in ihrer wöchentlichen Festfeier den Dank für das Werk der Erlösung und Wiederherstellung von dem Preise der ersten Schöpfung nicht getrennt wissen wollte.

F. Piper.

---

4. Der Weihnachts- oder Christ-Baum.

Es geschieht nicht ohne Grund, daß wir am 24sten Junius den Geburtstag Johannis des Täufers feiern, und am 25sten December*) den unseres Heilandes Jesu Christi. Die alte Kirche hat es so geordnet, weil Johannes nach Luk. 1, 36. sechs Monate früher gebohren wurde als das Jesus-Kind; und zugleich wollte sie damit das Verhältniß des Täufers zu dem Herrn sinnvoll bezeichnen. Nämlich mit dem längsten Tage des Jahres (22. Juni) fangen die Tage an abzunehmen, und mit dem kürzesten (22. Dec.) fangen sie wieder an zuzunehmen; und so erinnert uns die Stellung jener beiden Festtage an das große demüthige Wort des Täufers, Joh. 3, 30: „ich muß abnehmen, Er aber muß zunehmen."

Am heiligen Abend nun vor dem Feste der Nacht (Luk. 2, 8), da der Heiland gebohren wurde (der geweiheten oder Weih-Nacht) ist es im protestantischen Deutschland uralte Sitte, im Kreise der Familie einen Tannenbaum aufzupflanzen, von brennenden Wachslichtern reich erleuchtet, und mit Kindergeschenken bunt geschmückt. Die biblische Deutung dieses Gebrauchs liegt nahe. Denn die vielen Lichter in den dunkelsten Tagen des Mittewinters drücken die Freude aus darüber, daß Christus ist das Licht, welches in die Welt kommend alle Menschen erleuchtet (Joh. 1, 9), und einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben hat (2 Kor. 4, 6);

*) Warum gerade der 25ste December gewählt wurde? (es geschah zuerst in der Römischen Kirche um die Mitte des vierten Jahrhunderts), darüber hat man zwar mancherlei Vermuthungen, aber nichts Gewisses.

wie ja schon im Alten Bunde geweissagt war: die Völker, bisher im Finstern sitzend, sollten ein großes Licht sehn (Jesai. 9, 2. 60, 1). So tritt es uns sinnlich vor Augen, wie der himmlische Vater uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsterniß und tüchtig gemacht zum Erbtheile der Heiligen im Lichte (Koloss. 1, 12). In manchen Städten zündet man den Baum erst am Morgen des ersten Festtages nach der Frühpredigt an; und auch das hat seine Beziehung. Christus wird ja in der Schrift genannt der (Sonnen-) Aufgang aus der Höhe (Luk. 1, 78), und das Evangelium der Morgenstern, der in unseren Herzen aufgehen soll (2 Petr. 1, 19). Daneben bedeutet der im Winter wie im Sommer grünende Tannenbaum das unverwelkliche Erbe der Frommen (1 Petr. 1, 3—4), den unvergänglichen Kranz des christlichen Kämpfers (1 Kor. 9, 25), und die bleibenden Gnadengaben des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung (1 Kor. 13, 13).

Die Fülle von süßen, bunten und glänzenden Gaben an dem Weihnachtsbaume könnte eine Nachahmung sein jener Geschenke von Gold, Weihrauch und Myrrhen, welche die Weisen aus Morgenland dem Jesuskinde darbrachten (Matth. 2, 11); aber richtiger werden wir sie beziehen auf den Reichthum, welchen uns der Heiland mitgetheilt, indem er um unsertwillen arm wurde (2 Kor. 8, 9), an den mancherlei geistlichen Segen in himmlischen Gütern, den uns Gott durch Ihn geschenkt hat (Ephes. 1, 3), insbesondere an die theuern und großen Verheißungen, welche wir Ihm verdanken (2 Petr. 1, 4). Ja, wenn wir's recht bedenken, so stellt sich uns hier jener Baum des Lebens im Paradiese dar, wie er, durch die Sünde verloren, durch den Sohn Gottes der Menschheit wieder erworben ist (Offenb. 22, 14).

Die Bescherung zu Weihnacht, als dem Feste der Kindschaft, wird besonders unseren unmündigen Kindern bereitet. In der Ueberraschung, welche sie beim Anblicken des hell erleuchteten, reich geschmückten Baumes empfinden, sollen sie ahnen, was sie späterhin erkennen werden, die große Freude, welche durch des Heilands Geburt allem Volke widerfahren ist (Luk. 2, 10); der Dank gegen die irdischen Aeltern soll sie anleiten, dankzusagen dem Vater im Himmel, von welchem alle gute und vollkommene Gabe herabkommt (Jak. 1, 17); sie sollen begierig werden, dereinst mehr zu erfahren von dem Kinde, das uns geboren ist (Jes. 9, 6), damit wir Gottes Kinder werden könnten (Joh. 1, 12). Doch mögen die bald verglimmenden Wachslichter-Endchen ihnen zugleich sagen, daß alle Lust der Welt schnell

vergeht, so wie die vergoldeten Aepfel und Nüsse, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, und der Kern besser als die Schale. Wir Erwachsenen aber bewegen dabei im Herzen jenes Wort des Herrn: „wenn ihr nicht umkehret, und werdet wie die Kindlein, so könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen“ (Matth. 18, 3); und wir gedenken zugleich jener unschuldigen Kindlein von Bethlehem, welche, gleichsam als die ersten Märtyrer, um Christi willen von Herodes getödtet wurden (Matth. 2, 16). Ernsten Aeltern wird damit die heilige Verpflichtung auferlegt, in den empfänglichen Boden des kindlichen Gemüths das Gute zu pflanzen und nicht das Böse.

Ueber den Ursprung und die Verbreitung dieses sinnig freundlichen Gebrauchs läßt sich nur wenig Zuverlässiges sagen. Lichter anzuzünden, war von jeher bei religiösen Freudenfeiern gebräuchlich z. B. bei dem jüdischen Feste der Tempelweihe und dem christlichen Osterfeste; und besonders nahe lag es zur Weihnachtszeit, weil diese in den finsterſten Theil des Jahres fällt. Auch die Sitte des gegenseitigen Geschenke-Gebens war schon bei den alten Römern um dieselbe Jahreszeit herrschend, nämlich in den Saturnalien, welche der Erinnerung an das goldene Zeitalter gewidmet waren. Allein wie kommt es, daß der Christbaum vorzugsweise dem protestantischen Norddeutschland eigen ist, und namentlich dem Sachsenlande? In England (wo die Kinder zu Weihnacht Zweige von Hülsen oder Stechpalmen tragen), deßgleichen in Frankreich und Italien, war er bisher unbekannt: erst in neuerer Zeit soll er in England durch die Königin, in Frankreich durch den Kaiser, in Rom durch die daselbst wohnenden Deutschen aufgekommen sein: ja selbst unter dem Kriegstumult in der fernen Krim hat er sein friedliches Licht verbreitet. Daß er aus dem Mittelalter stamme, ist gewiß; und natürlich wurde er besonders in solchen Gegenden herrschend, wo der perennirende Tannenbaum sich häufig vorfand. Allein bei näherer Betrachtung sieht man, daß vom Mittelalter her eine doppelte Weihnachtsfeier sich in Deutschland geltend gemacht hat: im Süden durch die Heiland-Krippen in der Kirche, welche von Rom herkamen; im Norden hingegen durch den Christbaum im Familienkreise, welcher heidnischen Ursprungs zu sein scheint. Es verhält sich damit also. Die heidnischen Völker des nördlichen Europa zündeten um die Zeit der Sommer-Sonnenwende die noch jetzt nicht ganz verschwundenen (Johannis-) Feuer an; und eben so begingen

sie die Winter-Sonnenwende durch den lichterreichen Tannenbaum. Nun scheinen die Bekehrer Deutschlands, ein Bonifacius, Anscharius u. A. jenem Naturfeste eine christliche Deutung gegeben zu haben; wozu der umsichtige Pabst Gregor der Große ausdrücklich aufgefordert hatte. Wenn nämlich das heidnische Winterfest das Herannahen des Frühlings feierte: hat nicht auch Christi Ankunft auf Erden gleichsam einen Weltfrühling gebracht, da es hieß: „das Alte ist vergangen; siehe es ist Alles neu worden" (2 Kor. 5, 17)? Eine merkwürdige Spur dieses Uebergangs liefert der Umstand, daß in Dänemark, Norwegen und Schweden das Weihnachtsfest noch jetzt den Namen jener altnordischen Naturfeier, des Juelfestes, führt. Juel nämlich bedeutet ein Rad; und dieses sollte den neuen Umlauf der Sonne anzeigen. Genug, im lutherischen Norddeutschland wurde der Christbaum, als Symbol der Familien-Freude, im katholischen Süddeutschland die Krippe, als kirchliches Schauspiel, vorherrschend; und so mag denn nach der Reformation, schon um des Gegensatzes willen, bei den deutschen Protestanten der Christbaum vorgezogen sein*). Doch blieben einige Gebräuche beiden Kirchen gemeinschaftlich: unter andern die Beachtung der 12 heiligen Nächte (von Weihnacht bis heil. drei Könige), während welcher man keine Hülsenfrüchte genießen soll; ferner die Darstellung der Hirten zu Bethlehem oder der heil. drei Könige durch verkleidete Knaben oder junge Burschen, welche jetzt, wegen des dabei getriebenen Unfugs, polizeilich verpönt ist. Auch der Knecht Ruprecht, womit man die unartigen Kinder schreckte, anscheinend ebenfalls eine ursprünglich heidnische Figur, ist gegenwärtig wohl größtentheils verschwunden.

Friedrich Köster in Stade.

5. Die Abnahme Christi vom Kreuz am Egsterstein in Westphalen.

(Hierbei eine Abbildung.)

Eins der merkwürdigsten Denkmäler der christlichen Kunst im Mittelalter ist die Kreuzabnahme am Egsterstein oder Externstein,

*) Das viel verbreitete Bild von Schwerdtgeburth: Luther im Kreise seiner Familie zu Wittenberg, am Christabend 1536, beruht ohne Zweifel auf historischer Wirklichkeit; und vielleicht hat Luthers Vorgang den Christbaum bei den Evangelischen besonders empfohlen.

einer Felsengruppe bei dem westphälischen Städtchen Horn (zwei Stunden von Detmold und vier Stunden von Paderborn). Es ist ein Denkmal einzig in seiner Art, sowohl durch sein Alter, da es dem Anfang des zwölften Jahrhunderts angehörend, das älteste größere Werk der Bildhauerkunst in Deutschland ist, welches eine Fläche von 16 Fuß Höhe und 12½ Fuß Breite einnimmt, — wie durch die Oertlichkeit und das Material, da in einer langen senkrechten Felswand von grauweißem Sandstein die Figuren fast lebensgroß stark erhoben ausgearbeitet sind. Der Stil des Werks ist nach der Stufe zu ermessen, welche die Kunst in jenem Zeitalter einnahm; unter allen Umständen aber zeichnet es sich durch edle Formengebung und ebenso sinnvolle als einfache Anordnung aus. Es tritt darin aber nicht blos ein feines Kunstgefühl und eine hohe Begabung zu Tage; sondern auch eine tiefe christliche Gesinnung, und es sind große theologische Gedanken, die im engen Raum, am Kreuze Christi zusammengedrängt, aus dem Bildwerk hervorleuchten.

Ueber den Sinn desselben ist im Wesentlichen kein Zweifel, nachdem es in neuerer Zeit vielfach besprochen, auch jüngst noch Gegenstand eingehender Forschung in Einzelschriften (von Maßmann, 1845 und Giesers, 1851) geworden ist, — ausgenommen, daß eine Meinungsverschiedenheit über Eine Figur (die oberste) sich erhoben hat, die aber auch nicht streitig hätte werden sollen. Wir wollen versuchen, in der Kürze das Einzelne möglichst im Zusammenhang des Ganzen auszulegen. Die beiliegende Abbildung, welche nach der von Maßmann veröffentlichten Zeichnung E. von Bandels angefertigt ist, wird es dem Leser erleichtern, das großartige Bild sich anzueignen.

Das ganze Bild besteht aus drei Theilen, die in der Folge von oben nach unten klar aus einander treten, indem sie oberwärts durch den Querbalken des Kreuzes, unten durch den Boden, auf dem dasselbe sich erhebt, getrennt werden. Der Hauptgegenstand ist in der Mitte die Abnahme Christi vom Kreuz; aber dieser Vorgang wird geschildert nach seinem großen Zusammenhang, wie er in die Mitte der Geschichte des Reiches Gottes tritt und die Grenzen der Erde überschreitet. Darum dehnt sich die Scene unermeßlich aus: über dem Kreuze ist der Himmel offen; unterhalb desselben ziegt sich eine Gruppe aus der Unterwelt. Damit erweitert sich auch die Handlung, unbeschadet ihrer Einheit, da der räumlichen Ausbreitung eine Zeitfolge entspricht, so daß die Hauptereignisse vom Tode bis zur Auferstehung Christi vergegenwärtigt werden.

Zuerst also zwei Männer sind beschäftigt, den heiligen Leich-

DIVINITY SCHOOL
LIBRARY.
HARVARD UNIVERSITY

nam vom Kreuz herabzunehmen: Joseph von Arimathia, von dem alle Evangelien berichten, daß er den Leichnam Jesu, nachdem er ihn von Pilatus erbeten hatte, herabnahm; und Nicodemus, der nach dem alleinigen Zeugniß des Johannes (19, 39) zur Bestattung Myrrhen und Aloen herzubrachte. Der eine, auf einem Sessel stehend und mit dem rechten Arm am Kreuz sich haltend, läßt mit dem linken Arm den Leichnam herabgleiten, den der andere untertretend auf seine Schulter und in seine Arme nimmt (von dem erstern sind die Füße und der eine Arm abgebrochen). Sorgsame Scheu und ernste Trauer spricht sich in der Haltung und den Gesichtszügen dieser Männer aus. Unmittelbar an dieser Handlung betheiligt erscheint noch Maria, leise vorübergeneigt, mit den Händen das erblaßte Haupt ihres Sohnes stützend, ihren Kopf (der verloren gegangen ist), wie man noch erkennen kann, an dasselbe anlehnend: sie zeigt eben so rührende Pietät als würdige Fassung; weder ein falscher Ausbruch des Schmerzes noch Ueberwältigung der Empfindung zur Ohnmacht stört den frommen Liebesdienst und die ihn begleitende feierliche Stille. — Bemerkenswerth ist die Kleidung dieser Personen: die beiden Männer erscheinen in römischer Kriegertracht, Maria in einem deutschen Frauengewande.

Auf der andern Seite des Kreuzes erblickt man den Jünger, den der Herr lieb hatte, durch das Buch in seiner Linken als Apostel bezeichnet: er ist gleich der Maria Christo zugeneigt, das gesenkte Haupt und die erhobene Rechte deuten seine innere Betheiligung an dem Vorgang an. — So, zu beiden Seiten des Kreuzes stehend, werden Maria und Johannes ganz gewöhnlich in diesem Zeitalter in Bildern der Kreuzigung vorgestellt: wenn sie ähnlich hier auch bei der Kreuzabnahme erscheinen, so bringt ihre Gegenwart diese Handlung mit dem Vorhergegangenen in Verbindung und läßt an die Kreuzigung, insbesondere an das Vermächtniß der Sorge und Liebe denken, welches der Erlöser sterbend ihnen gab (Joh. 19, 26. 27).

Noch bestimmter weisen dahin zurück die Figuren in der obern Abtheilung des Bildes. Da sieht man einestheils zu beiden Seiten des Kreuzes über den Enden des Querbalkens Sonne und Mond in Runden und zwar personificirt, in menschlicher Gestalt, doch nur in halber Figur (keineswegs als Kinder), die Sonne mit sieben Strahlen, den Mond mit Andeutung einer Sichel: beide sich Tücher vorhaltend, mit dem Ausdruck der Trauer. So enthält auch ein Miniaturgemälde der Kreuzabnahme in einer Evangelienhandschrift der Königl. Bibliothek zu München (Cim. 57. Bl. 108. a.)

die Halbfiguren von Sonne und Mond, die eine roth, mit neun Strahlen um das Haupt, die andere blau mit der Sichel, beide in goldenen Runden und das Gewand sich vor das Gesicht haltend. Diese Vorstellung von Sonne und Mond, die bei der Kreuzabnahme nur ausnahmsweise vorkommt, ist in dieser Zeit herrschend bei Darstellung der Kreuzigung, nachdem schon die nachweislich älteste Darstellung derselben in einem syrischen Evangeliarium vom J. 586 damit vorangegangen war, — wie unzählige Bilder der Kreuzigung in Malereien und Sculpturen vom neunten bis in's dreizehnte Jahrhundert beweisen: dabei ist häufig dasselbe Motiv angewendet, daß sie ihr Antlitz mit dem Gewande oder einem Tuch verhüllen, z. B. in Miniaturbildern der Evangelienharmonie Otfrids zu Wien und des Evangeliarium König Ludwigs zu Berlin, beide aus dem neunten Jahrhundert, des Evangeliarium Egberts zu Trier aus dem zehnten, eines Missale zu München (Cim. 60) aus dem elften und eines Evangeliarium im Dom zu Trier aus dem zwölften Jahrhundert. Es wird durch diese Verhüllung einestheils die Verfinsterung beim Tode Jesu (genauer bis zu seinem Tode), anderntheils als Grund der Verfinsterung die Theilnahme und Trauer dieser Himmelskörper und mit denselben der ganzen Natur bei dem Leiden des Sohnes Gottes geschildert. Daß nicht bloß die Sonne, sondern auch der Mond in dieser Weise am Himmel erscheint, ist allerdings eine Freiheit, welche die Künstler sich genommen haben, die der Wirklichkeit nicht entspricht, da damals, zur Zeit des jüdischen Passahfestes der Mond bei Tage nicht am Himmel stehen konnte, — man möchte meinen der Symmetrie wegen. Doch liegt ein theologischer Gedanke zum Grunde, indem man ohne Zweifel die Weissagung vom Tage des Herrn vor Augen hatte: daß wie am Tage des Gerichts über Babel die Sonne finster aufgehn und der Mond dunkel scheinen sollte (Jes. 13, 10), so dieselben am Tage des Gerichts über den Erdkreis ihren Schein verlieren werden (Matth. 24, 29. Marc. 13, 24), — denn die Ereignisse bei der Kreuzigung wurden als Vorbild des jüngsten Gerichts aufgefaßt.

Ferner erblickt man zwischen Sonne und Mond, aber sie überragend, in halber Figur eine ehrwürdige Gestalt, mit langem Bart, das Haupt mit dem Kreuznimbus geschmückt, in der linken Hand die Kreuzfahne haltend, die Rechte segnend niedergestreckt, mit einem Kinde auf dem linken Arm. Diese Gruppe weiset unmittelbar auf den Tod Christi und die Worte im Munde des sterbenden Erlösers: „Vater, in deine Hände befehl ich meinen

Geist." Denn sie bildet Gott den Vater ab, der die Seele Christi in Kindesgestalt (nach der gewöhnlichen Vorstellungsweise der mittelalterlichen Kunst) in seinen Arm genommen hat. Die erhobene Kreuzesfahne ist eine Bestätigung des Worts, welches der Erlöser am Kreuze sprach: „es ist vollbracht", sie zeigt den Sieg an; mit der gesenkten Rechten aber über dem Haupt des Sohnes segnet er den Leichnam desselben und dessen Bestattung, der ja nicht im Grabe bleiben und nicht die Verwesung sehen sollte: dieser Akt läßt also über den hier dargestellten Moment der Handlung, die zunächst nur zum Grabe führt, hinausblicken auf die Auferstehung. — Daß unter dieser Figur nicht der Erlöser selbst, in seiner gottmenschlichen Erscheinung, die erlöste Menschenseele als Symbol der ganzen erlösten Menschheit in den Himmel tragend, gedacht werden kann, ist augenscheinlich, da was das zweite betrifft, eine solche Vorstellung der mittelalterlichen Symbolik widersprechen würde, und das erste wegen des Zusammenhangs unmöglich ist, denn nicht in demselben Augenblick, wo die Leiche des Erlösers noch am Kreuze hängt, kann derselbe nach seiner erhöhten Menschheit (also jenseits der Himmelfahrt) mit Seele und Leib vom Himmel aus seine Bestattung segnend vorgestellt werden.

Zwischen dem Tode und der Auferstehung Christi aber, wohin die Vorstellungen der oberen Abtheilung (ohne für sich den Zeitpunkt der Kreuzabnahme zu überschreiten) die Betrachtung leiten, liegt noch ein großes Ereigniß; und damit hängt die untere Abtheilung, unter dem Fuße des Kreuzes zusammen. Es sind zwei menschliche Figuren, rechts eine männliche, ganz unbekleidet, links eine weibliche, unterwärts mit einem Gewande versehen, — beide knieend, die eine Hand betend erhoben. Sie sind nehmlich von einem Drachen umstrickt, dessen Vorderleib und zwei Füße mit Löwenklauen vor ihnen sich zeigen. Das ist die alte Schlange, welche die Eva verführte: und die beiden Figuren sind die Stammeltern unseres Geschlechts, Adam und Eva, die von ihr gefesselt, doch so, daß sie Blick und Hand noch erheben konnten, um Erlösung beten.

Diese Gruppe hängt aber mit der Kreuzigung zwiefach zusammen. Erstens nach der Sage von dem Grabe Adams, die von den Juden auf das christliche Alterthum übergegangen (sie ist zuerst von Origenes aufgenommen und hat weiter Eingang gefunden vornehmlich bei den Griechischen Kirchenlehrern, wie bei Epiphanius und Chrysostomus), die auch von dem lateinischen Mittelalter angeeignet ist: darnach soll Adam auf Golgatha bestat-

tet und gerade über seinem Grabe Christus gekreuzigt sein. So ist auch öfters in mittelalterlichen Bildern der Kreuzigung unter dem Kreuze das Grab Adams und er selbst entweder darin liegend oder daraus hervorgehend vorgestellt. — Zweitens nach der Lehre, daß Christus in dieser Zwischenzeit seiner Grabesruhe (von der jedoch nur sein Leib umfangen war) hingegangen ist zu predigen den Geistern im Gefängniß (1 Petr. 3, 19), nehmlich den Vätern des alten Bundes, unter denen die beiden Stammeltern voranstehen. *) Merkwürdig aber, wie die Erwartung dessen an den Moment der Kreuzabnahme geknüpft ist: die beiden Eltern blicken hoffend empor zu dem Sohn Gottes, ungeachtet er eben gestorben ist; aber grade durch seinen Tod ist die alte Schlange besiegt. Diese selbst hingegen scheint von Furcht gleich wie von Zorn ergriffen; denn gewiß nicht ohne Bedeutung ist es, daß während auf der linken Seite des Kreuzes der Leichnam herabgelassen wird, in entgegengesetzter Richtung die Schlange mit ihrem Kopf vorwärts strebt: sie merkt mit Entsetzen, daß der Sieger naht. Das ist der Gekreuzigte, dessen Seele in den Armen des Vaters erscheint; aber die Stunde ist da, daß er hinabkommen wird, die Riegel der Unterwelt zu zerbrechen und die harrenden Väter zu befreien.

Von den ersten Eltern sind Sünde und Tod zu allen Menschen durchgedrungen: jene sind die Repräsentanten der von der Sünde umschlungenen Menschheit. Darum geht diese alle es an, was hier mit Zügen, die so vielen Jahrhunderten schon Trotz geboten haben, in den Felsen gegraben ist: als eine frohe Botschaft an die draußen Stehenden, welche den alten Menschen noch nicht ausgezogen haben und darum in gleicher Verdammniß sind, — wie als eine Mahnung zum Dank, aber auch zur Wachsamkeit an die Gläubigen, die mit Christo gestorben und auferstanden sind. Denn es werden allgemein die Grundgedanken des Evangeliums von Sünde und Tod, auch von Satans Gewalt und List, wie von der Gnade Gottes und der Erlösung durch Christum in ergreifender Weise durch dieses Bildwerk vor Augen gestellt.

---

*) Von der Niederfahrt Christi zur Hölle soll, so Gott will, in einem der nächsten Jahrgänge ein besonderer Aufsatz folgen.

F. Piper.

6. Die Himmelsleiter.

(Hierbei eine Abbildung.)

1. Der Himmelsweg.

Wiewohl das Wirken des Geistes Gottes zur Bekehrung der Seelen nicht an bestimmte Zeiträume gebunden ist, auch der Wege viele sind, auf welchen er die Seele je nach ihrem besonderen Zustand zu finden weiß und zu sich zieht; so besteht doch eine Ordnung des Heils, da die Bekehrung, nehmlich die Umwandlung aus dem Stand der Entfremdung von Gott in den seligen Stand der Kinder Gottes eine Folge von Lebensmomenten erfüllt, und eine ganze Reihe von Thatsachen umfaßt. Dieselben werden in der Lehre unserer Kirche unterschieden und bezeichnet als Berufung, Erleuchtung, Buße, Glaube und Heiligung, — von denen die beiden letzten in dem Begriff der Wiedergeburt zusammengefaßt werden.

Aber auch der Zustand der Wiedergeborenen, obwohl darin das Ende der Bekehrung und damit die Gewißheit des Gnadenstandes erreicht ist, ist nicht selber schon ein Ende, sondern ein Anfang: und das ganze irdische Leben hat keinen andern Zweck, als den Lebenskeim, der neu in die Seele gepflanzt ist, wachsen zu lassen und zur Vollendung zu bringen. Daraus erklärt sich der scheinbare Widerspruch in dem christlichen Leben: daß ungeachtet des Friedens, der den Wiedergeborenen geschenkt wird, doch eine Unruhe, nehmlich das Verlangen in der Seele ist, nach tieferer Auffassung des Geistes Gottes und innigerer Aneignung der ewigen Güter; daß sie, obwohl der Sieg über die Welt errungen ist, sich immer noch im Kampfe findet, und obwohl an's Ziel gelangt, immer noch auf dem Wege ist. Wie selbst der große Apostel nicht nur die Korinther ermahnt, „zu laufen, daß sie das Kleinod ergreifen" (1 Kor. 9, 24), desgleichen den Timotheus auffordert, „nachzujagen der Gerechtigkeit, der Liebe, dem Glauben" (1 Tim. 6, 11. 2 Tim. 2, 22); sondern auch von sich bezeugt: „nicht, daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach" — (Phil. 3, 12), während er doch gleich darauf die Philipper ermahnt: „wie viel nun unser vollkommen sind, die lasset uns also gesinnet sein." Also vollkommen sein und auch nicht vollkommen sein ist diesseits dem christlichen Leben eigen, welches darin den Antrieb hat, von einer Vollkommenheit zur andern überzugehn.

Dieser Fortschritt in dem Glaubensleben wird in der heiligen

Schrift unter dem Bilde einer Wanderung aufgefaßt. Das ist ein Bild, welches dem irdischen Leben überhaupt zukommt, nach dem Vorgange Davids, der die Zuversicht ausspricht: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich“ (Ps. 23, 4); und die Ermunterung giebt: „Befiehl dem Herrn deine Wege“ (Ps. 37, 5); — insbesondere aber dem innern Leben, dem Wandel in der Furcht und Liebe Gottes. Auch diese Anwendung enthalten Davidische Psalmen, unter andern das Gebet: „Herr zeige mir deine Wege und laß mich wandeln in deiner Wahrheit“ (Ps. 25, 4. 5); so wie die Sprüche Salomo's in der Ermahnung: „Wanke weder zur Rechten noch zur Linken; wende deinen Fuß vom Bösen“ (Spr. 4, 27). So ist das Bild auch von dem Erlöser aufgenommen, wenn er ermahnt durch die enge Pforte einzugehn, und den schmalen Weg einzuhalten, der zum Leben führt (Matth. 7, 13. 14), und wenn er sich selbst den Weg nennt und die Thür, durch welche der Eingang zur Seligkeit ist (Joh. 19, 6. 10, 9). Diesem Gedanken, indem noch hinzugenommen wird, daß wir hier in der Fremde sind, droben aber unsere Heimath haben, verdanken einige der schönsten Lieder aus der evangelischen Kirche ihren Ursprung, namentlich die beiden Pilgerlieder: „Ich bin ein Gast auf Erden“ von Paul Gerhardt und „Kommt Kinder laßt uns gehen“ von Gerhard Terßteegen.

Eine nähere Bestimmung dieses Gleichnisses vom Wege erscheint darin, daß das Ziel desselben aufgefaßt wird als auf einer Höhe liegend. So häufig ist im Alten Testament von dem heiligen Berge die Rede, wo die Stadt Gottes und des Herrn Haus ist (Ps. 15, 1. 48, 2): da gilt es ganz eigentlich, daß hinaufsteigen, die zu dem Hause des Herrn kommen, — seien es die Juden, die zum Fest nach Jerusalem wallfahrten (Ps. 122, 4), oder die Heiden, die zur letzten Zeit auf den Berg des Herrn gehen werden nach der Weissagung (Jes. 2, 4). Nachdem aber diese Weissagung erfüllt und des Herrn Wort von Jerusalem ausgegangen ist unter die Völker, ist es eine andere Höhe, wohin deren Blicke und Schritte sich richten. Der Herr selbst vergleicht seine Gemeinde einer Stadt, die auf einem Berge liegt (Matth. 5, 14): das bedeutet unmittelbar zwar nur, daß eine solche Stadt weithin sichtbar ist, wonach die Christen aufgefordert werden ihr Licht leuchten zu lassen vor den Leuten; — aber es folgt doch, daß um dahin zu gelangen, eine Höhe zu ersteigen ist. Damit hat aber die Gemeinde Christi ihr letztes Ziel noch nicht erreicht: denn die

Stadt Gottes, der Berg Zion, zu dem die Gläubigen des Neuen Bundes kommen, ist nicht irgendwo auf der Erde gelegen, sondern droben, nehmlich das himmlische Jerusalem (Gal. 4, 26. Hebr. 12, 22); also bleibt ein Vorschreiten dahin immer auch ein Aufwärtsschreiten. Davon spricht ein uralter christlicher Hymnus von Clemens von Alexandrien in dem Ausruf:

Fußtapfen Christi, Himmelsweg!

Dasselbe drücken die Anfänge zweier Lieder unserer Kirche aus: das eine von Benjamin Schmolck: „Himmelan geht unsre Bahn"; das andere von Chr. Aug. Reichel:

Ich walle meiner Heimath zu
Nach Salems stillen Höhen.

2. Die Himmelsleiter.

Dem eben genannten Bilde verwandt ist die Auffassung des Himmelsweges als eine Stufenfolge. Durch eine solche wird die Erde mit dem Himmel verbunden vorgestellt in dem Gesicht Jacobs, der im Traume eine Leiter sah, die auf der Erde stand und mit der Spitze an den Himmel rührte, und oben darauf stehend den Herrn so wie die Engel Gottes daran auf- und niedersteigend (1 Mos. 28, 12. 13). Die Hauptsache ist hier freilich die Erscheinung und Herablassung Gottes, der unmittelbar dem Stammvater seines Volkes sich offenbart und Verheißung giebt. Gewiß aber ist die Leiter mit den auf- und niedersteigenden Engeln keine müßige Zuthat; sondern einestheils ein Sinnbild der mittelbaren Offenbarung, die neben jener hergeht, da die Engel als dienstbare Geister von Gott ausgesandt werden um derer willen, die die Seligkeit ererben sollen (Hebr. 1, 14). Anderntheils ein Vorbild der vollendeten Offenbarung in den letzten Zeiten, da der Sohn Gottes selbst auf Erden erschien und in seiner Geschichte wie in seiner Person die ununterbrochene Verbindung zwischen Himmel und Erde vor Augen stellte: in seiner Person, da kraft der Einheit des Sohnes mit dem Vater die Fülle der Gottheit in ihm sichtbar ist und die göttlichen Kräfte zwischen ihnen hin- und hergehen; — in seiner Geschichte, da mit ihm wiederum die Boten Gottes sichtbar werden, ihm selber dienend (Matth. 4, 11. Luc. 22, 43), und vielfach in die heilige Geschichte eingreifend. Das erstere deutet auch das Herabschweben der Taube bei seiner Taufe an; beides aber die Anwendung, die er selbst von der Jacobsleiter macht, da er sich als den Ort bezeichnet, auf den die Engel Gottes herabfahren (Joh. 1, 51).

In allem diesem ist zunächst nur der Weg von oben nach unten angezeigt: die Engel wie der Sohn selbst kommen vom Himmel herab; ihr Hinaufsteigen ist nur eine Rückkehr. Aber nach seiner Auffahrt und der Sendung des Geistes ist auch der Weg von unten nach oben für die ganze Gemeinde Gottes auf Erden eröffnet, wie dies die schon genannte Stelle aus dem Briefe an die Hebräer andeutet: „Ihr seid gekommen zu der Menge vieler tausend Engel und zu Gott dem Richter über alle." Weiter hat zwar die heilige Schrift von der Himmelsleiter keine Anwendung gemacht. Sehr schön aber ist in manchen Kirchengebäuden das Wort, welches Jacob nach seinem Traume sprach: „Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels." inschriftlich angebracht: zum Zeugniß, daß überall wo Kirche ist, das heißt, wo zwei oder drei im Namen des Herrn versammelt sind, eine solche Himmelsleiter sich erhebt und die Pforte des Himmels offen steht. Aber auch das Traumgesicht Jacobs hat mehrfach Anwendung gefunden, vor allem in der Auslegung der heiligen Schrift und in Predigten; und selbst in eigenen Schriften ist diese Anwendung der Himmelsleiter auf den Wandel der Christen hienieden nebst dessen Vollendung im Himmel ausgeführt worden: wonach auch in Gemälden sie vor Augen gestellt ist.

In dieser Anwendung aber pflegt sie die „Leiter des Paradieses" genannt zu werden, ein Name der an beides, sowohl die irdische Pilgerschaft als den Uebergang in's Jenseits denken läßt: denn wenn doch durch den Sohn Gottes mehr wiedergewonnen ist, als durch Adam verloren gegangen, so steht auch den Gläubigen das Paradies wieder offen; andrerseits verlegt er selbst es in das Jenseits, wenn er sterbend dem Schächer am Kreuz verheißt, daß er mit ihm im Paradiese sein werde.

3. Die Paradiesesleiter.

Die erste und ausführlichste Schrift dieser Art gehört der griechischen Kirche an, welche unter dem Titel „Leiter" (κλίμαξ) von Johannes Climacus verfaßt ist, Abt eines Klosters auf dem Berge Sinai (um das J. 580), der durch dieselbe große Verehrung in der griechischen wie in der lateinischen Kirche erlangt hat. Sie schildert den Weg der Heiligung, aber vorzugsweise für Mönche oder Einsiedler, unter dem Bilde einer Leiter von 30 Stufen, denen eben so viele Tugenden entsprechen. Die unterste Stufe ist die Entsagung des Weltlebens (ἀποταγὴ βίου); darauf

folgt die innere Absage von allen Gütern des Lebens, als da sind Geld und Gut und Ehre und Verwandte und Freunde, — der Zustand des Gleichgültig- und Unbekümmertseins; die dritte Stufe ist die Fremdlingschaft, das heißt die Welt zu meiden und in die Einöde zu gehn. Dann kommen die einzelnen Tugenden, vor allen der Gehorsam, nehmlich das Mißtrauen in sich und die Entsagung alles eigenen Willens, ferner die Reue, der Gedanke an den Tod u. s. w. Die oberste Stufe ist die der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung. Daß die Vorstellung von dieser Leiter der Jacobsleiter nachgebildet sei, sagt der Verfasser selbst; für ihre Stufen beruft er sich auf Ps. 84, 6: „Wohl dem Menschen, der der Straßen oder Stufen (zum Hause des Herrn auf Zion) gedenket" (nach der LXX: ἀναβάσεις ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ διέθετο). Die Zahl derselben ist gewählt nach der Zahl der Jahre Christi, laut der Schlußermahnung, welche zuerst an die Stimme des Propheten erinnert: „Kommt laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jacobs" (Jes. 2, 3); sodann zum Laufe anspornt und dessen Ziel anzeigt mit dem apostolischen Wort: „bis wir ... ein vollkommener Mann werden; der da sei in der Maaße des vollkommenen Alters Christi" (Ephes. 4, 13), welcher — wie hinzugefügt wird — in einem Alter von 30 Jahren getauft, die 30ste Stufe (die der Liebe) auf der geistigen Leiter erlangt hat: denn Gott ist die Liebe.

Einige Handschriften dieses Buches sind mit Miniaturmalereien geschmückt, die zur Erläuterung und Veranschaulichung des Textes dienen. So enthält eine Wiener Handschrift (Cod. gr. 180) ein Gemälde der Leiter*), die von der Erde zum Himmel sich erhebt: neben ihr lieset man die Aufschriften für ihre 30 Stufen; über ihr in Wolken erscheint Christus, wie er einem Mönch, der dem Ziel des Steigens nahe ist, die Hand reicht, vollends ihm hinauf zu helfen; drei andere sind noch zurück auf verschiedenen Stufen. Das geht zur Rechten Christi vor; zu seiner Linken sieht man drei Mönche im Herabfallen von der Leiter, der unterste ist im Begriff von einem Drachen verschlungen zu werden, der seitwärts am Fuß derselben nach solcher Beute hascht. — Besonders auszuzeichnen ist eine Vaticanische Handschrift aus dem 12. Jahrhundert mit zahlreichen Miniaturmalereien von zierlichster Ausführung: da ist nehmlich bei jedem Abschnitt der immer höher steigende Mönch auf der Stufe abgebildet, zu der er sich grade erhebt (mit Hinweglassung

*) Gestochen bei Lambec. Comment. in Bibl. Vindob. Lib. IV. zu p. 184. ed. Kollar.

der höhern Stufen); andere sieht man herunterstürzen. In die Einförmigkeit dieser Scenerie ist aber dramatische Beweglichkeit gebracht durch Darstellung der Tugenden in menschlicher Gestalt, so wie der ihnen entgegengesetzten Laster, welche letztern der Hinaufsteigende unter seine Füße bekommt, und durch Vorstellung von Engeln und Teufeln, die zu beiden Seiten der Leiter geschäftig sind und an dessen Schicksal sich betheiligen. Zweimal ist die ganze Leiter abgebildet, zu Anfang und zu Ende: in dem letzten Bilde ist nur auf der obersten Stufe der Leiter ein Mönch vorgestellt, anbetend zu den Füßen Christi, der mit Huld ihn empfängt; reicher ausgestattet ist das Bild zu Anfang des Buchs (auf der Rückseite des Vorsetzblattes), wo der ganze Verlauf vor Augen gestellt wird: da erscheinen zur Rechten Christi, neben der Leiter schwebend Engel, welche Theil nehmen an denen, die hinaufsteigen und ihnen helfen; auf der andern Seite sind Teufel, welche die Hinaufsteigenden mit Haken herunterzureißen suchen: bei Einigen gelingt es, bei denen dann die Engel auf der andern Seite trauernd ihr Antlitz verhüllen. Einer ist im Begriff, die oberste Stufe zu ersteigen; über ihm hält Christus eine Krone. Weiterhin sind zu beiden Seiten der Leiter noch die Hölle und das Parabies zu sehen: nehmlich zur Rechten Christi oben in der Ecke das Parabies mit Bäumen, zwischen denen die Seligen sich aufhalten; unten zu seiner Linken eine schwarze Höhle mit den Verdammten.*)

In der lateinischen Kirche hat die mystische Theologie des Mittelalters gern die Entwickelung des gottseligen Lebens unter dem Bilde des Aufsteigens erfaßt, in welchem der Umblick immer weiter und freier wird und die Seele immer tiefer in die göttlichen Geheimnisse eindringt bis zur Vollendung, die in dem seligen Anschauen Gottes gegeben ist: das ist der höchste Begriff der mittelalterlichen Mystik, die dafür auf die Verheißung sich beruft: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." In diesem Ziel aber treffen die beiden Seiten des christlichen Lebens, Erkennen und Handeln, zusammen; da in dem Anschauen Gottes die Liebe zu Gott enthalten ist und sich vollendet. In solcher Richtung wird sehr schön das Aufsteigen der Seele geschildert von

*) Weitere Mittheilungen über diese Handschrift (Cod. Vatic. gr. 394) und ihre Malereien, die ich in der Vaticanischen Bibliothek eingesehen habe, werden in den noch folgenden Theilen meiner Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst erscheinen. Von dem letzten Bilde der ganzen Leiter (Bl. 155. a.) ist ein Theil, nehmlich die oberste Stufe mit dem, was über derselben vorgeht, abgebildet bei d'Agincourt Pitture Tav. LII.

dem großen Lehrer der mystischen Theologie Hugo von St. Victor in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. „Nachdem," sagt er, „der Rost der Sünde von dem Feuer der Buße verzehrt worden ist, und nun jener innere Glanz im Herzen zu strahlen anfängt, dann wird alsbald der Geist gleichsam auf eine hohe Warte der Anschauung gestellt, und schaut da, gewissermaßen über sich selbst hinausgehoben, ein helle lichte Gegend, ein neues Land von ferne, wie er es vorher nie gesehen und gekannt hatte. Verwunderung ergreift ihn den Schauenden; doch mitten in der Freude über das gegenwärtige Licht klagt er seine frühere Verfinsterung an, wundert sich über die Tiefe, darin er gelegen, wundert sich über die Höhe, nach der er, immer weiter gehoben, strebt. Er freut sich, daß er schon so weit von dem entfernt ist, was ihn schmerzte; es schmerzt ihn, daß er noch so weit von dem entfernt ist, das er liebt. Er strengt sich an, eilt, steigt, wächst im Verlangen; und wie jene Rauchsäule (des Bußeifers), je höher sie kommt, immer dünner wird, so wird er, je mehr er sich über den Nebel der irdischen Luft hinauf dem Himmel nähert, ganz geistig, und entzieht sich zuletzt ganz den menschlichen Blicken, indem er entrückt der irdischen Begierde nach äußeren Dingen innerlich im geheimen Schauen des Antlitzes des Herrn seine Befriedigung findet."

Dieses Aufsteigen wird auch gern nach Stufen unterschieden: womit man sowohl das ganze religiöse Leben, als insbesondere das Tugendleben umfaßte und in seinen Bestandtheilen und verborgenem Wachsthum anschaulich zu machen suchte. Eine der einfachsten Stufenfolgen nach der Seite des Erkennens ist unter der Aufschrift „Leiter des Paradieses" in einer kleinen Schrift entwickelt, die unter den Werken des Augustinus (wenn auch nicht den ächten) sich findet: darnach wären die Hauptgrade des religiösen Lebens folgende vier: Lesen, Nachdenken, Gebet und Anschauung (lectio, meditatio, oratio, contemplatio). Dieselbe Folge hat der eben genannte Hugo von St. Victor, doch mit der Ergänzung, daß zwischen der dritten und vierten Stufe noch das Handeln (operatio) eingeschaltet wird; von diesen fünf Stufen giebt er folgende Erläuterung. „Der erste Grad, das Lesen, gehört den Anfängern; der letzte, die Anschauung, den Vollkommnen: und je mehr einer von den in der Mitte liegenden, Nachdenken, Gebet, Handeln, erstiegen hat, desto vollkommner ist er. Das Lesen giebt Einsicht, das Nachdenken Rath, das Gebet verlangt, das Handeln sucht, die Anschauung findet. Wenn du also durch Lesen die Einsicht gewonnen hast, was zu thun sei, so ist dies der Anfang des Guten;

reicht aber noch nicht aus. Steige also auf die Burg des Rathes und denke nach, wie du erfüllen könnest, was du als gut erkannt hast; denn Viele haben das Wissen, aber nur Wenige wissen auch die Ausführung im Leben. Ferner weil der menschliche Rath ohne die göttliche Hülfe schwach und ohnmächtig ist, so erhebe dich zum Gebet und suche den göttlichen Beistand, damit die göttliche Gnade, die dich zuvorkommend erleuchtet hat, hinterher auch deine Füße auf den Weg des Friedens leite, und was nur noch im Vorsatze war, in die That übergehe. Darauf schicke dich zum guten Werke an: ... die guten Werke sind der Weg, auf dem man zum Leben geht; sei stark und handle männlich. Und dieser Weg hat auch seinen Lohn: so oft wir von seinen Mühseligkeiten ermattet sind, da kommt ein Gnadenblick von oben und erleuchtet uns, und wir schmecken und sehen wie freundlich der Herr ist; so findet die Anschauung, was das Handeln sucht. Ja sie ist die Frucht aller vorhergehenden Stufen, und giebt schon in diesem Leben einen Vorschmack der künftigen Belohnung des Guten."

Besonders beliebt war die Siebenzahl für solche Stufen, indem man auch sieben Gaben des heiligen Geistes und sieben Tugenden aufzählte. Sieben Stufen der Anschauung stellt Bonaventura auf, genannt Doctor Seraphicus, im dreizehnten Jahrhundert: sie heißen Feuer, Salbung, Verzückung, Betrachtung, Schmecken, Ruhe, Herrlichkeit. Zuerst das Feuer bezeichnet die Gluth der göttlichen Liebe, welche die Seele läutert und durchleuchtet; auf dieser Stufe steht wer mit dem Propheten sprechen kann: „mein Herz ist entbrannt in meinem Leibe und wenn ich daran gedenke, werde ich entzündet" (Ps. 39, 4). Es folgt zweitens die Salbung, wodurch die Gluth des ersten Grades gemäßigt und die Seele gestärkt und geschickt gemacht wird, das Licht der Wahrheit aufzunehmen nach dem Vorbild dessen, der von sich sagt: „er hat mich gesalbt mit dem Oel seiner Barmherzigkeit" (vergl. Ps. 45, 8). Sodann die Verzückung ist die Erhebung des inwendigen Menschen, nachdem der äußere Mensch verlassen ist, über sich selbst zu jener Quelle der göttlichen Liebe, welche höher als alle Vernunft ist: das eine wird durch Demuth, das andere durch Reinheit gewirkt. Weiter die Betrachtung ist das Eindringen mit Geist und Gemüth in die überhimmlischen und Gott allein bewußten Schätze: wer die Höhe dieser Stufe erreicht, ist schon gegenwärtig engelgleich geworden und hat schon das künftige Leben begonnen, wie der Apostel, welcher sprach: „Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit, mit aufgedecktem Angesicht; und wir werden verkläret in

*) In unſerer Abbildung, die nicht die ganze Breite des Bildes wiedergiebt, haben dieſelben nicht vollſtändig aufgenommen werden können.

Herz einem Heiligen dar, dem Dominicus, der ihr gegenüber links von der obersten Stufe, so wie auf der andern Seite Petrus Martyr, vorgestellt ist. Beide erscheinen betend und fürbittend zur Maria, die von Engeln umgeben grade oberhalb der Stufen sichtbar ist, also zwischen den beiden Heiligen und höher als sie, auf deren Haupt sie ihre Hände legt zum Zeichen, daß sie die Fürbitte annimmt. Daß grade diese Heiligen gewählt sind, erklärt sich daraus, daß das Kloster S. Marco in Florenz, wo Fiesole lebte und dieses Bild entstanden sein mag, ein Dominicanerkloster war; also stand Dominicus so wie Petrus Martyr, der auch Dominicaner war, daselbst in besonderer Verehrung. In unserer Zeichnung ist diese Zugabe von Heiligen sammt der Maria des Raumes wegen weggelassen, da ohnehin die tiefere und eigenthümliche Bedeutung des Bildes in den übrigen Vorstellungen enthalten ist.

Das Ganze nehmlich bildet die Seele ab, wie sie aus dem weltlichen Leben auf sieben Stufen zu dem seligen Leben aufsteigt.

Zuerst das weltliche Leben ist angedeutet durch das Meer, dessen Andrängen und Ueberfluthen nicht allein ein Bild der Noth und Bedrängniß ist, nach Ps. 69, 2. 3: „das Wasser gehet mir bis an die Seele u. s. w."; sondern welches selbst, innerlicher und wesentlich, durch seine Unbeständigkeit die Unruhe der Weltmenschen, den glaubenslosen Zustand derer, die keinen festen Grund gefunden haben, abbildet, nach dem apostolischen Wort: „denn wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird" (Jac. 1, 6). Daher die Ermahnung, im Glauben zu bitten und nicht zu zweifeln; also der Glaube giebt festen Grund. Eben so wird die Hoffnung dem Anker verglichen (Hebr. 6, 19), der in den festen und verborgenen Grund des Meeres eingreifend auf dessen schwankenden Wogen das Schiff festhält.

So erscheinen denn als die Säulen in diesem Meer Glaube und Hoffnung; die Seele aber, die auf diesem Grunde die Stufen des geistlichen Lebens empor steigt, ist als die Liebe bezeichnet durch das Herz in der Hand. Es ist gewissermaßen die evangelische Umkehrung von dem, was die Leiter des Johannes Climacus als eine Mönchsanweisung lehrt: wonach die 3säulige Grundlage der Leiter Unschuld, Fasten und Mäßigung sind, während Glaube, Liebe, Hoffnung erst die oberste Stufe einnehmen. — Indem aber die Seele ihr Herz darbietet, kommt sie dem Spruch des weisen Königs nach (Spr. Salom. 23, 26): „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz", oder wie der Herr selbst das vornehmste Gebot ausdrückt: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen" (Matth. 22, 37).

Dieser Anweisung entspricht auch die Stimmung in einem Liede von Sebast. Franck, welches mit dem Gebete anhebt:

Hier ist mein Herz, Herr! nimm es hin,
Dir hab' ich mich ergeben.

Der Fortschritt dieser Hingabe wird nun durch die sieben Stufen abgebildet, deren Farben und Aufschriften (die letztern nach der Uebersetzung) in der Folge von unten nach oben folgende sind:

Farbe:	Aufschrift:	
1. steinfarben	Ich rufe zu dem Herrn in meiner Noth	aus Ps. 120, 1.
2. grün	Meine Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat	= Ps. 121, 2.
3. blau	Wünschet Jerusalem Heil *)	= Ps. 122, 6.
4. dunkelroth	Erbarm dich unser, Herr, erbarm dich unser	= Ps. 123, 3.
5. weiß	Unsere Seele ist entronnen, wie ein Vogel dem Strick	= Ps. 124, 7.
6. hellroth	Herr, thue wohl den guten und frommen Herzen	= Ps. 125, 4.
7. goldgelb	Sie kommen mit Freuden und bringen ihre Garben	= Ps. 126, 6.

Auf der untersten Stufe, wo der unmittelbare Uebergang aus dem Weltleben erscheint, ist der Anfang der Bekehrung, das Gefühl des Elends, dessen die Seele inne geworden ist, und ihr Aufblick zu dem Herrn durch den Spruch angedeutet. Beides kann nicht ohne Glaube und Hoffnung sein, die von der zuvorkommenden Gnade erweckt werden, — wie ja diese beiden Säulen auch diese Stufe tragen; aber die weitere Aneignung der drei theologischen Tugenden folgt erst. Und so geben die nächsten Stufen, die zweite bis vierte, als die der Hoffnung, des Glaubens und der Liebe sich zu erkennen: im Stande der Hoffnung wird die Zuversicht zu der Hülfe vom Herrn ausgedrückt; im Stande des Glaubens erkennt sich die Seele als angehörig Jerusalem der wohlgebauten Stadt, wo das Haus Gottes steht.

Um so mehr scheint befremdend die folgende, vierte Stufe. Woher kommt im Stande der Liebe dieser Hülferuf zu dem Herrn: „Herr, erbarme dich unser?" Er kommt aus dem Grunde des Herzens, welches sein neues Leben in Gefahr sieht: denn es drohen Versuchungen und Anfechtungen; die Liebe ist noch nicht ganz gereinigt. Also zeigt sich hier die kämpfende Liebe; während auf der nächsten, der fünften Stufe der Sieg, aber mit genauer Noth, an-

*) Der lateinische Text dieses Verses in dem Gemälde und demnach auch in unserer Abbildung enthält unrichtig die Wörter QVI und SVI statt QVE (oder QVAE) und SVNT.

gezeigt ist: „unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Strick.“ Darauf folgt die Stufe der völligen Liebe, die keine Furcht kennt: nun lodert unentweiht ihre Flamme empor und als aus guten und frommen Herzen, im Bewußtsein der Kindschaft Gottes, steigt das Gebet um seinen Segen zu ihm auf. Die Vollendung aber erscheint auf der letzten Stufe: sie bringen vor den Herrn als ihr Opfer was er selbst ihnen gegeben; das ist die Frucht eines gottseligen Wandels, das anvertraute Pfund, mit dem sie gewuchert haben.

Diese Erklärung der Stufen erhält ihre Bestätigung durch die Farben, die zusammengenommen mit den Sprüchen den Sinn und Zusammenhang der Vorstellung aufschließen. Die unterste Stufe ist, ähnlich wie die Säulen selbst, auf denen sie ruht, steinfarben und marmorirt: es scheint dadurch die Festigkeit des Fundaments inmitten der beweglichen Meeresfluth angedeutet zu sein, und die Sicherheit, welche die Umkehr zu Gott, dem Helfer in der Seelennoth, einflößt. Die Farben der beiden nächsten Stufen, grün und blau, sind der Hoffnung und dem Glauben eigen. Wie jene Farbe mit der Hoffnung zusammenhängt, deutet Hugo von St. Victor an, wenn er sagt: „der Baum der Weisheit fängt an zu grünen durch die Hoffnung; die Hoffnung der künftigen Güter und Freuden erhält das Herz warm im Winter dieses Lebens, läßt ihm den Saft und die Frische nicht ausgehen.“ Dann folgt roth, die Farbe der Liebe; dieselbe, mit der auch das Herz, welches von der weiblichen Figur emporgehalten wird, gefärbt ist: es ist aber eine brennend rothe Farbe zum Zeichen, daß diese Liebe noch nicht ganz geläutert ist, noch irdische Bestandtheile und Leidenschaft an sich hat. Daher erst an der nächsten Stufe die Farbe der Unschuld, die weiße Farbe erscheint, das Kennzeichen der ungefärbten Liebe, von welcher der Apostel spricht (2 Cor. 6, 6. vergl. 1 Tim. 1, 5). Diesen Gegensatz der Farben spricht schon das Wort des Propheten aus: „wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden“ (Jes. 1, 18). Daran schließt sich an der sechsten Stufe die rosenrothe Farbe, worin die lautere und opferbereite Liebe durch strahlt. Während an der siebenten und letzten Stufe die goldgelbe Farbe, als die Farbe der reifen Frucht —, „sie bringen ihre Garben“ — wie die des edelsten Metalls die Vollendung anzeigt.

Bedeutsam ist endlich noch die Folge der Psalmen, aus denen die erläuternden Sprüche gewählt sind: sie gehören nach der Reihe dem 120sten bis 126sten Psalm an. Es sind also die sieben ersten Stufenpsalmen hier angewendet. Diese Psalmen aber (im

Ganzen 15 an der Zahl) nach der schon von den Rabbinen angenommenen Erklärung, die zur Zeit der Entstehung dieses Gemäldes galt, waren bestimmt, auf den Stufen, die beim Tempel zu Jerusalem aus dem Vorhof der Heiden zum Vorhof der Israeliten führten (deren auch 15 waren), gesungen zu werden; — während man jetzt wohl richtiger annimmt, daß sie als Pilgerlieder für die bestimmt waren, die zum Fest nach Jerusalem hinaufzogen. Indem nun auf jeder der sieben Stufen unsers Bildes einer dieser Psalmen, von dem ersten anfangend, durch einen Vers hervorgehoben wird, wird also im Ganzen jener innere Vorgang, das Emporsteigen der Seele verglichen mit dem Hinaufsteigen zu dem Tempel auf Zion. Wie man dort unter dem Alten Bunde in das sichtbare Heiligthum und damit in die Nähe Gottes, der diesen Tempel zu seiner Wohnstätte ersehen hatte, gelangte; so gelangt die Seele in dem Gnadenstand des Neuen Bundes auf dem hier vorgezeichneten Wege des innern Seelenlebens in die Nähe Gottes und empfängt eine Vorempfindung seiner Herrlichkeit, die von Angesicht zu Angesicht erst jenseits geschaut werden wird.

Dieses Ziel des Weges ist bescheiden nur durch die Taube angedeutet, das Zeichen des heiligen Geistes. Aber ihr Herabkommen deutet an, daß derselbe gesendet wird vom Vater und vom Sohne, welche durch ihn in der Seele Wohnung machen. Das Schweben der Taube entspricht jenem sanften Säuseln, welches einst Elias vernahm, wodurch die Nähe des Herrn sich ankündigt. Sie erscheint aber hier schwebend über den Wassern des Weltlebens, — wie einst am Beginn der Schöpfung der Geist Gottes über den Wassern der Tiefe, wo durch ihn die darin gelegten Lebenskeime gleichsam befruchtet und deren Wachsthum geschützt wurde. Aehnliches geschieht mit einem Menschen, der aus der Welt heraus zu einem Kinde Gottes umgeschaffen wird. Denn nach der Erkenntniß, welche schon der mittelalterlichen Theologie geworden, ist noch alle Tage die Wiedergeburt einer Seele, als ein Werk der Gnade Gottes, kein geringeres Wunderwerk seiner schaffenden Kraft, als am Anfang die Erschaffung der Welt.

F. Piper.

Folge der Lebensbilder

im Jahrgang 1856.

A. Aus dem Leben Jesu.

1. Mariä Verkündigung.
2. Weihnacht.

B. Aus der Kirche.

I. Aus dem Neuen Testament.

3. Andreas der Apostel.

II. Aus der alten Kirche.

a) Griechisch-römisches Reich.

4. Clemens, Presb. zu Alexandrien † um 220.
5. Dioscurus, Bekenner in Alexandrien um 250.
6. Die Sieben Schläfer in Ephesus.
7. Theodosia, Jungfrau zu Cäsarea † 307.
9. Pachomius, Abt zu Tabennä † 348.
10. Ambrosius, Bisch. von Mailand † 397.

b) Armenien.

8. Gregor der Erleuchter, Ap. v. Armen. † um 331.

III. Aus dem Mittelalter.

a) Burgund u. Italien.

11. Columban, Gl.bote u. Klosterstifter † 615.

b) Deutschland.

12. Bonifacius, Apost. der Deutschen † 755.
13. Adalbert, Apostel der Preußen † 997.
14. Bruno, Apostel der Preußen † 1008.
15. Gottschalk, Fürst der Wenden, Märt. † 1066.

IV. Aus dem Zeitalter der Reformation.

a) Dänemark.

16. Elisabeth, Kön. von Dän. † 1526.

b) Deutschland.

17. Albr. Dürer, Maler zu Nürnberg † 1528.

c) Ostfriesland u. Polen.

18. Johann Laski, Reformator Polens † 1560.

V. Aus dem Zeitalter nach der Reformation.

a) Frankreich.

19. Isaac le Febre, Parlamentsadv. zu Paris, Märt. † 1702.

b) Ostindien.

20. Chr. Friedr. Schwarz, Gl.bote in Hindostan † 1798.

Lebensbilder

zum

evangelischen Kalender.

---

1. Mariä Verkündigung.

25. März.

Schon über 1200 Jahre feierte die christliche Kirche ein Fest, das diesen Namen trägt und pries an demselben (25. März), mit Hinausblick auf das Weihnachtfest, die wunderbare Herrlichkeit des Vaters in der Menschwerdung des eingeborenen Sohnes. Sie durchbrach mit demselben die sonst für festliche Feier geschlossene Zeit der Fasten, ja sie schob selbst, was dem Adventskreis angehörte, vor die Pforte des Osterkreises, um nur das Wunder der neuen erlösenden Schöpfung in allen seinen durch das Offenbarungswort bezeichneten Schritten zu begleiten. Hat auch die richtigere evangelische Erkenntniß der Reformation diesem Tage mit Recht seinen festlichen Glanz gemindert, in manchen Kreisen ihn völlig zugedeckt, indem das Fest der Annunciation entweder zum Feiertage, geringer als der Sonntag, herabgesetzt, oder ganz in die Reihe der wöchentlichen Arbeitstage gestellt ward; so hat sie damit nicht gemeint, das Gedächtniß der Christenheit von einem heilig zarten und lieblich erhabenen Momente der Offenbarung abzuwenden. Denn nicht der Festkalender allein und der Sternenkranz des Kirchenjahres ist der evangelischen Kirche der Mahner an die heiligen Schritte der Offenbarung. Sie legt ja die Schrift in die Hände des bekennenden Christen und heißt ihn, den Fußtapfen der heilsamen Gnade in ihrem Kundmachen der göttlichen Geheimnisse lesend und betrachtend folgen.

Auf dieses Geheiß und aus dieser Quelle muß auch der evangelische Kalender seine Leser auffordern, gesammelt vor die stille Pforte der auserwählten Jungfrau, der Mutter des Herrn, zu treten und da andächtig den großen aber leisen Schritten der Gnade zu lauschen, deren Lobgesang millionenstimmig durch die Weltgeschichte und in den himmlischen Tönen der unzählbaren Schaaren vor dem Stuhle Gottes und des Lammes durch aller Himmel Himmel geht.

1. Die Sendung.

In den einfachsten Worten meldet die evangelische Geschichte (Luc. 1, 26—38) den mit seinen Folgen über alle Weltzeiten und in die Ewigkeiten reichenden Vorgang. Er wird an einen andern angeknüpft und reiht sich durch seine Zeitbestimmung „im sechsten Monat" in denselben hinein. Es ist derselbe Engel Gabriel, der Mann Gottes, der Starke des Allmächtigen, der in alter Zeit (Daniel 8, 16. 9, 21 ff.) das Geheimniß der Erneuerung des Reiches Gottes in Israel in dunklen Bildern gedeutet und der eben jetzt im Heiligthum des Tempels den Vorläufer des Herrn angekündigt hatte (Luc. 1, 11. 19), den Du jetzt vor die Jungfrau treten siehst. Die leuchtenden Angesichter der himmlischen Boten waren lange nicht gesehen worden auf Erden, seit der Tempel erstanden war auf Moriah und die goldenen Cherubim darin die Bundeslade gedeckt hatten, seit die Unterpfänder der Nähe Jehovas fest und prächtig in den goldenen Tempelhallen, dem Priesterthum, den herrlichen Gottesdiensten und der Königsburg auf Zion vor Augen gestellt waren. Als Schutt und Graus dies Alles deckte, da leuchteten diese Angesichter wieder majestätisch in die Nacht des gefangenen Israel und waren neue Pfänder und Bürgschaften der Hoffnung, die noch immer aus den uralten Verheißungswurzeln wuchs. Aber wieder erstand der Tempel, wenn auch das Allerheiligste leer blieb. Seine Marmormassen und sein goldenes Dach sprachen dem hoffenden Israeliten zu, daß „einst noch kommen sollte zu seinem Tempel der Herr und der Engel des Bundes, deß sie begehrten." Und in dieser langen Dämmerstunde eines halben Jahrtausends hörte Niemand die Engelsflügel rauschen, die einst den Vätern und Propheten Luft der ewigen Welt zugeweht hatten. —

Jetzt aber that sich die Pforte des Himmels auf und Gabriel, der vor Gott steht, ward gesandt von Gott: Das war die Geburtsstunde neuer göttlicher Offenbarung in die menschliche Geschichte herein. Gott redete zu den Menschen neue Dinge, die in dieser

Moritz Müller sc

DIVINITY SCHOOL
LIBRARY.
HARVARD UNIVERSITY

Art nie ein irdisch Ohr gehört hatte. Es waren die uralten Klänge von der Pforte des Paradieses herab, von Abrahams einsamen Wanderwegen, von Davids Königsharfe, von Jesajas Warte, von Micha's Trostruf, von Hesekiels und Daniels Schauergesichten, von Sacharjas Wunderbildern und Maleachis Tempelhoffnung — und doch so ungehört, so himmlisch neu und klar, daß ihre Weissagung lauter Erfüllung war. Jetzt kam Er, der Trost Israels, denn die Bahnen waren bereitet, die Vorläufer alle erschienen, Gabriel ward gesandt „in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth." — Es war Galiläa der Heiden, die das große Licht sah, der Meeresweg, auf dem es anbrach. Es war die „blühende" Stadt, in welcher „das Reis aufsproßte", sie trug als Stadt den Namen (Nazareth), den der Verheißene selbst in der Prophetensprache erhielt (Nezer oder Zemach). Darum hieß er „Nazarenus."

Er war gesandt von Gott „zu einer Jungfrau, die vertrauet war einem Manne, mit Namen Joseph, vom Hause Davids." Das Bild der erwählten Jungfrau schimmerte aus Jesajas dunklem Worte schon längst in die Augen der Gläubigen. Aber das Königshaus und das ferne Bergland der Heiden! Der Idumäer Herodes herrschte heidnisch auf dem Zions-Throne. Sein finsterer Argwohn suchte das Gedächtniß des Hauses David bis zu den Rollen der Geschlechtregister zu vernichten. Darum wohl weilten die späten und kaum gekannten Sprößlinge fern von ihrer Stadt Bethlehem und von Jerusalem in der Herrschaft eines andern minder argwöhnischen Gebieters. Die Verlobung Josephs des Zimmermanns mit der Gotterwählten hat Matthäus (1, 18 ff.) einfach erzählt. Ob er ihr schon zuvor ein Beschützer war und dies auch allein blieb, weil sie beide davidischen Geschlechts, was Lucas von der Jungfrau bezeugt (3, 23), wissen wir nicht.

Und die Jungfrau hieß „Maria!" ein uralt heiliger Prophetinn-Name; Moses und Aarons Schwester führte ihn. Sein holder Klang demüthiger oder hocherhabener Bedeutung (er heißt: ihre Hartnäckigkeit, ihre Empörung und drückt entweder das Bewußtsein der Sünde Israels oder den Sieg über die Feinde Gottes aus) spielt in manche Klänge verschiedener Sprachen über, und hat durch falsche Deutung mancherlei Bilder in den Seelen hervorgerufen, die bald den glänzenden Stern des Meeres, bald die rollende Meeresfluth selbst, aus welcher das Leben im Anfang hervorstieg, dem dichtenden Gemüthe vorgezaubert, Nebelbilder, die vor der reinen Glanzgestalt der stillen „Magd des Herrn", der geweihten Jungfrau mit dem Himmelssinn verschwinden.

2. Der Gruß.

„Und der Engel kam zu ihr hinein und sprach“: — Hier die volle Offenbarung aus den ewigen Höhen. In klarer, faßlicher Gestalt erscheint der „Mann Gottes“, in seinem Angesicht das Siegel himmlischer Sendung leuchtend und redet in Menschensprache Worte, die nie wieder dem Gemüthe und Gedächtniß entschwinden konnten, die in reinster Ueberlieferung der Welt erhalten wurden, die forttönen bis ans Ende der Zeit. Die geweihte Einsamkeit der Jungfrau, die Gebetsstille der auf Gott hoffenden Seele, die verschlossene Kammer, in welcher nur Töne des Flehens und Dankens sich hören ließen, die Stätte, wo schon manche heilige und selige Ahnung das seit Jahren vom Geiste Gottes zubereitete Herz durchzittert haben mochte, ist zum Tempel geworden, in welchem Gottesstimmen reden. „Gegrüßet seist du Holdselige! Der Herr ist mit Dir!“ Ave! so tönt in lateinischer Sprache dieser Gruß durch die Hallen der christlichen Kirche, Ave Maria! —

In diesem Worte tönt alle Gnade und Barmherzigkeit des ewigen Gottes in Engelmunde in Ein zagendes jungfräuliches Herz. Auch sie hat schon vor dem heiligen Gott gebebt. Denn sie beugt sich, aus sündigem Geschlecht entsprossen, vor Seiner richtenden Majestät in den Staub. Und eben, weil sie der sehnenden Seelen sehnsüchtigste ist, die aus den Sünden Erlösung auf Verheißungs- und Weissagungsgrunde und durch des Gesetzes Ernst gedrängt hoffen und gläubig erwarten, darum ist sie die Erwählte. Nun aber grüßt der Schöpfer sein Geschöpf und eine Welt geht ihrer alttestamentlich gereinigten frommen Seele auf, wie sie keine Weissagung eröffnen konnte. Das ist vorausklingende Kunde des neuen Bundes! Gnadengruß Gottes an das irdische Weib! Hinwegnahme des Fluches, der auf sie nach der Sünde gelegt war! Vollkommene Herstellung des Segens, der in diesem Fluche forttönte. Wenn auch nur ein Spiel mit Lauten, so ist es doch ein sinniges Spiel, daß Ave! die umgekehrte Eva ist. Eine himmlische Lebensfluth rauscht in die stille, sanfte Seele der Jungfrau. Alle ihre heiligsten Ahnungen sind erfüllt, ihre seligsten Hoffnungen von der Meeresfluth des Segens überquollen. „Gegrüßet seist Du!“

Aber mit welchem Worte nennt sie der Engel! — „Holdselige — Begnadigte!“ — Da erst bricht der Strom hindurch. Es ist ihr nicht Gnade verheißen, sondern gesagt, daß sie im vollen Besitze derselben schon sei. Wie hatte sie aufgeblickt zu den Erwählten, zu den gottbegnadigten Frauen, zu der Mutter des Men-

schengeschlechts, zu den starken Heldinnen des hoffenden Glaubens, dem Weibe Noahs, der Sarah, Rebekka, Rahel, den vom Lichte der Weissagung umflossenen Müttern der Könige und Propheten! In welcher unbewußten Demuth hatte sie sich ferne, ferne hinter ihnen gefühlt! Und nun das Wort aus Engelsmunde: Du Begnadigte! Sie verstand es wohl und tief, daß damit mehr gesagt sein wollte, als alle diese Mütter der Verheißung empfangen hatten. Es flossen alle Silberbäche der Begnadigung, die ihnen zu Theil geworden, in ihr zu einem reichen Strome zusammen. Und als die Begnadigte ist sie auch von der heiligen Anmuth und dem Glanze geweihter Schönheit umflossen, „die Holdselige", die nun zum irdischen Urbilde demüthiger und von Gott begnadigter weiblicher Lieblichkeit erhoben, alle Gaben empfangen hat, die auch die leibliche Erscheinung durch den Sonnenglanz geistlicher Herrlichkeit verklären. Es ist die durch Gnade wiederhergestellte Unschuld und Jungfräulichkeit, die der christlichen Welt als erste Wirkung der Erlösung leuchtet.

„Der Herr ist mit Dir!" so tönt der Engelgruß fort; das war ein Siegel dessen, was sie glaubte. Wie oft mochte ihre Seele sinnend und betend vor dem Worte Jesaja's stille gestanden sein, das der „Jungfrau Sohn" verkündet und, nachdem es in großen, prächtigen Accorden, von Noth und Angst durchbraust, fortgetönt, zuletzt in dem süßen Klange: Immanuel! Gott mit uns! selig hoffend abschließt. Hier war die Antwort auf diesen durch den Alten Bund gehenden Hoffnungsruf: Immanuel! Er war es zuerst nur für die Eine, die Erwählte, „der Herr ist mit Dir!" Damit war sie bezeichnet mit dem Zeichen der göttlichen Wahl, wie die heiligen Männer Gottes und die edlen Frauen der Hoffnungszeit.

Aber sie alle hatten ein Werk zu thun, ein Zeugniß auszurichten, einen Kampf zu wagen, mit diesem Zurufe eröffnete sich ein Leidensweg. Der Gruß thut eine Thüre auf. Wohin? wohin? drängt sich die Frage aus dem beklommenen, von der Gnadenfluth so überraschten Herzen der schüchternen Jungfrau.

„Da sie ihn aber sahe, erschrak sie über seine Rede und gedachte: welch' ein Gruß ist das?"

Nicht über die Lippen wagt sich die Frage, nur das wogende Herz spricht zu dem Engelgeiste, der in den Seelen liest. Holdseliges Erschrecken der Demuth! edles Erstaunen der unschuldigen Beugung!

3. Die Botschaft.

„Fürchte Dich nicht, Maria, Du hast Gnade bei Gott gefunden“:

Damit sieht die Jungfrau ihr Innerstes enthüllt. Keine der zagenden, ängstlichen, unklaren Regungen war dem himmlischen Auge entgangen. Aber siehe! er spricht nicht tadelnd von schwachem Glauben an göttliche Sendung, er rügt nicht sündige Furcht und irdisches Beben vor den Aufgaben, die der Gott des Lebens sendet. Ein süßer Ton des Trostes geht von seinem Munde. Er hält ihr voller und deutlicher entgegen, was er schon grüßend verkündet. Hier darf menschliche Furcht schweigen und seliges Nehmen und Haben das Gefühl der Armuth und Scheu vertreiben. Der Gottesbote nennt den irdischen Namen: Maria! und weiht ihn damit. Es ist als wäre er jetzt erst vom Himmel herab ihr gegeben. Er ist fortan ein Verkündiger göttlicher Erbarmung. Es ist eine Taufe, wenn vom Himmel her der Name eines irdischen Wesens genannt wird; dieser Name ist im Himmel angeschrieben. Aber damit ist die Botschaft nur eröffnet. „Du hast Gnade bei Gott gefunden“ lautet sie ferner. Nur wo Suchen war, kann seliges Finden sein. Das vergangene Leben der Jungfrau war Sehnen, Hoffen, gläubiges Suchen. Schon die königlichen Verheißungen, das Erbgut des Hauses David, mußten die edle Jungfrau zum Suchen, zum Ausblick in die Zukunft anregen. Diesen Verheißungen antwortete ein Wiederhall in ihrem Innersten. Denn die zu Großem erwählten Menschen ahnen ihre Bestimmung. Der Gegensatz ihrer Flucht in die Fremde, auf den äußersten Rand des gelobten Landes, der Armuth, die sie zur Verlobten des Zimmermanns, die diesen Königssproß zum Handarbeiter machte, mit dem Schimmer der Herrscherkrone von den Vätern her hatte in ihr das Suchen des höchsten Gutes, der Gnade bei Gott lebendig erhalten. Und was sie suchte, das ist gefunden, damit ihr bisheriges Leben abgeschlossen, der Alte Bund hat sie zum Heile geführt. Die Gnade Gottes, die ewige, die über seinem Ebenbilde, dem Menschen, die über Israel in allen Jahrhunderten waltete, ist ihr, dem einzelnen Weibe, der verborgenen Jungfrau zugesprochen. Sie fühlt von nun an das Auge der ewigen Liebe auf sich ruhen, sie empfängt Licht und Leben aus diesem Gnadenblick und was erst in klarer Begränzung und Begründung der ersten Gemeinde auf der Pfingsthöhe nach Kreuz und Grab und Himmelfahrt in andre Seelen kam, das war ihr jetzt schon in wonnevoller Vorausnahme geschenkt: der Friede Gottes aus Gnaden!

Nun sind die Gewölke der Furcht vor dem Sonnenglanze der himmlischen Liebe zerschmolzen, das alttestamentliche Beben vor dem nahenden Jehovah ist in neutestamentliches Lieben und Loben verwandelt, auch über das scheue Zagen ist die Jungfrau hinweggehoben und der Botschaft des Engels ist die Seele bereitet.

„Siehe du wirst schwanger werden im Leibe und einen Sohn gebären, deß Namen sollst du Jesus heißen."

Es bedurfte bei der Davids-Tochter, bei Maria, die nur in der Hoffnung auf den Verheißenen gelebt, aus dem Munde eines Engels keiner Hinweisung mehr auf den Propheten und sein Wort vom Sohne der Jungfrau. Sie wußte die Würde, die ihr zugedacht war, vor der Sarahs Erwählung, Mutter des Verheißungs-Sohnes zu sein, selbst Evas Mutterwürde zurücktrat. Mutter des Messias! Das war überwältigend. Der Name Jesus tönte in allen Vorbildern und Weissagungen von Josua an in ihre Seele und dieser Name war ihr aus Gottes Munde, vom Himmel herabgebracht. —

Die Gemälde, welche Maria ohnmächtig hingesunken bei dieser Botschaft darstellen, möchten Recht haben, wenn die Gnadenkraft und Erfüllungsfreude nicht in ihrer Seele gelebt hätten, welche die eröffnenden Worte ihr geschenkt. Aber nun sank sie nicht, sondern sie hörte klar und deutlich jeden Laut. Sie wußte sich erwählt und erhoben zu einer Höhe, in die sie nie sich hinauf geträumt hatte, obgleich sie als Davids-Sproß dazu Anlaß hatte. Aber ehe sie von der Anschauung dieser göttlichen Gnadenfülle der Erwählung zu sich selbst zurück kam, ging der himmlische Klang der Botschaft fort:

„Der wird groß und ein Sohn des Höchsten genannt werden und Gott der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters David geben, und er wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich und seines Königreichs wird kein Ende sein."

Das war in wenige Worte zusammengefaßt Alles, was von Anbeginn verheißen war. Der wahre Mensch, von ihr, der menschlichen Mutter geboren, der Davids-Sohn, aus ihr der Davids-Tochter entsprossen, und doch ewiger König, Herrscher ohne Ende, Gott vom Himmel, Jehovah, vor dem sie von Kind auf anbetend im Staube gelegen! Das Alles hatte sie gehört, gelesen wohl auch in den Propheten, angestaunt, sich betend hineingesenkt, für ihr Herz danach sich gesehnt, darauf sich gefreut. Aber nun alle diese Größe und Herrlichkeit plötzlich in so enger, einziger, ausschließlicher Berührung mit sich selbst, dem eigenen Leben, dem eigenen Leibe, der ganzen Person zu wissen, das war, was ja die Alten vergeblich

gehofft. War es nicht ein Traum? Durfte sie solche Herrlichkeit hinnehmen? Aber Gott hatte geredet. Als sie das Auge wieder emporhob, da stand noch immer die leuchtende Engelsgestalt und jeder Zweifel war unmöglich.

4. Das Wunder.

„Da sprach Maria zu dem Engel: wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Manne weiß?"

Zweifel ist es nicht mehr, daß sie die erwählte Mutter des Heilandes sei, nur Staunen, daß gerade sie erwählt worden, die unvermählte, nur Ausdruck der menschlichen Seele, die vor dem Unbegreiflichen anbetet. Von Eva an ist die Geburt der Menschen durch Elternpaare gegangen. Zum erstenmal sollte hier der Mann aus dem Weibe entstammen, wie zuerst das Weib aus dem Manne, eine neue Schöpfung. — Ob die sinnige Bildkunst in diesen Augenblick das Aufblühen der Lilie im Gemach der Jungfrau versetzt, die auf fast allen Gemälden der Annunciation erscheint? ob sie damit an das schöpferische Walten Gottes erinnern will, der in jedem Augenblick aus Nichts schaffen kann? oder blos die Blume der Unschuld als Sinnbild der Christusmutter pflanzt? Sie wäre eine sichtbare Erscheinung der Engelsworte: „bei Gott ist kein Ding unmöglich!"

Hier treten wir zu einem Geheimniß, das auch ein Engelmund in Menschensprache nicht enthüllen, sondern nur mit halbdurchsichtigen Schleiern decken kann.

„Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten."

Welch ein Wort! Daß der Geist Gottes von Anfang schöpferisch waltete als er über den Wassern schwebte, daß er hernach zu allen geistig-leiblichen Hervorbringungen nach göttlichem Urbilde die innerste Triebkraft und Träger, Mittelpunkt, Weiher aller menschlich-natürlichen Kräfte war, daß er die Seelen aufs Innigste und Innerlichste bewegte zu heiligen Gefühlen, himmlischer Erkenntniß, göttlicher That, daß er hernach eben so die Fülle des Lichtes, die Macht des Wortes, wie die Kraft der That und des Wunders in der apostolischen Kirche war, steht Jedem fest, der die göttliche Offenbarung in ihrem Verlaufe kennt. Der heilige Geist also göttlich persönliche Kraftwirkung auf die geistige, wie auf die materielle Welt. Insbesondere aber ist es der heilige Geist, der alle Gotteswirkung auf die ebenbildliche Person, den Menschen, vermittelt, der aus Einhauchung des lebendigen Odems (Geistes) Gottes in

die Erdengestalt eine lebendige Seele ward. — Alle Wirkung Gottes in der Welt aber geht seit dem Fall des Menschengeschlechts auf die Erlösung und alle physischen Kräfte, wie alle Geistesbewegungen, die damit in Zusammenhang treten, werden von ihm getragen, geleitet, gesammelt, beherrscht.

In der Menschwerdung Gottes, in der Geburt des Gottmenschen ist all diesen Kräften, diesen Bewegungen ihr Centrum gegeben, wo sie zusammenlaufen. Hier also Wirkung des heiligen Geistes auf die Erwählte, auf Leib, Seele und Geist, die schon längst durch Abstammung, Erlebniß und innere Gotteserfahrung, jetzt aber vollkommen durch Sendung, Gruß und Botschaft des Engels zubereitet waren. Das ist heilige Wirkung in allen Gebieten und Richtungen des Geistes- und Seelenlebens, welches ja auch (Luc. 1, 48 ff.) auf die poetisch-prophetische Höhe gehoben wurde, und heilig schöpferische Wirkung im leiblichen Leben. — Das „Kommen über die Jungfrau" ist die himmlisch-herrliche Macht des ewigen Lebens, wie es hier in die Zeitlichkeit trat und es war dies die wonnevollste Erfahrung, die innere Fülle der Gottesgemeinschaft, das Jauchzen der heiligen Freude, das Haben und Erleben dessen, was bisher nur annähernd gehofft und geglaubt war. So war denn Gott gegenwärtig und die Menschwerdung Gottes durch Entäußerung des eingeborenen Sohnes vollzogen.

„Die Kraft des Höchsten wird dich überschatten" ist dies ein Anderes als das Kommen des heiligen Geistes? Ja wohl. — Der heilige Geist ist ein Gottesleben, das in der Seele sich erlebt, sich geistig erfährt. Die Kraft des Höchsten aber, diese schöpferische, immer wunderwirkende Allmacht, deren Art und Wesen es ist, über alles menschliche Anschauen ihres Wirkens selbst hinauszureichen, und nur in ihren Werken offenbar zu werden, die unsichtbar schafft, dem, das nicht ist, rufet, daß es sei, nimmt der Mensch nicht wahr. Und doch sind sie eins und dasselbe. Denn das schöpferische Wirken des heiligen Geistes in der leiblichen aber auf die geistliche bezüglichen Welt fällt wieder ununterscheidbar mit der Kraft des Höchsten zusammen.

So ist im Menschenleben ein neuer Anfang gesetzt, der andere Adam ist Nachkomme des ersten Adam und doch so unmittelbar aus Gott, wie der erste. Der Heiland kommt von den Vätern nach dem Fleische, ist aber kräftiglich erwiesen als Sohn Gottes nach dem Geiste.

„Darum auch das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genannt werden."

Der Engel verkündet mit anbetendem Geiste die Gottheit des ewigen Sohnes auch in seiner Menschwerdung und seinem Menschsein. Maria sollte Gott in seiner Menschheit gebären und die Kirche erstritt ihr darum in heißem Kampfe gegen wohlgemeinte, aber einseitige Aengstlichkeit den Ehrennamen der „Gottesgebärerin", der denn freilich selbst auch in ihr vielfach mißverstanden wurde. Das aber steht auf Engelwort fest, daß dem vom Weibe geborenen, unserem Herrn Jesu Christo, der Name „Sohn Gottes" im vollsten Maaße und Sinne zukommt, „darum", weil er vom heiligen Geiste und der Kraft des Höchsten sein irdisch Dasein hat. —

Auf diesen Verkündigungs-Text hin, singt die Kirche Christi ihre Klagelieder am Kreuze und Grabe des Herrn, jauchzt ihre Jubellieder am Himmelfahrtstage und an allen ihren Tagen.

Und das Heilige wird das Kind vor seiner Geburt genannt. Darin die Verkündigung der Unsündlichkeit unseres Herrn in seinem irdischen Laufe. Was hernach die apostolische Erleuchtung predigt: „Er ist versucht allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde" — was selbst der Satan in der Wüste zur Manifestation bringen mußte, das ist hier schon als Gottes Wille ausgesprochen.

Um dieses Heilige sammelten sich in der erwählten Jungfrau und Mutter fortan alle ihre Seelengefühle, alle ihre Geistesbewegungen, selbst ihr leibliches Leben, und wurden selbst geheiligt, so daß sie nicht die auch ihr angeborene Sündhaftigkeit ihm mittheilen konnte, vielmehr aus seinem heiligen Leben die heiligenden Kräfte empfing, welche bis zu seiner Geburt sie emporhielten in heiliger Stille und göttlicher Kraft über all die niederziehenden Mächte der von der Sünde befleckten Erde.

5. Der Gehorsam.

> Maria aber sprach: Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie Du gesagt hast. Und der Engel schied von ihr.

Gegen das Wunder aller Wunder verstummte jeder Zweifel, jede Frage. Hier ist Gottes Macht und Gnade! da beugt sich das entzückte Herz. Auch selbst seine eigene Armuth verschwindet in solcher Fülle. Die zarte Demuth, der stille, sanfte Geist tritt als die erste Wirkung des heiligen Geistes in vollster Erscheinung hervor: Ich bin des Herrn Magd. Nur Eins noch kennt sie, das freudige und selige Dienen dem Willen Gottes. Diese Demuth ist ihre Würde und Majestät, eine neue königliche Herrlichkeit zu der angeerbten von David. Und wie die anmuthige Jungfrau, in

heiliger Schönheit der Begnadigung, so ist sie nun die geweihte Mutter in edelster Vereinigung von Würde und Gehorsam und bleibt darum das Urbild reiner Mütterlichkeit für alle Zeit und Welt, wo immer Glauben ist an den eingeborenen Sohn, den sie für die Erde geboren hat.

Und wenn auch nun der Himmelsglanz ihr stilles Gemach verließ und die Herrlichkeit entschwand, die es aus irdischer Wohnung zu einer Pforte des Himmels gemacht, wenn auch die himmlischen Töne verstummten, die ihr aus Gottes Herzen Gruß und Botschaft gebracht, so blieb doch das Wunder und ihr Engel war fortan das Kind, das in Gottes Gnadenmacht ihr gegeben ward und durch sie der sündigen Welt zur Erlösung. Und sie folgte den Tritten des Sohnes und sah mit den Augen seine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voll Gnade und Wahrheit und das Schwert ging durch ihre Seele, aber im Glauben des Sohnes Gottes wartete sie auf ihres Leibes Erlösung und erlebte die herrliche Kraft Gottes in ihrer Vollendung. Sie bleibt stehen in unseren Jahren als ein leuchtendes Bild weiblicher Begnadigung, als die Jungfrau und Mutter, als die Erwählte, als königlich demüthige Seele, als erster Diamant in der Krone auch ihres Heilandes, und jedes Christenherz ehrt und liebt sie, wenn es auch keine Festtage braucht und keine Anbetung, nicht ihre Fürbitte und nicht ihre Herrschaft im Himmel, nicht ihr zu gefallen glaubt, wenn es sie mit menschlich bunten Farben der Dichtung umgiebt oder gar das Wunder, das sie erlebt, auch in ihre Geburt wieder verwebt. Frei von den farbigen Spiegeln und Gläsern des unreinen Menschenherzens, offen und klar, biblisch wahr und scharf steht ihr lieblich Bild dem evangelischen Christen da, als ein lebendig Zeichen, was Gottes Gnade aus seinem Geschöpfe schon hienieden durch Zubereitung und Erwählung machen kann und will.

W. Hoffmann in Berlin.

---

2. Weihnacht.

25. December.

„Weihnacht!“ — Wer denkt den Inhalt dieses Wortes aus? Wer bemißt die Höhe, Tiefe und Weite der Geschichte, die es uns in den Gesichtskreis rückt? Eine viertausendjährige Zeit heiliger Sehnsucht und Erwartung, findet in dem Momente, den das Wort bezeichnet, ihren Abschluß; eine Ewigkeit voller Leben,

Frieden und Seligkeit nimmt ihren Anfang! — „Weihnacht!“ Die Einfalt des ahnenden Kindes frohlockt bei diesem Laut. Die Weisheit des denkenden Mannes senkt sinnend ihr Haupt, und versinkt in anbetungsvolles Erstaunen. Ja, hier ist der durchsichtige Bach, in welchem das Lamm watet, und zugleich das unergründliche Meer, darin der Elephant schwimmen kann und schwimmen muß.

Das Menschengeschlecht, für eine Weile sich selbst gelassen, hatte im Ringen nach dem Begriff wie nach der Erreichung des Zieles seiner Bestimmung denkend, dichtend und strebend seine ganze Kraft erschöpft; aber auf sittlichem Gebiete es nicht einmal zur Anschauung der wahren Heiligkeit gebracht, auf künstlerischem nicht die Freiheit von den Mächten der Erde sich erkämpft, und auf intellektuellem in einzelnen hervorragenden Geistern nur höchstens bis zu einer träumenden Ahnung des persönlichen Gottes sich hindurchgerungen. Die heidnische Weltweisheit stand auch in ihren erlauchtesten Meistern als eine rathlose Waise anklopfend vor dem verschloßenen Thore der Ewigkeit. Die Kunst hub ihre Flügel, um jenseits des Bereichs des Irdisch-Schönen die ideale Welt zu entdecken, deren Strahlen in jenem dämmernd sich brachen; aber sie endete mit der Vergötterung des sinnlich-Schönen selbst. Die Religion der Heiden war auch in ihren reinsten Erscheinungsformen — allerdings ein, wenn auch nur halbbewußter, Versuch, die durch die Sünde zerrissene Gemeinschaft mit Gott wiederherzustellen; jedoch — ein schlechthin verfehlter Versuch. Mit der Wahrheit und Heiligkeit hatte das Himmelskind, der Friede, mit dem Frieden die Liebe zu Gott und die Lust am Gottgefälligen die Erde verlassen. Statt der Hoffnung herrschte die Furcht. Dies unüberwindliche Grauen aber im Herzen der Völker vor einer über ihnen thronenden unerkannten Macht, und vor einer dunkeln Zukunft, die ferne vor ihnen lag, wurde in der Hand des rettenden Gottes das Erziehungsmittel, durch welches Er die Ausbrüche ihres verderbten Willens beschränkte, und ihre Seelen für die Aufnahme des Heiles zubereitete, das seine Gnade ihnen zugedacht hatte, und das bereits im Anzuge begriffen war.

Die Zeit war „erfüllt“. Die Erwartung der Gläubigen Israels hatte den höchsten Grad der Spannung erreicht. Der geheimnißvolle Glanz, der von der Stirn eines Simeon und Anderer strahlte, verkündete, wie Alpenglühn, den nahenden Morgen. Die heidnischen Völkerschaften, namentlich in Griechenland und Rom, waren auf dem Scheidewege zwischen der vollendetsten

Verzweiflung und dem leichtfertigsten Epikuräerthume angelangt. Von Millionen Lippen erscholl bereits die resignirende Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“ während andre und tiefere Gemüther in ihrer Rathlosigkeit dem Judenthume sich in die Arme warfen, jedoch nur, um inne zu werden, daß auch hier, unter dem Joche des Gesetzes, kein Friede für sie blühe. Ueberdieß hatten die Weissagungen der Propheten ihren chronologischen Termin erreicht, und forderten jetzt um der Ehre Gottes und seines Wortes willen ihre endliche Erfüllung. — Da schlug sie denn, die große Retterstunde, die Stunde der Wiedergeburt des in Sünde und Lust verkommenen Geschlechts, die Welterlösungs- und die Welterneuerungsstunde! Das Heil erschien. Nicht eine Idee war's. Die Menschheit bedurfte eines Mehreren, als der Erleuchtung. Nicht war's ein Gesetz. Gesetz tödtet, aber kann nicht lebendig machen. Nicht war's eine Wegesäule, die etwa die Inschrift trug: „Hier geht die Straße!“ Was hülfe eine solche einem Gelähmten, oder an Händen und Füßen Gebundenen? — Eine Persönlichkeit forderte die Noth und das Bedürfniß der dem Fluche verfallenen Welt; einen Mann, der selbst der Weg war und das Leben, und uns gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Und siehe, die Weihnacht brachte ihn! — Welt, beuge jauchzend, unter dem Wiederhall der Engellieder, vor Bethlehems Krippe deine Kniee! Diese arme Wiege umschließt, du Glückliche, deinen Friedensfürsten, deinen Retter!

Die himmlischen Wesen, die das Wiegenlied Ihm singen, wissen, wer Er ist. Es wissen's die Offenbarungskundigen Israels, die, wie Simeon, Hanna und die Hirten, nachdem sie Ihn geschaut, freudig ihr „Land!“ erschallen lassen, und selig die Segel ihrer Sehnsucht streichen. Er war, ehe Er kam. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Ohne Offenbarung schon und in eigenem Fluge langt der sinnende Menschengeist, ausgehend von dem Glauben an einen persönlichen Gott, im Wege nothwendiger Schlußfolgerungen bei dem Gedanken an, der ewige Urquell alles Seienden, der die Liebe selber ist, könne, bevor Er geschaffen, nicht allein, noch egoistisch in sich versunken gewesen sein, sondern müsse von Ewigkeit her in einem Wesen, in welchem Er als in seinem andern Ich sich selber gegenständlich ward, das seiner Vollkommenheit entsprechende Objekt seiner Gottesliebe, und somit seine Ruhe und seine Seligkeit gefunden haben. Die ganze

Schrift aber drückt diesem Gedanken das Siegel der Bestätigung auf, und läßt uns, — wer könnte noch fragen, warum? — über das Eine nur im Dunkel, wie dieses andre Ich, der Gottmensch, der Sohn, aus dem Wesen des ewigen Vaters hervorgegangen sei. Ebenso wird uns das Wie der Menschwerdung jenes „Erstgeborenen vor aller Kreatur" so lange ein zwar „kündlich großes", doch siebenfach versiegeltes Geheimniß bleiben, als der Schleier zeitlicher Vorstellungsweise noch unsern Geist umhüllt, während das Daß dieser Menschwerdung außer aller Frage steht, und sein mächtigstes Beweisthum an der neuen moralischen Welt besitzt, die der Gottmensch in's Dasein rief.

Eine neue Entwickelungsära unseres Geschlechts knüpft sich an das Wunder der Weihnacht als an ihren unversieglich schöpferischen Quell und Ausgangspunkt. Ja, die Geschichte der Menschheit hebt neu mit jenem Wunder an. Durch die gliedliche Vereinigung, in welche der Sohn Gottes mit der letzteren einging, erhielt sie ein neues Haupt, das durch seine Verdienste, wie durch die unablässig von ihm ausströmenden Heiligungskräfte aus der fluchbelasteten Geburts- und Stammlinie des ersten Adams sie heraushebt, und in eine Bahn sie versetzt, in der sie, getränkt mit der Liebe, die da ist des Gesetzes Erfüllung, getauft mit dem Glaubens- und Hoffnungsgeiste, der die Welt überwindet, und getragen von dem beseligenden Bewußtsein der Kindschaft bei Gott unausgesetzt der Sünde absterbt, und sicheren Schrittes dem Ziele einer vollendeten Verklärung in das Bild des „Schönsten der Menschenkinder" entgegenstrebt. Ein Leben der Kindeszuversicht zu Gott, der Gottinnigkeit, der Vertrautheit mit Gottes Wegen und der Freudigkeit zur Vollbringung seines Willens ward mit Christo in die Menschenwelt hineingeboren, wie es in diesem Grade der Vollkommenheit und solcher Fülle selbst dem paradiesischen Urahn unsres Geschlechtes vor dem Fall nicht eigen war. Denn wie dieser den Gott noch nicht kannte, der „also die Welt geliebt, daß Er seinen eingeborenen Sohn für sie dahingab"; so wußte er sich auch noch nicht bekleidet vor diesem Gott mit der Gerechtigkeit jenes Unvergleichlichen, und besaß weder schon den Geist des Sohnes, „durch welchen wir rufen: „Abba lieber Vater!" noch die Befähigung, mit einem Paulus zu sprechen: „Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir." Freilich begegnet uns jenes herrliche neue Leben bis jetzt noch keineswegs als aller Menschen Theil; ja bei weitem noch nicht einmal als das Theil aller derer, die der Taufe auf den Namen des großen Lebens-

fürsten theilhaftig wurden, obwohl auch diese z. B. in ihren erleuchteteren Begriffen, in ihrem geschärfteren Gewissen und in ihren veredelteren Sitten die unzweideutigsten Merkmale an sich tragen, daß die christliche Atmosphäre, die sie athmen, trotz ihres Widerstrebens gegen die volle Aufnahme des Christenthums, bereits einen wunderthätig heilsamen Einfluß auf sie übte. Es kommt aber die Zeit, da Christus in Allen, die auf Erden wohnen, eine Gestalt gewonnen haben wird, und da nicht allein „Ein Hirt und Eine Heerde", sondern „Christus Alles in Allem" und Alle „nur Einer" sein werden in Christo Jesu. Alsdann wird der seraphische Lobgesang, der in dem: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" über Bethlehems Hügeln ertönte, erst sein volles Verständniß finden, weil nunmehr seine prophetische Bedeutung ausgeboren in die Wirklichkeit getreten ist.

„Weihnacht" ist der Klang, der, selbst einem Engelliede gleich, über die kummerbelastete Welt hintönt, und allen Kämpfen auf Erden ein ewiges Ende, allen Dissonanzen der Welt die seligste Lösung in sichere Aussicht stellt. Ein Friedensglockenlaut ist Weihnacht, mächtig, jeglichen Harm zu brechen, und was irgend Sorge heißt, verstummen zu machen in der Menschenbrust. Den schauerlichen Knoten, den im Bereiche der göttlichen Weltregierung die Sünde schürzte, hat die Weihnacht gelöst, aufhebend, was den Ur-Rath der ewigen Liebe über die Bestimmung und das Entwickelungsziel der zur Gottesebenbildlichkeit geschaffenen Menschheit durchkreuzte. Von der Weihnacht strahlt ein Licht aus in die Welt, das nicht allein schon jetzt jeden Thränenwinkel hoffnungsrosig verklärt, und selbst die Nacht des Grabes himmlisch erhellt; sondern zugleich den Anbruch eines ewigen Tages uns verbürgt, eines Tages, der kein ungelöstes Räthsel, keinen Widerspruch und kein Gramgewölk auf eines Menschen-Stirne mehr bescheinen, und nur noch das, von keinerlei Mißlaut mehr unterbrochene, und nimmer verstummende Loblied jener „ungezählten Schaar" vernehmen wird, welche nunmehr zu der Transfiguration gelangte, im Blick auf welche wir den großen Hohenpriester in den Tagen seines Fleisches beten hörten: „Vater, verkläre sie mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe der Welt Grund geleget ward!"

O Wunder der Weihnacht! Brennpunkt, in dem alle Strahlen der ewigen Liebe sich vereinen! Du alles Seelenfriedens letzter Grund, und alles Lebens unversiegbare Quelle! Wir jauchzen dir, wir beten dich an im Staube! Eine neue Erde hast du

gepflanzt, „in der Gerechtigkeit wohnet“; einen neuen Himmel gegründet: das Paradies erlöster Sünder! Wunder der Weihnacht; auf's lieblichste gedeutet in dem apostolischen Worte: „Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unsres Heilandes“; durchwebe mit deinem himmlischen Glanze unsres Lebens Nacht, und erfülle unsre Armuth mit dem Reichthum, dem überschwänglichen, der sich uns in dir erschloßen! Werde uns, was du dem großen Apostel warst: die Wetterscheide, die jedes Gram- und Sorgengewölk zertheilt, und lehre uns mit ihm folgern: „Der auch seines eignen Sohnes nicht verschonet hat, sondern hat ihn für uns Alle dahin gegeben, wie sollte er uns mit Ihm nicht Alles schenken?!“ Zu einer Nebo's-Höhe werde uns, von der mit dem Wandersange des alten Sehers: „Herr, nun lässest du deinen Diener mit Frieden fahren!“ wir hoffnungsfröhlich in's gelobte Land hinüberschauen! Ja, so oft unter den Wirrnissen und Sünden der Welt die ängstliche Frage in uns aufsteigt: „Wo will's hinaus und was wird es werden?“ trage, du süßer Weihnachtslaut, uns die Kunde zu, daß in dem herrlichen Anfange der Wege Gottes, in der Sendung seines eingeborenen Sohnes, schon das noch ungleich herrlichere Ende derselben vorgebildet, verbürgt und unwandelbar begründet sei. Und wenn der „letzte Feind“ an unsre Pforte pocht, und schon die Schatten der bängsten Stunde uns umgrauen, dann, damit Sabbathstille sich senke in unser Herz, — schlagt ihr Bethlehemsglocken über uns zusammen: denn Gnade, Vergebung, Friede und Hoffnung der Seligkeit ist euer Geläute! —

Fr. Wilh. Krummacher in Potsdam.

---

3. Andreas der Apostel.

30. November.

Nächst der Erscheinung Christi selbst ist die Persönlichkeit der von ihm gewählten Apostel von der größten Bedeutung für unser Glaubensleben. Als menschliche Vorbilder sind sie uns gegeben. Wir wissen, daß sie dem göttlichen Erlöser in Liebe und Treue nachgewandelt und in voller Selbstvergessenheit um seines Namens willen Trübsal und Verfolgungen geduldet haben. Gern möchten wir nun auch im Einzelnen ihre gesammte Geschichte kennen lernen und in ihr, wie in einem Spiegel, uns zeigen lassen, wie ein

Christ sein Tagewerk auf Erden beginnt, fortführt und beendet. Und doch klagen wir nicht, daß uns die ächten Quellen der heiligen Geschichte nur wenige Züge ihres Bildes überliefern! zu Ihm allein haben sie die Welt führen sollen, diese Aufgabe haben sie gelöst; wir sehen das Werk selbst vollbracht, die Werkzeuge der Gnade aber zurückgetreten; Ihm allein, dem Herrn, haben sie das Feld überlassen.

In der That nur einige wenige Augenblicke, möchte man sagen, aus dem Leben des Andreas sind es, auf denen unsere Erinnerung an seine Person beruht: und auch daß wir diese gewinnen, dazu bedarf es des Durchgehens sämmtlicher Evangelien, von denen Jedes sein Steinchen zu dem kleinen Bau beiträgt. Während Lukas in seinen beiden Werken nur im Verzeichniß der Apostel des Andreas namentlich gedenkt, lassen uns Matthäus und Markus schon mehr sehen, und vor allen ist es Johannes, der selbst mit Andreas in innigerer Verbindung gelebt und dessen Gegenwart bei dem Herrn öfter bezeugt hat. Alle diese geringen Berührungen aber reichen nur hin, um einen fernen Blick in das innere Leben dieses Apostels zu werfen, den die alte christliche Kirche als den Erstberufenen ehrte und liebte.

Die geistlich Armen hat der Herr selig gepriesen: ein solcher war auch Andreas; es ist das große Wunder, welches Christus an ihm, wie an allen seinen Mitjüngern vollbrachte, daß er aus ungelehrten Leuten und Laien Märtyrer der Wahrheit gemacht hat. Die evangelische Geschichte hat uns ein theures Wort des Herrn aufbewahrt (Matth. 4, 18 ff. Marc. 1, 16 ff)., das zunächst für Andreas und seinen Bruder bestimmt, die mächtige Lebensumwandlung, welche diese beiden erfuhren, klar und verständlich zur Anschauung bringt.

Andreas war aus Bethsaida gebürtig, jenem kleinen oft genannten Oertchen am See Genezareth, in reizender Gegend gelegen; hatte sich früh nach dem Beispiel seines Vaters Jona dem Berufe eines Fischers gewidmet und trieb dies Gewerbe in den Jünglingsjahren in Gemeinschaft mit seinem, wir wissen nicht ob älteren oder jüngeren Bruder Simon (Petrus). So war er einem Lebenskreise angehörig, welcher dazu zu führen pflegt, daß Jemand, fern von wissenschaftlicher Ausbildung in einfacher stiller Beschäftigung des engsten häuslichen Lebens, unbemerkt von der Geschichte, seine Tage hinbringt. Segen Gottes genug, wenn ohne große Gefahren und Wechselfälle das Geschäft der Familie gedeiht und für die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse genügt. Wider menschliches Denken

griff aber eine höhere Hand mächtig ein und wies ihm einen ganz anderen, ungleich schöneren und schwereren Lebensberuf an.

Es war im Anfange seines Missionswerkes, als der Herr einst am galiläischen Meer wandelte und sein Blick auf die Beiden fiel, welche mit ihren Netzen beschäftigt waren. „Folget mir nach" sprach der Herr, „ich will euch zu Menschenfischern machen." Rasch und ohne Zögern waren die beiden Brüder entschlossen; ohne ein Wort zu sagen, folgten sie dem Rufe: das Bild, welches das Wort des Herrn in ihre Seele gelegt hatte, bezeichnete ihnen in unvergeßlicher Weise das hohe Lebensziel, dem sie entgegengingen. Aus den Wogen des See's rief Jesus sie in die Wogen des Menschenlebens, aus der Stille und Verborgenheit zur Unruhe und Oeffentlichkeit, aus dem Umgange mit ihres Gleichen zur heiligenden Nähe des Welterlösers: durch ihn geleitet, sollten sie erst selbst dem Reiche Gottes zugeführt werden und sodann auch lernen, die Pforten dazu dem gesammten Menschengeschlecht zu eröffnen.

Aber dies Zusammentreffen mit dem Herrn war zwar das für sie entscheidende, in Folge dessen sie mit unzerreißbaren Banden an den Meister gefesselt wurden; das erste Zusammentreffen war es nicht gewesen: wunderbarer noch wäre sonst dieses rasche Folgen, dieser entschlossene Uebergang zu einem so ganz verschiedenen Lebenswerke. Jesu Wahl setzt eine tiefere Anlage, eine innere Vorbereitung voraus, und diese hatte auch schon eine höchst wichtige und merkwürdige Entwickelung erfahren.

Die Jugend des Andreas fiel in eine bewegte, große Zeit, welche mitten in der unheilvollen Epoche römischer Knechtschaft die nahe Erfüllung der herrlichen Verheißungen ahnen ließ, die Israel zu Theil geworden waren. Johannes der Täufer trat auf und machte sich zu einem großartigen Mittelpunkte messianischer Hoffnungen. Nach Galiläa drang schnell sein Ruf. Dort in ihrer Heimath fanden Andreas und Simon noch eine andere Familie, welche durch die Gemeinschaft desselben Berufes mit der ihrigen verbunden war, Luc. 5, 10, die Familie des Zebedäus, aus welcher zwei Söhne, Jacobus und Johannes, mit ihnen aufgewachsen waren. Diese jungen Fischer kannten außer ihrem Gewerbe noch andere, höhere Bestrebungen, welche ihre jugendliche Seele mit großer Gewalt ergriffen: sie eilten zum Jordan, nahmen den ganzen Eindruck dieser wunderbaren Persönlichkeit in sich auf, waren Zeugen seiner Taufe, und vernahmen die ernsten, strengen Mahnungen aus seinem Munde, mit denen er Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte strafte und zur Umkehr rief. Die Nothwendigkeit der Buße

und die frohe Aussicht auf die nahe Erscheinung des Himmelreichs erfüllte ihre jugendliche Seele: als Jünger des Johannes hatten sie die Vorstufe erstiegen, von welcher aus sich ihnen unmittelbar das Heiligthum selbst eröffnen sollte.

Einst stand der Täufer am Jordan und Andreas und ein anderer Jünger neben ihm: da sah Johannes Jesus wandeln und brach in jene schon einmal gesprochenen, tiefsinnigen Worte aus: „siehe, das ist Gottes Lamm". Jene zwei hörten es, folgten sofort dem Herrn nach, und da er sich umwendete, sie bemerkte und fragte: „was suchet ihr?" antworteten sie mit der Frage: „Rabbi, wo bist du zur Herberge?" da er sie aber mit den kurzen Worten: „kommet und sehet es" zu sich einlud, blieben sie sogleich bei ihm und genossen zum ersten Mal seines Umgangs. Kaum hatte Andreas am andern Tage seinen Bruder Simon getroffen, als er ihm mit dem Rufe entgegentrat: „Wir haben den Messias gefunden" und so Jesu den zuführte, auf welchen dieser wie auf einen Felsen seine Kirche gründen wollte. Andreas war so der erste glückliche Evangelist. Wohl kehrte er später wieder in das Vaterhaus zurück; aber nun bedurfte es auch nur jener vorher erwähnten Aufforderung des Herrn: er eilte, sich dem Kreis des Messias für immer anzuschließen.

Diesem Anfang konnte nur ein glücklicher Fortgang folgen; fortan genoß Andreas die ganze Freude der Jünger des Herrn in vorzüglichem Maße. Die beiden Brüderpaare und Philippus, der auch aus Bethsaida stammte, blieben, wie unter einander in der innigsten Verbindung, so in der nächsten Umgebung des Herrn, und weilten mit demselben, als er sich nach Kapernaum begeben hatte, vorzüglich gern in der dortigen Gegend. Wenn auch Andreas als Bruder des Petrus vorzugsweise an der ganzen Bedeutung dieses Felsenmannes Theil nahm, so gebührt ihm doch eben wegen seines sanfteren Charakters und der stillern, innigern Theilnahme am Herrn sein eigenes unläugbares Verdienst. Alle bedurften der liebenden Einwirkung des Meisters und empfingen sie, jeder in der Weise, wie es nach seiner Eigenthümlichkeit ihm zum Heil war.

Andreas bedurfte, wie seine Mitapostel, der allerdeutlichsten Wunderzeichen, um sich die ganze Fülle der Messiasidee zu lebendigem Bewußtsein zu bringen. Wieder waren sie einst am galiläischen Meer. Viel Volks hatte sich um den Herrn versammelt: Er, der ihre geistigen Bedürfnisse so herrlich befriedigte, gedachte auch der Nothwendigkeit leiblicher Nahrung. „Wo kaufen wir Brod, daß diese satt werden?" sprach der Herr zu Philippus, und als dieser von der aufzuwendenden Summe sich zurückschrecken ließ, blieb

auch Andreas der Herrlichkeit des Messias uneingedenk und bemerkte: „es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrode und zwei Fische, aber was ist das unter so Viele?“ Kaum aber hatte er dies gesprochen, so ließ der Herr Alle sich lagern, und eben der bezeichnete Knabe mit seinem geringen Vorrath war es, dessen er sich zu der wunderbaren Speisung bediente.

Andreas bedurfte auch der weiteren Belehrungen des Herrn, und er fühlte das selbst. Aufmerksam gemacht auf den Prachtbau des Tempels, hatte Jesus mit Wehmuth darauf hingewiesen, daß all diese Herrlichkeit schnell in den Staub sinken werde. Als sie nun bald darauf auf dem Oelberge waren und sich gegenüber den Tempel erblickten, nahte Andreas mit Petrus, Jacobus und Johannes, Mark. 13, 3, dem Herrn mit der Frage, wann sich ereignen werde, was er angekündigt habe, und erhielt eine eingehende, ausführliche Belehrung.

Des Vertrauens Jesu erfreute sich Andreas in hohem Grade und trug das Bewußtsein davon in sich. Als kurz vor Jesu Leiden Hellenisten sich einfanden und durch Philippus Vermittlung den Herrn zu sehen begehrten, verband sich Philippus mit Andreas und erfüllte mit dessen Hülfe den Wunsch der Fremden.

So vorbereitet, erlebte Andreas seines erhabenen Meisters Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt, empfing bald darauf mit den andern Aposteln die Gabe des heiligen Geistes und erfüllte sodann das Wort des Herrn, welches ihm gebot, ein Menschenfischer zu werden. Wie dies aber im Einzelnen geschehen, darüber schweigt die Schrift; um so lauter aber und ausführlicher reden mannigfache Traditionen, welche leider so wenig zuverlässig sind, ja zum Theil so den Charakter sectirerischer Erdichtung an sich tragen, daß man ihnen fast nichts mit Sicherheit entnehmen kann. Ist etwas Wahres an den Nachrichten, welche aus verschiedenen Quellen zu uns herübertönen, so ist es dies, daß er das Evangelium vorzüglich unter den Scythen geprebigt und in Paträ in Achaja den Märtyrertod erlitten hat. Als Constantin der Große in der nach ihm benannten Stadt eine Kirche der Apostel weihte, ließ er Andreas muthmaßliche Gebeine aus Paträ holen und unter der Apostelkirche am 30. November feierlich begraben, wo auch Kaiser Justinian bei einem Neubau des Gotteshauses für ihre Bewahrung Sorge trug.

Zu allen Zeiten hat Andreas eine große Verehrung gefunden. Dafür zeugen auch die unächten Schriften, welche unter seinem Namen bekannt sind, eine ausführliche Erzählung von seinem Kreu-

gestobe und eine Schilderung seiner Thaten, welche in einem alten Angelsächsischen werthvollen Gedichte ihren Widerhall gefunden hat. Zwei Ritterorden, in Rußland und Schottland, haben von ihm den Namen: der Orden des goldenen Vließes ist neben der Maria seinem Dienste geweiht; ganze Reiche, wie Rußland und Polen, Städte, Handwerkerinnungen, fromme Brüderschaften verehren ihn als Patron. Eine besondere Form des Kreuzes (in der Gestalt einer römischen Zehn X) wird nach ihm (Andreaskreuz) genannt. Unzählige Reliquien von ihm sind in der Welt verbreitet; seine Gedächtnißfeier stammt schon aus dem vierten Jahrhundert und hat sich bis auf unsere Tage erhalten.

Wir aber, indem wir uns an das lautere Evangelium halten, sehen an ihm, von welchen Ausgangspunkten der Glaube beginnt, wie er von Gnade zu Gnade führt und in der ewigen Gemeinschaft des Herrn seinen Lohn findet. Andreas, der Fischersohn, ist uns ein Zeugniß der göttlichen Liebe, welche die Demuth kindlicher Gesinnung dahin leitet, daß sie Gott schaut und das Himmelreich ererbt.

F. Ranke in Berlin.

---

4. Clemens von Alexandrien.

19. December.

Jenes prophetische Wort: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“ (Daniel 12, 3), trifft unstreitig auch bei dem Manne zu, dessen Lebensbild hier aufgestellt werden soll; und die evangelische Kirche zählt ihn mit gutem Rechte zu den heiligen Menschen Gottes, deren Gedächtniß sie zu ihrer Erbauung und Stärkung lebendig zu erhalten sich verpflichtet weiß.

Titus Flavius Clemens, der Alexandriner genannt von der Stadt, der er jedenfalls mit seiner ganzen Geistesrichtung und mit seiner kräftigsten Wirksamkeit angehörte, lebte bis gegen das Jahr 220 n. C., so daß seine Blüthezeit in die letzten Jahrzehnte des 2. Jahrhunderts fällt. Von seinen äußern Verhältnissen ist nur Weniges bekannt. Nach seinen eigenen Andeutungen war er ein Mensch der Sehnsucht, den das heidnische Sündenleben, wie die heidnische Weisheit unbefriedigt ließ. Was diese in ihren verschiedenen Versuchen die Wahrheit zu finden und festzustellen darbot, dem ging er nach, das prüfte er, damit suchte er den Durst seines Geistes zu stillen, aber nirgends konnte er Genüge finden. Nach-

dem er so bis in sein männliches Alter hinein in der hergebrachten Religion und Philosophie und ihren mannigfaltigen Irrgängen vergebens sich umgetrieben, erkannte er das Christenthum als die Eine köstliche Perle, wofür Alles hinzugeben er sich nicht bedenken durfte. Aber seinem hochgebildeten und umfassenden Geiste ging damit nichts verloren, was die Menschheitsentwickelung von jeher und an allen Orten Wahres, Schönes und Gutes zu Tage gefördert. Er fand, was da und dort zerstreut und bruchstückweise umherliegt in der Einheit und Ganzheit der Gottesoffenbarung in Christo, in dem menschgewordenen Worte (Logos), welches im Anfang war, durch welches Alles geworden ist, in welchem das Leben war und welches das Licht der Menschen war, das auch in die Finsterniß hineinschien und Vorbildungen und Vorahnungen seiner vollkommenen Erscheinung hervorrief. Das volle Licht beleuchtet ihm die Spuren, darin er die gebrochenen Strahlen desselben erkannte. — Auch als Christ war er ein Mann der Forschung, ein demüthiger Sucher der Erkenntniß, der von Land zu Land reiste, und sich gern zu den Füßen bewährter christlicher Lehrer, erleuchteter und erfahrener Männer setzte, bei denen er genauere Kunde der überlieferten Wahrheit und Förderung in tiefere Wissenschaft zu finden hoffen durfte. So kam er nach Griechenland, nach Unteritalien, nach Syrien und Palästina. Männer dieser Art lernte er auch in Aegypten kennen und Pantänus der Vorsteher der katechetischen Schule in Alexandrien, einer höhern christlichen Bildungsanstalt, war es vornehmlich, der sein geistiges Bedürfniß in hohem Grade befriedigte. Also suchend, forschend, lernend reifte er selbst zum Lehrer heran. Er wurde der Nachfolger des Pantänus an jener Schule, welche für die Ausbreitung und Befestigung des Christenthums in jener Stadt der umfassendsten und vielseitigsten Bildung von so hoher Wichtigkeit war. Diese Stadt war es ja, wo die alte griechische Wissenschaft mit der Weisheit des Morgenlandes sich verbunden und verschmolzen hatte; hier hatte auch das Judenthum die vorhandenen Bildungselemente sich angeeignet und dieselben mit seinen alten religiösen Ueberlieferungen, mit dem Inhalt seiner heiligen Schriften zu vereinigen sich befliſſen mit dem Anspruch auf Ursprünglichkeit, also daß diese Schriften insbesondere die mosaischen die Quelle aller anderweitigen Weisheit und Wissenschaft sein sollten. Dieser „Hellenismus“ bot dem Christenthum bedeutende Anknüpfungspunkte dar. Es war darin das Bestreben aus aller Besonderung der alten Zeit zum allgemeinen Menschlichen sich zu erheben; und das konnte in seiner vollen Wahrheit ja eben im

Christenthum aufgezeigt werden, wenn nur Männer voll Geistes sich fanden, welche das Hinstreben des Vorchristlichen in seinen edelsten Erscheinungen und Hervorbringungen zur Wahrheit die in Christo ist, und die Beziehung dieser Wahrheit zu allem ächt Menschlichen, die Befriedigung aller wahren Bedürfnisse des Geistes und Herzens in derselben ins Licht zu setzen verstanden. Solcher Männer bedurfte die christliche Kirche in Alexandrien; und diesem Bedürfnisse kam jene Schule zu Hülfe, sowohl durch Bildung solcher Lehrer als auch wohl durch Handreichung für höher gebildete Heiden, die für die christliche Wahrheit zu gewinnen waren. — Hier fand nun unser Clemens seinen wahren Beruf, und er hat denselben sowohl durch mündliche Unterweisung, als durch schriftstellerische Wirksamkeit auszufüllen sich angelegen sein lassen. Als eine Frucht der erstern stellt sich vornehmlich der Mann dar, der durch brennenden Eifer für die Sache seines Herrn, für die er auch sein Leben einzusetzen willig war, und durch Tiefe und Fülle des Wissens gleich ausgezeichnet war, der große Theologe Origenes. Seine schriftstellerische Wirksamkeit aber ist uns hauptsächlich aufbehalten in 3 Schriften, welche in einem innern, ihm selbst klar bewußten, Zusammenhang unter einander stehen: seine Ermahnungsrede an die Griechen, sein Pädagogus (Erzieher) und seine Stromaten (d. h. Sammlung von Aufsätzen gemischten Inhalts, welche die wahre Philosophie betreffen). In diesen 3 Schriften zielt Alles auf die stufenweise Heranbildung des Menschen zur Vollkommenheit, welche ein Werk des göttlichen Logos (Wortes Joh. 1, 1 ff.) ist; der zuvörderst als Ermahner die Menschen ermuntert, dem alten Wahn und der schlechten Gewohnheit (heidnischen Herkommen) zu entsagen, und dem Heil in Christo frisch sich zuzuwenden, damit sie in die rechte sittliche Verfassung eintreten; sodann aber als Erzieher die in die neue Lebensrichtung eingegangenen zum Rechthandeln anhält und ihre Affecte heilt; endlich als Enthüller der Geheimnisse die durch solche Heilung zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit geschickt gewordenen lehrend vollendet. Eine Wirksamkeit, welche einerseits auf Verwirklichung des Guten im Handeln andererseits auf Erhebung des Wahren zum Wissen oder Erkennen gerichtet ist. —

In der ersten Schrift erscheint Clemens als ein Mann, mit dem Heidenthum sowohl nach der Seite der Religion als der Philosophie und mit allem, womit es die Seelen zu beschwichtigen, zu fesseln und vom Christenthum abzuhalten sucht, ganz vertraut, der auch den Zauber, womit es manchen zu bannen wußte, zu lösen verstand.

Er thut dies mit einem heiligen Eifer und mit bewunderungswürdiger Kunst, als ein Mann, der in brünstiger Liebe was er selbst gefunden auch den noch in den alten Banden befangenen darreichen möchte, wie aus den Schlußworten erhellt: „Genug wohl der Worte, wenn ich auch zu weit ging, aus Menschenliebe, was ich von Gott hatte, ausströmend, als zum höchsten der Güter, zum Heile ermunternd. Von dem unaufhörlichen Leben wollen eben auch die Worte nicht aufhören heiligen Aufschluß zu geben. Euch aber bleibt noch übrig, das Bessere zu wählen: entweder Gericht, oder Gnade. Denn ich mag nicht einmal zweifeln, welches von beiden besser sei, und es ist auch nicht recht das Leben mit dem Verderben zu vergleichen." — Eine kleine Probe seiner lebendigen und geistvollen Behandlung möge noch aus dem Anfang der Schrift beigefügt werden. Da führt er von den Sagen über alte Sänger, welche durch Musik wunderbare Wirkungen hervorgebracht (Orpheus ꝛc.), hinüber zu dem wahrhaft guten Sänger, dem göttlichen Logos, dessen Gesang wahre und heilsame Wunder gewirkt, während dort nur verderbliche, zur Knechtschaft des Götzendienstes führende, dämonische Bezauberung zu finden sei. Verderbte aller Art, Geistigkranke und Todte hat dieser Sänger zurechtgebracht, geheilt und belebt; ja sein Gesang ist die Ursache der Harmonie des Weltalls. Diese Welt und auch die kleine Welt den Menschen, seinen Leib und seine Seele durch den h. Geist mit sich verbindend, spielt er Gotte. Er selbst, die überweltliche Weisheit, das himmlische Wort, ist Gottes allharmonisches Instrument, voll Menschenfreundlichkeit und Erbarmen, nur auf Retten und Segnen bedacht, frohlockend nur über das Heil der Menschen. Dieser neue Gesang, der auf Herstellung und Erleuchtung, Todesüberwindung und Versöhnung zielt, ist aber zugleich uralt, uranfänglich (Joh. 1, 1). — Ein neuer Gesang heißt der Logos jetzt wegen des längst geheiligten, seiner Macht entsprechenden Namens: Christus, Beides, Gott und Mensch, Erlöser, der vorher war, alles Guten Urheber für uns, ist er, durch den Alles erschaffen worden, neuerlich erschienen, um den Menschen das gute Leben zu lehren, und hernach als Gott das ewige Leben zu schenken, wiewohl er von Anfang Mitleid mit uns hatte wegen unseres Irrens. Zu diesem Helfer und Heiland, der von jeher mancherlei Töne anstimmend, die Menschen zum Heile trieb, und bald durch gelindere, bald durch strengere Mittel, je nach Bedürfniß, sie heilte; jetzt aber, zu gewisserer Ueberzeugung, nicht mehr blos in den Propheten, sondern unmittelbar redete, sich selbst entäußerte und Mensch wurde, damit der Mensch lerne Gott zu wer-

den — zu ihm muß man fliehen, hinweg von dem Verführer und Tyrannen, der die Menschen von jeher zum Tode bringt, ja zu Tode quält. — Um aber zum Sohne Gottes zu gelangen, muß man an dem Gottes würdigen Reinigungsmittel theilnehmen, und gleichsam umwunden mit Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit, Christum kennen zu lernen suchen, der allein die Thüre zur Erkenntniß Gottes ist, der mit dem Schlüssel des Glaubens die Thore des Himmels eröffnet, und dann was drinnen ist und was Niemand zuvor erkennen konnte, zeigt.

Im Pädagogus (zweite Schrift) wird also der Logos dargestellt als der wahrhaft göttliche Offenbarer und Ausführer des göttlichen Willens in seiner den Menschen erziehenden Thätigkeit, indem er durch Gebote und Gnadengaben ihre Affecte heilt, sie zur Pflichterfüllung im Handeln führt und dadurch zum Schauen Gottes, zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit heranbildet. Wie er dies mittelbar in den Zeiten des alten Testaments gethan mehr mit Furcht: so thut er es jetzt unmittelbar, auf dem Wege der Liebe die Gebote in die Herzen prägend. Göttliche Menschenliebe ist aber durchaus der Grund dieser Thätigkeit, eine Liebe, die durch das Göttliche im Menschen angezogen, in der Sendung des Eingebornen aus dem Schooße des Vaters sich erwiesen hat, und zur Gegenliebe reizen muß, welche sich bethätigen muß im Gehorsam gegen die göttlichen Anordnungen und in wirksamer Nachahmung der Worte des Erziehers, dieses uns so nöthigen, scharfsehenden, was im Herzen ist durchschauenden Führers. Jene göttliche Menschenliebe aber umfaßt gleichermaßen Alles, was Mensch heißt. Ihre Zöglinge im neuen Bunde sind neugeborene, Gott erkennende, zarte, einfache Kinder Gottes. Unter diesen aber kann kein Unterschied sein, wie zwischen Vollkommenen und Unvollkommenen, da sie alle eine und dieselbe vollkommene Nahrung aus dem Leben des selbst auch als Kind bezeichneten Sohnes Gottes empfangen, jene Nahrung, die in das himmlische Leben hinüberreicht, in welchem nur entwickelt sein wird, was hier in keimartigen Anfängen gegeben war; dort Schauen, hier Glaube, welcher aber die Vollendung des Lernens ist, in welchem man Alles wesentlich hat und erkennt und aus der Finsterniß heraus ans Licht gekommen ist. Jene erziehende Liebe aber ist eben so streng wie milde in ihrem Verhalten. — Güte und Gerechtigkeit ist hier eins und dasselbige. Die Gerechtigkeit ist Güte in ihrer Beziehung auf uns, in ihrer unserem Zustand entsprechenden Wirksamkeit zu unserem Heil. Sie stammt aus der Liebe, in der Gott Schöpfer sein wollte, und ist ursprüng-

lich in der gegenseitigen entsprechenden Erkenntniß des Vaters und des Sohnes. Der Sohn aber brachte sie vom Himmel herab zu uns, die Menschheit erziehend und zu heilsamer Buße treibend durch Wort und Gesetz. — Die göttliche Menschenerziehung ist aber eine im Wesen der Gottheit und Menschheit begründete Wirksamkeit des Logos, welcher, Gott und den Menschen gemein, das väterliche Wort und das mit dem innern Menschen zusammenwohnende Urbild des Menschen, der Mittler beider ist, dessen erziehende Thätigkeit, wie sie über sein menschliches Dasein hinausgeht, indem seine Lebenskraft in der Kirche, seiner Braut, fortwährend die Gläubigen befestigt, reinigt und heiligt, so auch in die Zeit vor seinem irdischen Dasein hineinreicht. Altes und neues Testament sind nur verschiedene Formen und Stufen seiner Pädagogik. Dort wirkt er als der geheimnißvolle, die Väter behütende, belehrende, führende, in ihre Uebungen mit eingehende Engel und erzog durch Moses das widerspenstige Volk mit gesetzlicher Strenge. Hier tritt er selbst ins Menschenleben ein, und erzieht unmittelbar die Kinder Gottes in der Weise der Liebe. — Das in dieser Wirksamkeit des Logos begründete christliche Handeln soll nun in einem harmonischen Ganzen von Thätigkeiten das System der Gebote des göttlichen Erziehers wiedergeben. Sein Prinzip ist die der Liebe Gottes in Christo entsprechende Liebe, welche im Wirken wie im Dulden sich bewährt.

Schon in dieser Schrift tritt Clemens der falschen Weisheit (Gnosis) entgegen, welche Schöpfung und Erlösung, Altes und Neues Testament, Gerechtigkeit und Güte, unvollkommene und vollkommene Christen von einander reißend, die ganze Haushaltung Gottes verkehrte, und stellt ihr gegenüber die Wahrheit dieser Haushaltung ins hellste Licht. Diesen Zweck verfolgt er noch weiter in der dritten Hauptschrift, in welcher er das Bild der wahren Weisheit (Gnosis) oder des wahrhaften Gnostikers (christlichen Weisen) zeichnet, im Gegensatz sowohl gegen beschränkte, einseitige Christen, welche im Glauben und Handeln auf einem niedrigen, gesetzlichen Standpunkt der bloßen Autorität, der Eigengerechtigkeit und Lohnsucht stehen bleiben (Pistiker), als gegen eine von der Grundlage der christlichen Offenbarung sich lösende, nach einer fremden heidnischartigen Denkweise den Inhalt derselben meisternde und deutende falsche Weisheit (falsche Gnostiker), welche beide den Nichtchristen vielfachen Stoff zur Nichtachtung des Christenthums gaben. Jene wahre Weisheit ist ihm das vollkommene Wissen, vereinigt

mit der vollkommenen Gesinnung und Handlungsweise; sie verhält sich zu dem in Gott und seiner Offenbarung fußenden und daher alle menschliche Wissenschaft an Gewißheit übertreffenden Glauben, der die Aufnahme sowohl der Wahrheitsfülle in Christo als der Göttlichkeit in ihm ist, wie der Baum zur Wurzel, wie Fortbau und Vollendung zum Fundament und Anfang. Die im Glauben aufgenommene Offenbarung entfaltet sich in ihr zu einer reichen Fülle göttlichen Lebens, das in Schauen und Lieben besteht; die vertrauensvolle Hinkehr zu Gott wird zur innigsten Vermählung.

In solcher Weise lehrte Clemens und hat für seine Zeit das Seinige gethan, um die Wahrheit und Gnade, die in Christo ist, in ihrer göttlichen Fülle und in ihrer das menschliche Leben durchdringenden und verklärenden Kraft ins rechte Licht zu stellen. Nachdem er eine geraume Zeit als Katechet und Presbyter in Alexandria gewirkt, verließ er, wohl durch die Verfolgung des Septimius Severus gedrängt, im Jahre 202 diese Stadt. Später finden wir seinen Namen in Palästina und Syrien, und der Bischof von Jerusalem empfiehlt ihn der Gemeinde in Antiochia, wohin er sich begab, als einen tugendhaften und frommen Mann, der in Jerusalem zur Befestigung und Stärkung der Gemeinde beigetragen. Ums Jahr 220 muß er in die Ruhe seines Herrn eingegangen sein, den zu schauen, den er mit feuriger Liebe umfaßt und Allen angepriesen hatte.

Chr. Fr. Kling in Marbach.

---

5. Dioskuros.

14. December.

Mit diesem Namen, zu deutsch: Gottesknabe, bezeichnet uns die Passionsgeschichte der alten Kirche eine der lieblichsten und anziehendsten Gestalten in dem Leidensbilde der ägyptischen Kirche zur Zeit der Decianischen Christenverfolgung. Dioskuros, ein Jüngling — er zählte erst fünfzehn Jahre — und doch seinem Glauben nach schon ein Mann in Christo, erscheint in den vordersten Reihen der siegreichen Streiter Christi, damit neben den Kirchenhelden des gereifteren Alters auch die zarte Jugend ihren Vertreter im standhaften Bekennen des Namens Jesu und im guten Kampf des Glaubens habe. Sein nur in wenigen Zügen von der Geschichte gezeichnetes Bild lenkt unsern Blick zugleich auf das der gesammten leidenden Kirche, insbesondere aber der ägyptischen, zu dieser Zeit.

Die Thronbesteigung des Kaisers Decius im Jahre 249 war für die Kirche das Ende einer langen, fast dreißigjährigen Friedenszeit, während welcher das Christenthum im römischen Reiche allmälig eine weite Ausbreitung gefunden hatte. Diesem gefährlichsten Feinde des zusammenbrechenden heidnischen Staates und Cultus gegenüber setzte nun Decius Alles daran, die Einheit, Kraft und Gewalt des alten Römerreichs und der tief herunter gekommnen Kaiserherrschaft wieder herzustellen. Als wirksames Mittel dazu erschien ihm die Wiedereinsetzung des altrömischen Heidenthums in seine frühere unumschränkte Herrschaft, und die Vernichtung der christlichen Kirche in dem ganzen römischen Reiche. Er erließ im Jahre 250 eine Verordnung, welche die gänzliche Ausrottung des christlichen Glaubens bezweckte, das Signal zum Hervorbrechen der lang verhaltenen Volkswuth und zu einer äußerst grausamen Christenverfolgung gab, wie sie zuvor nie da gewesen. So entbrannte das erste allgemeine, überall im römischen Reiche planmäßig unterhaltene Verfolgungsfeuer, in welchem der Haß des heidnischen Volkes gegen den seine Götter und Tempel stürmenden Christenglauben und die Grausamkeit der heidnischen Staatsgewalt zu einer verzehrenden Flamme zusammenschlugen. In keiner früheren Verfolgung wurden der Kirche so tiefe, so tödtliche Wunden geschlagen. Denn größer für wahr als dieses äußere Leiden am sichtbaren Leibe war ihr inneres, während der langen Ruhe über sie gekommenes, Leiden. Der Weltgeist war, als sie äußerlich Frieden mit ihm hatte, in sie eingedrungen; fleischliche Sicherheit, sittliche Trägheit, todter Glaube, äußerliches Namen-Christenthum nagten an ihrem inneren Leben. Darum ward diese Verfolgung ein Läuterungsfeuer, das Verdorbene und Erstorbene zu verzehren, und das reine Gold von den Schlacken zu scheiden. Cyprian, Bischof von Carthago, dem Mittelpunkt der nordafrikanischen Kirche, wo die Gemeinde auf 20000 Christen aus allen Ständen angewachsen war, bezeichnet diese Verfolgung als ein Gericht Gottes über die fleischliche Sicherheit und den weltlichen Sinn der Christen.

Den Charakter dieser allgemeinen Christenverfolgung finden wir in seinen Grundzügen in dem Leidensbilde der ägyptischen Kirche, wie es der Bischof Dionysius von Alexandrien vor unseren Augen entrollt, besonders scharf gezeichnet. In Alexandrien begann sie nicht erst durch jene Verordnung des Decius, sondern hier hatte sie bereits ein Jahr lang zuvor gewüthet, indem ein fanatischer Zauberer und Wahrsager den heidnischen Pöbel gegen die Christen

aufhetzte. Viele, Männer und Frauen, wurden ihrer Güter beraubt und starben eines grausamen Todes nach ausgesuchten Qualen. Andre ergriffen die Flucht, und überließen Hab und Gut dem raubenden Pöbel. Kein Christ durfte sich bei Tag oder Nacht, auf den Straßen oder in den engen Gassen blicken lassen. Nur ein Fall von Verleugnung war vorgekommen. — Noch schrecklicher aber wurde die Lage der Christen, nachdem in Folge eines Aufruhrs und Bürgerkriegs die Volkswuth von ihnen abgelenkt worden, und sie eine kurze Frist aufgeathmet hatten, durch das Verfolgungsedikt des Kaisers.

Außer der Vernichtung der heiligen Schriften war es die Beseitigung der Bischöfe und Lehrer, wodurch man zunächst die Gemeinden zu zerstören suchte. Viele Bischöfe starben den Märtyrertod. Viele flohen aus Furcht und ließen die Gemeinden in Stich. Andere aber, wie Cyprian, flohen aus höheren Rücksichten an einen nicht zu fernen verborgenen Ort, um sich ihren Gemeinden zu erhalten und sie desto sicherer durch briefliche Ermahnung und Tröstung zusammenzuhalten und zu befestigen. Auch Dionysius floh aus Alexandrien, nachdem er vier Tage in seinem Hause die ihn anderswo in einem Versteck suchenden Häscher ruhig erwartet, und Gott ihm einen wunderbarer Weg zur Flucht geöffnet hatte. Durch Briefe an die Lehrer und einzelne Mitglieder der Gemeinde ermahnte er zur Standhaftigkeit im Leiden.

Das Edikt war nach Dionysius Zeugniß so furchtbar, um (nach Christi Wort) auch die Auserwählten, wenn es möglich wäre, zum Abfall zu bringen. Den Christen wurde geboten, den Göttern zu opfern und die heidnischen Gebräuche der Staatsreligion zu verrichten. Weigerten sie sich, so sollten zuerst Drohungen, dann aber jede Art von Martern angewendet werden. Wer nicht verleugnen wollte, wurde grausam zu Tode gemartert. Feuer und Schwert, wilde Thiere, glühende eiserne Stühle, ungelöschten Kalk, Folterwerkzeuge, Kerker, Bergwerke, und was sonst noch erfinderische Grausamkeit aufbieten konnte, wendete man an, um zu bedrohen oder langsam zu quälen, nicht etwa, um zu tödten; durch langsame Martern wollte man die Standhaftigkeit endlich brechen.

Was Wunder, wenn Viele abfielen und verleugneten! Besonders eilten sogleich Viele von den Reichen und Vornehmen zum Opfern herbei. Andere wurden von ihren Verwandten herbeigeschleppt um dann, bei ihrem Namen aufgerufen, zu opfern. Einige schlichen bleich und zitternd herzu, nicht als wollten sie opfern, sondern als sollten sie selbst den Göttern zum Opfer ge-

bracht werden, so daß sie von der umstehenden Menge verspottet wurden und Allen zeigten, sie seien sowohl zum Sterben wie zum Opfern zu feige. Andere dagegen schritten ohne Zögern zu den Altären und behaupteten frech, sie seien niemals Christen gewesen. Die Uebrigen ergriffen theils die Flucht, theils wurden sie erhascht, verleugneten aber doch, nachdem sie Fesseln und Kerker ausgestanden, ehe sie vor Gericht geführt wurden. Einige hielten lange die Qualen standhaft aus, verloren aber endlich doch den Muth. Es gab wohl auch hier, wie anderswo, Solche, welche sich von den Behörden einen Schein kauften, als hätten sie geopfert, oder auch ohne solchen Schein die bloße Einregistrirung ihrer Namen unter die Zahl derer, die dem Gesetz gehorsam gewesen wären, für Geld zu erlangen wußten.

Desto herrlicher glänzt dagegen die Schaar der Märtyrer und standhaften Bekenner, welche die ägyptische Kirche und insbesondere Alexandrien für diese Kämpfe des Herrn gestellt hat. Stärker als der Tod beweist sich ihre Liebe zum Herrn. Zu ihnen gehören die Vielen, welche, um in der Schwachheit ihres Fleisches nicht zu verleugnen, dem sicheren Tode in der libischen Wüste entgegen flohen, wo sie vor Hunger und Durst, vor Kälte und Krankheit, durch Räuber und wilde Thiere elendiglich umkamen, oder, wie jener greise Bischof Chäremon mit seinem Weibe, im arabischen Gebirge Zuflucht suchten, hier aber von den Arabern entweder getödtet oder zu Sclaven gemacht und als solche verkauft wurden. Insbesondere aber blicken wir auf die hin, welche vor dem heidnischen Gericht Marter und Tod standhaft erduldeten. Treu bis in den Tod waren z. B. jene beiden Greise, der gichtbrüchige Julian und sein Gefährte Kronion, die wegen ihres Bekenntnisses zu Christo unter Geißelhieben auf Kameelen sitzend durch die ganze Stadt geführt und dann verbrannt wurden, — jener Soldat Besas, der den Pöbel abgehalten hatte, sie zu beschimpfen, deswegen vor Gericht geschleppt, und da er sich als Christ bekannte, enthauptet wurde, — jener Makarius, der durch Nichts zur Verleugnung des Herrn gezwungen werden konnte, und Epimachus und Alexander, die mit ihm nach langer Qual in Kerker und Banden, von eisernen Krallen und Geißeln zerfleischt, in tausenderlei Weise gemartert, zuletzt den Feuertod starben. Zu diesen Männern gesellen sich auch mit der Märtyrerkrone geschmückte Frauen; als Fahnenträgerin und Führerin schreitet ihnen voran die heilige Jungfrau Ammonarium, welche ihrem Gelübde treu, nichts zu sagen von dem, was der Richter ihr gebieten würde,

unter langen Qualen zu Tode gemartert wurde; und drei andere Frauen wurden nach ihr ohne vorherige Martern mit dem Schwerdte hingerichtet, weil der Präfekt nicht die Schande haben wollte, ohne Erfolg sie zu peinigen und so von ihnen besiegt zu werden.

Aber nicht blos jedes Geschlecht, sondern auch jedes Alter lieferte hier seine Helden. Neben jenen Greisen steht mit gleichem Siegesruhm der fünfzehnjährige Dioskuros. Das ist das eigenthümlich Herrliche an ihm, daß er durch die Standhaftigkeit seines Bekenntnisses, durch die Kraft und Weisheit seines Wortes, durch den Eindruck seiner ganzen Erscheinung die Grausamkeit seiner Peiniger durchbricht und überwindet, und als siegreicher Bekenner den Tod nicht erleidet, als wagte derselbe sich nicht heran an ihn. Vergebens suchte ihn der Richter zuerst als einen leicht biegsamen und schmiegsamen Knaben durch freundliches Zureden zur Verleugnung zu bewegen. Vergebens hoffte er darauf, den zarten Knaben durch Martern zum Nachgeben zu zwingen. Dioskuros wich nicht der schmeichlerischen Zurede und wankte nicht unter der Peinigung. Und wunderbar! die übrigen treuen Bekenner rings um ihn her wurden nach der grausamsten Geißelung und nach dem Ausstehen der heftigsten Qualen alle dem Feuertode übergeben. Er allein entgeht dem Tode und steht doch unbesiegt, als siegreicher Bekenner, unerschütterlich fest unter der Fahne seines Heilandes. Die Ursache war die. Seine ganze Erscheinung leuchtete vor allem Volk wie von einem zauberischen Glanz umflossen. Hierin und in seinen klugen geistvollen Antworten auf die an ihn gerichteten Untersuchungsfragen sprach sich die Schönheit und Herrlichkeit des christlichen Glaubens so mächtig aus, daß der Richter dadurch in Verwunderung gesetzt wurde und unter diesem überwältigenden Eindruck ihn frei ließ, um ihm, wie er sagte, wegen seiner Jugend noch Zeit zur Besserung zu geben. „Und jetzt, fügt der Bischof Dionysius von Alexandrien hinzu, ist er bei uns, der gotteswürdige Dioskuros, indem er für einen größeren und längeren Kampf aufbewahrt geblieben ist.“ — Wir aber denken beim Anblick dieser lieblichen Erscheinung des treuen Bekenners Dioskuros an das Wort des Psalmisten: „Aus dem Munde der jungen Kinder hast du dir eine Macht bereitet, um deiner Widersacher willen, daß du vertilgest den Feind und den Rachgierigen.“ (Psalm 8, 3.)

Und also geschah's. Die allmächtige Hand Gottes streckte den Decius, diesen wüthenden, rachgierigen Feind der Kirche Christi schon im Jahre 251 im Kriege gegen die Gothen zu Boden. Sein Plan war gescheitert an der Glaubensmacht und dem Heldenmuth

der treuen Bekenner und Blutzeugen Christi. Das Gegentheil dessen, was er beabsichtigte, war die Folge: nicht die Vernichtung der Kirche, sondern ihre Reinigung und Läuterung von der Befleckung mit der Welt, ihre Errettung vom inneren Verderben, die Befestigung ihres Baues auf dem ewigen Grunde, auf welchem die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen.

David Erdmann in Berlin.

---

6. Die Sieben Schläfer.

27. Juni.

Man könnte es dem „Evangelischen Kalender" zum Vorwurf machen wollen, daß er auch den „Sieben Schläfern", die mindestens mit ihrem Wundererlebniß ganz dem Reiche der Dichtung angehören, einen Tag des Jahres (den 27. Juni) geheiligt bleiben lasse. Aber auch in den Träumen der Kirche ist nicht selten ein tiefer Sinn; und als bedeutsam allegorischen Gestalten gebührt auch jenen Sieben der Einlaß zu der Kirchenpforte, über welcher die Inschrift steht: „Alles ist euer!"

Seit zwölf Jahrhunderten durchtönt die Sage von den sieben ephesinischen Wunderjünglingen bald in frommer Erzählung, bald in begeistertem Liede die weite Welt. Das christliche Morgen- und Abendland ist voll von ihr; und nicht das christliche allein; die heidnischen Araber sogar wissen frühe schon um sie, und Mohamed, der falsche Prophet, verwob sie sogar, in seinem Sinne umgedichtet, in seinen Alcoran. Wer sind die „Sieben Schläfer?" — Lauschen wir der Legende, wie wir sie namentlich aus dem Munde des alten, berühmten kirchlichen Geschichtschreibers Gregorius von Tours vernehmen, dessen reiches Leben in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts fällt.

Um's Jahr 250 unserer Zeitrechnung war's, als der Kaiser Decius, der unmenschlichste Christenverfolger unter den römischen Imperatoren, auf einer Rundreise durch sein weites Reich auch nach Ephesus in Kleinasien kam, wo das Evangelium schon längst eine Stätte gefunden hatte; der größere Theil der Bevölkerung aber noch, obwol wider besseres Wissen und Gewissen, dem Heidenthume anhing. Kaum angelangt, veranstaltete der Kaiser zu Ehren des Zeus, des Apollo, und der Artemis oder Diana, der bekannten Schutzgöttin der Stadt, ein glänzendes Opferfest, und ließ unter Androhung seines kaiserlichen Zorns und

der fürchterlichsten Züchtigungen für die Widerstrebenden den Befehl ergehn, daß ein Jeder ohne Unterschied des Standes, des Alters und der religiösen Meinung mitfeiernd an diesem Feste sich betheilige. Unter den Christen, die von vorne herein entschlossen waren, lieber das Aeußerste zu dulden, als ihren Heiland zu verleugnen und mit den Greueln des Götzendienstes sich zu beflecken, waren auch sieben Jünglinge, aus edlen Geschlechtern stammend. Die Legende nennt ihre in's Lateinische übertragene Namen. Sie hießen: Maximinian, Malchus, Martiminian, Dionysius, Joannes, Serapio und Constantin. Nachdem Decius Kunde von ihnen erhalten, befiehlt er, daß man sie vor ihn führe. Sie erscheinen, ruhig, klar, auf Alles gefaßt. „Geht," herrscht der Kaiser sie an, „und holt auch ihr euch Weihrauch, den höchsten Mächten zu opfern!" — „Die höchste Macht," erwidern sie, „thront dort oben im Himmel, und ist der lebendige und allmächtige Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Ihn, den Vater, Sohn und heiligen Geist, beten wir an, und niemals wieder die stummen Götzen, welche ein Nichts sind!" — Mit grimmem Blick mißt der Kaiser die jungen, muthigen Bekenner. Dann wandelt er Stimme und Gebehrde, ob er etwa durch Güte sie seinem Willen geneigter mache. Denn man muß wissen, daß das Absehn dieses Tyrannen von Anfang an weniger auf die Vertilgung der Christen, als auf die Ausräutung des Christenthumes selbst gerichtet war; weßhalb seine Waffen nicht Beil und Scheiterhaufen, sondern zuerst Schmeichelwort und Ueberredungskunst, und dann erst mit teuflischer Berechnung erdachte Foltern waren, Foltern, von denen mit Sicherheit zu erwarten stand, daß sie den Gemarterten einen öffentlichen und lauten Widerruf abpressen würden. Als nun die Sieben auch der huldvollsten Herablassung des Imperators sich nicht fügten, befahl dieser, sie mit den schwersten Ketten zu belasten. Sobald er jedoch wahrzunehmen meinte, daß das Märtyrerthum nur Oel in der Flamme ihres Bekennermuthes war, ließ er ihnen die Eisen wieder abnehmen, und erklärte ihnen unter Hindeutung auf entsetzliche Folgen, die eine fortgesetzte Halsstarrigkeit für sie mit sich führen würde, daß er ihnen bis zu seiner Wiederkehr nach Ephesus eine Bedenkzeit zu gewähren die Gnade haben wolle.

Getrosten Muthes gingen die Sieben von dem Angesichte des Imperators weg, geächtet durch des Kaisers Zorn bei der heidnischen Menge, und doch auch heimlich von derselben bewundert. Aber wohin nun? Zu bedenken hatten sie nichts, da ihr Ent-

schluß, unter keinerlei Bedingung zur Verleugnung ihres Glaubens sich bewegen zu lassen, felsenfest gewurzelt stand. So kamen sie denn überein, so lange Gott ihnen den Weg dazu offen lasse, dem Wütherich auszuweichen, und wandten sich zu dem Ende einem unfern Ephesus sich erhebenden Gebirge zu. Hier entdeckten sie eine sich tief in einen Felsen hinein erstreckende, und bei ihrem Eingange von dunkelm Baumdickicht umschattete Höhle. In diese traten sie ein, um darin, so lange es dem Herrn gefalle, sich zu bergen. Einer aus der jungen Schaar, Malchus, vielleicht der in Ephesus am wenigsten gekannte, übernahm die Sorge für die Beischaffung der täglichen Nahrung; und so lebten sie selbander, selig in dem Bewußtsein, daß auch „die Haare auf ihrem Haupte gezählet" seien, und, weil „Gott für sie sei, Niemand wider sie sein" könne.

Der Tag der Rückkehr des kaiserlichen Herrn kam herbei. Die Herzen vieler Christen kam Furcht und Zittern an. Diejenigen unsrer Sieben waren allen guten Muthes voll. Eine der ersten Fragen, die nach seiner Ankunft aus des gestrengen Gebieters Munde kamen, erkundigte sich nach den „trutzigen Knaben." „Entwichen sind sie!" lautete die Antwort. Doch war ihre Entweichung nicht unbemerkt geschehn. Käufliche Laurer waren ihnen nachgeschlichen, und jetzt nicht wenig froh, durch Verrath ihres Aufenthalts der Gnade des großmächtigen Despoten sich empfehlen zu können. Decius, in seiner Vermuthung bestärkt, daß die widerspenstigen Jünglinge sich weder durch Milde noch durch Strenge jemals zur Verleugnung ihres Glaubens würden bewegen lassen, ward über die nunmehr zu ergreifende Maßregel schnell mit sich eins. „Vermauert mir," rief er zornentbrannt aus, „diese rebellischen Buben in ihrem Felsengrabe, und laßt sie in der Finsterniß desselben, wie sie es verdienen, Hungers sterben!" — Gesagt, gethan! Die Schergen eilen im Geleite einer Schaar von Reisigen hinaus, und schreiten unverweilt zu Werke.

Ein Mann, noch Heide, aber schon vom Evangelium angefaßt, und nicht ferne mehr vom Reiche Gottes, vernimmt, was eben sich ereignet, und empfindet tiefes Mitleid mit den jungen Märtyrern. Gerne unternähme er für sie etwas; aber was soll er für sie thun? Sie mit Nahrung zu versorgen erscheint unmöglich, und wäre für ihn mit der größten Gefahr verknüpft. So will er denn wenigstens Sorge tragen, daß wenn in späteren Zeiten einst die Höhle sich wieder öffnen sollte, die Nachwelt wisse, vor wessen Gebeinen sie hier stehe, und denselben dann nachträg-

lich den Kranz der Ehre weihe, die eine blinde und grausame Mitwelt den Knaben versagte. Er nimmt eine Pergamentrolle, und nachdem er in dieselbe zuerst die Namen der jugendlichen Blutzeugen und dann eine kurze Nachricht von dem tapferen Bekenntniß verzeichnet hat, womit sie Angesichts des Kaisers und seiner Großen ihren Gott verherrlichten, verschließt er diese Urkunde in ein eisernes Kästlein, schiebt dasselbe, während die Maurer zu dem furchtbaren Verschlusse mit Herbeiwälzung der Felsblöcke und Mischung des Mörtels beschäftigt sind, unvermerkt über die Schwelle der Höhle, und zieht dann stille und bewegten Herzens sich zurück. —

Dem Kaiser wird bald die erwünschte Botschaft überbracht, das grausame Werk da draußen sei vollendet; und manches höhnische „Gute Nacht!“ umgellt wie Gruß der Hölle den schauerlichen Felsenkerker.

Ihr „Gute Nacht!“ rufen ihnen aber auch im Geiste der betenden Bruderstimmen nicht wenige; und der Gott Davids in der Höhle Adullam, und der Gott Daniels in der Löwengrube wird der Brüder liebewarmes Wünschen ja zu Herzen nehmen. —

Unsern Sieben leuchtet kein Strahl des Tages mehr; aber beherzt sprechen sie mit Micha: „Wenn ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht!“ Brod und Wasser mangeln ihnen gänzlich; und von wannen soll das eine wie das andere ihnen werden? Aber sie gedenken an Salomo's Psalmwort: „Seinen Freunden giebt Er's schlafend;“ und sind getrost. Sie preisen Gott, daß Er sie gewürdigt, um Seines Namens willen diese Trübsal zu erleiden. Dann legen sie sich in gutem Frieden nieder, und — **schlummern ein.** Sanft schlummern sie, als ruhten sie auf seidnen Kissen. Sie schlummern harmlos, als hielten Engel bei ihrem harten Lager Wacht, und wehrten von ihnen alle schweren Träume ab. — Wir lassen sie schlummern, und schreiben über ihren Häuptern an den dunkeln Fels das Davidswort: „Wie theuer, o Gott, ist deine Güte, daß Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel trauen dürfen!“

Zeiten rauschen vorüber wie im Flug; „Geschlechter gehen daher, wie ein Schemen.“ — Um 187 Jahre versetzen wir uns im Geiste vorwärts. Decius, der Tyrann, vermoderte längst in seinem Grabe. Die Welt hat eine andre Gestalt gewonnen. — Wir befinden uns wieder in Ephesus. Was ereignet sich hier? —

Ein wohlhabender Landwirth beabsichtigt für seine Heerden eine feste Hürde zu erbauen; und wie er sich auf seinem weiten Erbe nach dem dazu erforderlichen Materiale umsieht, entdeckt er eine zum Verschluß einer Felsengrotte aus wohlbehauenen Quadern aufgeführte Mauer. Der Mörtel, der die Steinblöcke zusammenhält, ist durch die Länge der Zeit verwittert und mürbe geworden, und so legt sich denn der Gedanke nahe, die Steine aus ihrem Gefüge zu lösen, und zu dem beplanten Neubau zu verwenden. Hacken und Brecheisen werden in Bewegung gesetzt, und binnen Kurzem sieht der kluge Haushalter seinen Zweck erreicht. Seine Vermuthung, daß die riesige Steinwand eine Grotte schließe, bewahrheitet sich; natürlich kommt ihm aber keine Ahnung, welche Grotte. Es war — die Höhle der längst verschollenen, längst von der Welt vergessenen Sieben Schläfer. Sie stand geöffnet und mit dem ersten Strahl des Tages drang in sie hinein — (hier beginnt nun die Legende zum Bilde, zur Allegorie sich zu gestalten,) — der Wächterruf des allmächtigen Gottes. Die Schlummernden wachen auf, freuen sich mit süßer Verwundrung, daß das holde Licht der Sonne ihnen wieder in's Antlitz strahlt, und preisen mit gerührtem Herzen Gott den Herrn, daß er einer so baldigen Befreiung sie zu würdigen gedenke; denn es dünkt ihnen, daß zwischen diesem Rettungsmomente und demjenigen ihrer Einkerkerung nur eine gewöhnliche Nacht vergangen sei. Nachdem sie gemeinschaftlich ihr Dankgebet verrichtet, erinnert sich Malchus wieder seines Berufs, und macht sich auf nach Ephesus, um für die Brüder und sich das tägliche Brot zu holen. Aber schon auf dem Wege zur Stadt wird ihm gar eigen zu Sinne, als ob er sich in einer fremden Gegend befinde. Es ist dies nicht mehr derselbe Steg, den er so oft gewandelt. Nicht ist es mehr dieselbe Umgebung, die er so manchmal durchzogen hat. Er meint, er müsse, in Gedanken vertieft, sich verirrt und eine falsche Richtung eingeschlagen haben. Doch führt sein Pfad ihn wirklich zur Stadt. Da liegt sie vor ihm. Wie groß aber ist seine Verwunderung, als er auf dem Thore derselben von ferne schon ein hochragendes Kreuz erstrahlen sieht: dieses Zeichen, das er bisher nur in stillen Waldeseinsamkeiten oder in entlegenen Grotten und Ställen zu erblicken gewohnt gewesen war. Er tritt zum Thore hinein; aber darf er jetzt noch seinen Augen trauen? Alles hat ein andres Ansehn, denn zuvor. Die Häuser gewähren einen helleren und freundlicheren Anblick; die Bildsäulen der Götter sind von den öffentlichen Plätzen verschwunden; statt der heidnischen Tempel sieht er hin und

wieder stolze Kuppeln mit schimmernden Kreuzen geschmückt gen Himmel ragen; und wie er das Forum betritt, hört er gar die Leute bei Gott dem Allmächtigen, ja bei dem Namen Christi schwören, statt bei der Artemis und beim Apollo. — „Umgaukelt meine Seele ein holder Traum?“ fragt er sich selbst, und muß sich nach fremder Hülfe umsehn, um über die Frage, ob er wache oder träume, in's Klare zu kommen. Er spricht einen Mann auf der Straße an: „Freund, nenne mir doch den Namen dieser Stadt!“ — „Die Stadt heißt Ephesus!“ lautet die Antwort. — „Ephesus?“ denkt unser Malchus. — „Ist dies wirklich dasselbe Ephesus, aus welchem vor wenigen Tagen erst der kaiserliche Zornblick uns verbannte?“ — — Er taumelt. Alles ist ihm, am meisten aber er sich selbst, ein Räthsel. — Er gedenkt des Zwecks, der ihn zur Stadt geführt, tritt bei einem Bäcker ein, und fordert Brot. Nachdem er es empfangen, bietet er als Zahlung eine Silbermünze. Der Bäcker nimmt dieselbe, wendet sie in der Hand herum, beschaut sie von allen Seiten, und ruft dann verwundert aus: „Dies ist ja ein uraltes Geldstück! Trägt's doch noch das Bild und die Ueberschrift des Kaisers Decius! Von wannen ward dir das?“ — „Wo befindet sich der Kaiser Decius?“ entgegnet Malchus. „Hat er die Stadt wiederum verlassen? und wann verließ er sie?“ — Der Bäcker und die Umherstehenden, die sich mittlerweile um ihn gesammelt, sehen den sonderbaren Fragesteller mit bedenklichen Mienen an, und zweifeln, daß er seine Sinne bei einander habe. Dann macht Einer die Bemerkung, der Fremdling möge wohl irgendwo einen vergrabenen Schatz gefunden haben; und als auch Andre dasselbe äußern, und den Malchus mit der Aufforderung bestürmen, den Ort, wo er den Schatz entdeckt, ihnen zeigen zu wollen; Malchus aber ein um das andre Mal jene seltsame Vermuthung als eine unbegründete abweist, und immer auf's neue die Fragen wiederholt: „wo denn der Kaiser Decius sei? was es bedeute, daß überall das Kreuzeszeichen rage? ob sich die Stadt, und wie nur so schnell zum Christenthume bekehret habe?“ da fassen die Leute den raschen Entschluß, den räthselhaften Sonderling dem Bischofe zuzuführen, und diesem die weitere Untersuchung des befremdenden Handels zu überlassen.

Der Bischof der Stadt, ein ernster und ehrwürdiger Mann, fragt den Vorgeführten freundlich, wer und von wannen er sei? Und Malchus eröffnet ihm, er sei einer jener sieben Jünglinge, die vor Kurzem der Kaiser Decius um ihres Glaubens willen in der

Felsenhöhle des benachbarten Gebirges habe vermauern lassen, denen aber der Herr ihr Gott gar bald wieder Raum und Freiheit gegeben habe. — „Der Kaiser Decius?“ entgegnet höchlich befremdet das Kirchenhaupt. „Fast 200 Jahre sind es her, daß Decius das römische Reich beherrschte. Viele Kaiser folgten ihm auf den Thron. Jetzt regiert der Kaiser Theodosius von Gottes Gnaden. Das Heidenthum ist längst gestürzt, das Kreuz hat im Weltkreise den Sieg davongetragen. — — Aber sage an, wo sind deine sechs Genossen? Zeige die Höhle, in der ihr verkerkert wart!“ — — Der Bischof sprach's, und Malchus führte ihn und in seinem Gefolge eine große Schaar von Christen zu der Felsengrotte und zu seinen Brüdern. Nachdem sie dort angelangt sind, findet, zumal da auch das eiserne Kästlein entdeckt, geöffnet, und die Urkunde, die es umschloß, verlesen wird, das wundersame Geheimniß seine vollständige Entsiegelung. Die Sieben haben durch ein Wunder nicht weniger, als fast zwei Jahrhunderte hindurch geschlummert, und sind nun auf Gottes Wächterruf in einer mittlerweile neu gewordenen Welt erwacht. — Der Bischof säumt nicht, diese unerhörte Begebenheit sofort dem Kaiser Theodosius nach Constantinopel zu berichten. Theodosius eilte persönlich nach Ephesus herüber, um, mächtiglich, wie Alle, durch diese Geschichte im Glauben gestärkt, die Jünglinge zu segnen, und mit ihnen Gott zu preisen. Aber nur für Letzteres ist ihm Raum gelassen. — Die Sieben hatten sich, einer inneren Offenbarung gehorsam, gleich, nachdem Malchus mit der sie freudig begrüßenden Christenschaar zu ihnen zurückgekehrt war, in ihrer Felsengrotte wieder niedergelegt, und in einer und derselben Stunde hatte der Herr ihre Seelen zu sich in den Himmel erhoben. Der Kaiser beabsichtigte nun, den Leichnamen der edlen Märtyrer ein goldenes Grab zu bauen; aber in einem Gesichte bei der Nacht, in welchem sie selbst ihm erschienen, ward ihm dies untersagt, und ihm nur gestattet, den Grundstein zu einer Kirche über ihrer Felsengruft zu legen.

Dies die Legende. Bedarf sie einer Deutung? Ich meine, die Deutung liege Jedem nahe.

Die in der Liebe Christi von der Welt sich sondern und unbefleckt erhalten, hält Gott als einen kostbaren, heimlichen Schatz in Ehren, und bedeckt und behütet sie, „wie seinen Augapfel.“ Ihr Leben ist „verborgen mit Christo in Gott.“ „Wenn aber Christus, ihr Leben, sich offenbaren wird, werden auch sie mit ihm offenbar werden in Herrlichkeit.“

Die Gläubigen gehören einem Reiche an, das in einem ununterbrochenen Siegesgange begriffen ist. Es ringt sich durch alle Gegensätze, Widersprüche und Hindernisse durch. Die Kinder dieses Reiches mögen nur, gleich den sänftlich schlummernden Sieben, sorglos sich gebulden und zuwarten. Schnell ist ein trübes Zeitalter mit seinen Schatten und Wirrnissen untergegangen; und ein lichteres, das die Räthsel des Vergangenen alle löst, stieg herauf wie ein Phönix aus seiner Asche.

Für Gott giebt es keine Zeit. „Tausend Jahre sind vor Ihm wie der Tag, der gestern gewesen ist, und wie eine Nachtwache." So weit dies dem menschlichen Bewußtsein nahe treten kann, geschah es demjenigen der Sieben und geschieht's dem unsern durch sie. Eine fast 200jährige süße Ruhe dünkte ihnen gleich der Ruhe einer einzigen Nacht. Während dieser für sie im Fluge dahin geschwundenen Zeit wuchs eine neue Welt um sie herauf. Der „Hüter Israels" freilich „schläft und schlummert nicht"; aber Er übersieht seliglich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in einem Blick, und vor Ihm, für den es ängstigende Krisen nicht giebt, sind schon alle Dissonanzen gelöst, und alle Keime beim Ziele ihrer Entwicklung angelangt.

Wir wähnen, fern sei noch die verheißene Zukunft des Herrn und seines Reichs, und gewahren nicht, daß die Verheißung täglich und unaufhaltsam ihrer schließlichen Verwirklichung entgegeneilt. Wir erleben dem Wesen nach einst Aehnliches, wie die Sieben. Wenn auch uns einst die neue Welt in ihrer Vollendung umstrahlt, wird uns sein, als läge nur eine kurze Zeitspanne zwischen diesem seligen Momente und den Tagen, da wir noch seufzten: „Ach Herr, wie lange!" So spricht der Geist des Herrn im 126. Psalm: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden" (d. h. wir werden glauben, nur geträumt zu haben; so schnell wird die Verheißung da, und Alles, was wir Bitteres je erfuhren, vergessen sein). — „Dann wird unser Mund voll Lachens, und unsre Zunge voll Rühmens werden. Und man wird sagen unter den Völkern: Der Herr hat Großes an ihnen gethan. Ja, der Herr hat Großes an uns gethan; deß sind wir fröhlich!"

Fr. Wilh. Krummacher in Potsdam.

7. Theodosia.

2. April.

Schon sah das römische Reich seine Götter vor dem Einen Menschensohne erbleichen, der am Kreuze die Welt überwunden hatte, als es noch einmal versuchte, den christlichen Glauben mit Gewalt zu vertilgen und alle Christen zum Götzenopfer zu zwingen. In Cäsarea, wo der Erstling aus den Heiden, der Hauptmann Cornelius, einst getauft worden, wo durch Origenes eine Pflanzschule christlichen Lebens und christlicher Erkenntniß sich erhoben hatte, war jetzt ein Hauptfeind der Christen, Urbanus, Landpfleger und suchte durch ausgesuchte Martern die Standhaftigkeit der Gläubigen zu überwinden, wurde aber öfter durch ihre Treue gegen den Herrn überwunden, und dies erbitterte ihn noch mehr. An einem Sonntag, am Feste der Auferstehung Christi, standen einige Bekenner vor dem Richterstuhl des Landpflegers, ohne in ihrer Treue zu wanken, obwohl im Angesicht des nahen martervollen Todes. Theodosia, aus Tyrus gebürtig, eine kaum achtzehnjährige Jungfrau, naht sich den Gebundenen freundlich, um sie zu grüßen und vielleicht auch sie zu bitten, daß sie nach ihrem Heimgange vor dem Herrn ihrer gedenken möchten. Da fassen sie die Diener, als hätten sie die Schuldlose bei einem Verbrechen ertappt, und schleifen sie zum Landpfleger. Dieser geräth vor Wuth fast außer sich und läßt ihr mit schauerlichen Martern die Brüste und Rippen bis auf die Knochen zerfleischen. Kaum kann sie noch athmen, aber ihr Angesicht bleibt heiter und holdselig, und so wird sie auf Befehl des Wüthrich in die brausenden Meereswogen geworfen. Die übrigen Bekenner verdammt er zur Abführung in die Bergwerke. Dies geschah am 2. April im fünften Jahre jener letzten Verfolgung um 308 nach der Geburt des Herrn.

Bald darauf wurde Urbanus wegen vieler Vergehen von dem Kaiser Maximinus, für dessen Haß gegen die Christen er sich zum willigen Werkzeuge dargeboten hatte, bestraft. Maximinus selbst aber erlag im Jahre 313 den Waffen Constantins. Theodosia lebt heute noch fort in dem Andenken der Gläubigen: jeder wiederkehrende 2. April erinnert an sie als Jungfrau und Blutzeugin. Ihr Name bedeutet Gottesgabe.

H. F. Schmieder in Wittenberg.

8. Gregorius der Erleuchter.

18. November.

Die Armenier verehren in Gregorius dem Erleuchter ihren Apostel. Zwar war schon frühzeitig das Christenthum in Armenien eingeführt worden, und bekannt ist die Sage von dem Briefwechsel des Königs Abgar von Edessa mit Jesu, dem dann Thaddaeus, Einer der 70 Jünger Jesu, so wie später die Apostel Judas Thaddaeus und Bartholomaeus, nach Einigen auch Thomas gefolgt sein sollen; allein die heidnischen Könige zerstörten bald wieder durch ihren Fanatismus die mühsam errungenen Erfolge der Bekehrer des Volkes, so daß um die Mitte des zweiten Jahrhunderts wenigstens nachweislich keine einzige christliche Gemeinde in ganz Armenien zu finden war. So lebte das Volk bis zu Anfang des vierten Jahrhunderts in der Finsterniß des Götzendienstes fort, bis Gregorius mit Hülfe des heldenmüthigen Königs Tiridates die heidnischen Altäre zertrümmerte, und das helle Licht des Christenthums durch das ganze Land verbreitete. Die wunderbaren Führungen desselben sind von seinem Zeitgenossen, Agathangelos, dem Geheimschreiber des Königs Tiridates, der Nachwelt aufbewahrt worden; jedoch hat sich dessen Bericht nicht mehr in der ursprünglichen Reinheit erhalten, sondern ist im Laufe der Zeiten vielfach mit Zusätzen versehen worden, so daß Wahrheit und Dichtung, Geschichte und Sage nicht mehr von einander zu scheiden sind. Dieser, und nächst ihm Moses Chorenensis aus dem 5ten, Johannes, der Katholikos (d. i. oberster Patriarch) aus dem 9ten und 10ten, und Nerses Clajensis aus dem 12ten Jahrhundert nebst dem Heiligenkalender sind die Quellen, aus denen die Biographie dieses größesten Heiligen der armenischen Kirche, und mit ihr die Geschichte der Einführung des Christenthums in diesem Lande entlehnt sind *). Zum richtigen Verständniß des Ganzen ist die Kenntniß der politischen Geschichte des Landes von großer Wichtigkeit. Um aber die damaligen Verhältnisse richtig zu erfassen, ist es nöthig, in frühere Zeiten zurückzugehen, und die Hauptdata derselben wenigstens kurz zu berühren.

---

*) Zusammengestellt finden sich diese Berichte schon in einer zu Venedig 1749 gedruckten armenisch geschriebenen Biographie Gregor's, welche wir mit Vergleichung der übrigen Nachrichten, so wie des großen armenischen Geschichtswerkes von Michael Tschamtschean in dem Folgenden zu Grunde legen werden.

Sechszig Jahre nach dem Tode Alexanders des Großen, zu einer Zeit, da das mächtige Reich dieses Welteroberers in viele kleine Theile zersplittert war, beherrschte die Perser und Parther der tapfere Arschak (Arsaces) I., mit welchem die Dynastie der Arsaciden beginnt. In siegreichen Kämpfen eroberte er ganz Persien und die östlich daran gelegenen Länder, und hinterließ nach 31jähriger Regierung seinem Sohne Artasches das gewaltige Reich, welches 26 Jahre später Arschak (Arsaces) der Große ererbte. Dieser schenkte seinem Bruder Valarschak (Valarsaces) Armenien, und gab ihm damit zugleich die Vollmacht, sein Reich nach Norden und Westen, so weit es ihm belieben würde, auszudehnen. So waren die Könige der Perser und Armenier durch Familienbande innig verbunden.

Zur Zeit des römischen Kaisers Alexander Severus fiel ein persischer Satrap, Namens Artaschir, Sohn des Sassan, aus der Provinz Stachr, von dem Könige ab. Bald brachte er ohne große Mühe die Fürsten des Landes auf seine Seite, denen die parthische Herrschaft ein Gräuel war, zog gegen den König Artaban, Sohn des Valarsch, tödtete ihn im Zweikampf, und setzte sich selbst die persische Königskrone auf das Haupt. Als die Kunde von dieser Empörung dem armenischen Könige Chosrov hinterbracht wurde, zog er dem Artaban zu Hülfe, kam aber leider zu spät. Denn bei seinem Eindringen in Assyrien vernahm er schon die Nachricht von Artaban's Tode, und kehrte betrübt zurück. Doch bald trieb ihn der Durst nach Rache gegen die Mörder seines Vetters, wie der Stolz, als rechtmäßiger Erbe des armenischen Thrones dem frühern Knechte und jetzigen Usurpator der persischen Krone nicht im Rang nachstehen zu wollen, wie dies seit Tigran II. geschehen war, aufs Neue in das Feld. Zugleich ließ er seine parthischen Stammgenossen in Persien wiewohl vergebens auffordern, sich ihm anzuschließen. Viele Jahre lang kämpfte nun Chosrov fast fortwährend siegreich gegen Artaschir, bis dieser in der Verzweiflung demjenigen die zweite Stelle im Reich und die Provinz Balch verhieß, welcher den armenischen König auf irgend eine Weise um das Leben bringen würde. Gelockt durch diese glänzende Aussicht versprach Anak, ein vornehmer Parther, die That zu vollführen. Er floh zum Scheine mit seiner ganzen Familie vor Artaschir, welcher ihm bis an die Gränzen von Adserbeidschan von seinen Truppen nachsetzen ließ. Chosrov schickte sogleich auf die Nachricht von der Flucht seines Stammgenossen eine Abtheilung seines Heeres ihm entgegen, um ihn vor den verfolgenden Persern

zu retten. Auf die ehrenvollste Weise von den armenischen Truppen aufgenommen geleiteten ihn diese zu dem Hoflager des Königs. Unterweges machten sie Nachtquartier an der Grabesstätte des Apostels Thaddaeus, und hier empfing der Legende zufolge Ogohs oder Rogohi, die Gattin Anaks, Gregor den Erleuchter, wodurch ihm die apostolischen Gaben zu Theil wurden. Der König Chosrov bezeugte die ungeheuchelste Freude bei der Ankunft seiner Stammgenossen, und wies ihnen ihren Wohnsitz in seiner Residenzstadt Valarschapat an, wo im folgenden Jahre 257 n. Chr. G. Gregor geboren wurde. Erst im zweiten Jahre, als Chosrov sich zu einem neuen Feldzug gegen Persien rüstete, fand Anak Gelegenheit, seine ruchlose That auszuführen. Im Frühling des Jahres 258 begab sich einst der König auf die Jagd, wohin ihn Anak und sein Bruder begleiteten. Während derselben zogen sie ihn unter dem Vorwande, daß sie ihm etwas zu vertrauen hätten, auf die Seite, hieben ihn, ohne daß er sich dessen versah, vom Pferde, und ergriffen schleunigst die Flucht. Bald wurde die That ruchbar, man eilte den Flüchtlingen nach, versperrte ihnen alle Ausgänge, Pässe und Brücken des Araxes, nach welchen die Verräther von allen Seiten umzingelt flohen, und trieb sie in die schäumenden Fluthen des von Schnee und Eismassen angeschwollenen Stromes, worin sie ertranken. Der tödtlich verwundete König gab noch vor seinem Verscheiden den Befehl, die ganze Familie Anak's mit sämmtlichen Verwandten, Männern, Frauen und Kindern bis zu den Säuglingen herab durch das Schwerdt zu tödten. Dieser Befehl wurde sogleich vollzogen; aber durch göttliche Vorsehung wurden 2 kleine Kinder, Söhne Anak's, durch ihre beiderseitigen Ammen gerettet; der Eine, Namens Suren, nach Persien, zu einer Schwester seines Vaters, der Andere, welcher durch göttlichen Rathschluß bestimmt war, der Erleuchter und Apostel der Armenier zu werden, nach Caesarea in Kappadocien. Die nähern Data darüber finden sich bei Moses Chorenensis in dem Briefe des Bischofs Artithes, welchem Gregor selbst die Weihe ertheilt hat, und in dem Briefe des Bischofs Zenob, eines Schülers von Gregor. Ein edler Perser, Namens Burdar, war mit Anak nach Armenien gekommen, von da aber weiter nach Caesarea in Kappadocien gegangen, wo er sich niederließ, und mit einer Christin, Namens Sophia, Schwester des Euthalios, eines angesehenen Bürgers der Stadt, verehelichte. Ein Jahr nach der Verheirathung beschloß er, nach seiner Heimath zurückzukehren, und machte sich mit seiner Frau auf den Weg. Euthalios reiste ihnen nach, erreichte sie in der Provinz Ararat, und

überredete sie zur Umkehr nach Caesarea. Während Burbar in Valarschapat verweilte, ward Gregor geboren und Sophia zur Amme des Kindes ausersehen. Als das Unglück über Anak's Familie hereinbrach, riß Euthalios (nach Zenob „Burbar") eiligst das Kind aus den Armen seiner Mutter, und verbarg es zugleich mit der Amme, bis der Sturm vorüber war. Dann ging er mit Beiden in Begleitung seines Schwagers nach Caesarea zurück. Nach dem Heiligenkalender unter dem 18ten November ereignete sich auf ihrem Heimweg folgende wunderbare Begebenheit: Sie machten einst unter einem Baume Rast. Da kam ein Engel in Gestalt einer Taube, setzte sich auf den Zweigen desselben nieder, und rief mit lieblicher Stimme den Knaben bei dem Namen „Gregorius", d. i. „der Wachsame", wodurch seine später bewiesene Wachsamkeit angedeutet wurde, wie die Erscheinung der Taube das engelgleiche Leben, welches er bis zu seinem Tode führte, vorbildlich darstellte. Deßhalb ließ ihm Euthalios bei der Taufe diesen Namen „Gregor" geben. Die fromme Sophia widmete der Erziehung des Knaben die größeste Sorgfalt, die er seinerseits durch kindlichen Gehorsam, Bescheidenheit, Frömmigkeit und Fleiß reichlich belohnte; namentlich prägte er sich die christlichen Lehren tief ein. So wuchs er zur Freude seiner Adoptiveltern körperlich und geistig gleich trefflich ausgestattet zum Jüngling heran. Obgleich er ehelos zu bleiben wünschte, um sich ganz dem Dienste Gottes weihen zu können, so widerstrebte er doch aus Dankbarkeit und Gehorsam nicht dem Willen seiner Pflegemutter, welche ihm eine fromme Jungfrau, Maria, Tochter eines vornehmen Bürgers, Namens David, zur Gattin erkor. Er zeugte mit ihr 2 Söhne, Verthanes und Aristakes; aber schon 3 Jahre nach ihrer Verheirathung trennten sich beide Gatten mit gegenseitiger freundlicher Uebereinstimmung, um sich ganz der Sorge für ihr Seelenheil zu widmen. Maria nahm den jüngern Sohn Aristakes zu sich, und ging in ein Kloster, wo sie bis zu ihrem Tode blieb. Als Aristakes in das Jünglingsalter trat, begab er sich zu einem Einsiedler, Namens Nikomachos, und widmete sich dem Mönchsstand. Verthanes, der ältere Bruder, wurde bei seiner Amme erzogen, verheirathete sich später und hatte 2 Söhne, Grigoris und Husik, welche Faustus von Byzanz für Zwillinge hielt.

Als Artaschir die Kunde von der Ermordung Chosrov's erhielt, stellte er ein großes Freudenfest an, und zog alsbald mit seinem Heer gegen Armenien. Die Großen des Reichs, welche dies vorausgesehen, ließen eiligst die in Phrygien stationirten armeni-

schen Truppen zu ihrer Hülfe herbeikommen, und baten den Kaiser, dem sie die Trauerbotschaft mittheilten, um schleunigste Unterstützung gegen die Perser. Dieser aber hatte selbst mit innern Unruhen zu kämpfen, daher er ihnen keine weitere Hülfe gewähren konnte. Artaschir trieb bald die römischen Truppen aus dem Lande, nahm Armenien in Besitz, und tödtete die Glieder der Königsfamilie. Eine Tochter des Königs Chosrov, Namens Chosrowibucht wurde von Ota dem Amatunier, und ein Sohn desselben, Tiridates, von einem andern Großen, dem Manbakunier Artavasd, gerettet. Dieser entfloh mit ihm nach Caesarea in Kappadocien. Dort erzog er ihn, und brachte ihn später nach Rom, wo er unter den Söhnen des hohen Adels am kaiserlichen Hofe seine fernere Ausbildung erhielt. Von seiner frühesten Kindheit an hatte sich Tiridates unabläßig geübt, seine Körperkräfte zu stählen; und, als er zum Jüngling heranreifte, übte er sich fortwährend im Reiten und Bändigen der Pferde, im Ringen, Kämpfen und dem Gebrauche der Waffen, so daß er, schon von Natur mit riesiger Körperkraft ausgerüstet, Unglaubliches darin leistete. Als Tiridates ungefähr 23 Jahre alt war, ging Gregor, nachdem er sich überzeugt hatte, daß dieser der wirkliche Sohn des Königs Chosrov sei, von Caesarea nach Rom zu ihm im Jahre 280 n. Chr. G., und schloß sich ihm an, um durch treue, aufopfernde Dienste das an dessen Vater verübte Verbrechen seines Vaters zu sühnen. Tiridates gewann ihn lieb, und behielt ihn bei sich, ohne zu wissen, wer er sei. Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter und Erzieher, Licinius (nach Mos. Chor. Licianus), den er allein gegen den wüthenden Andrang der aufrührerischen Truppen beschützte, (oder nach den Armeniern die Hülfe, welche er dem Kaiser gegen die Gothen leistete) verschafften dem Königssohne den Thron von Armenien. Diocletian sendete ihn mit Truppen nach seinem Vaterlande, wo er von den Großen wie von dem Volke mit Jubel empfangen wurde, und die Perser bald aus allen Plätzen vertrieb. Dieß geschah im Jahre 286 n. Chr. G.

Als er sich im Besitz des ganzen Landes sah, brachte er der vermeintlichen Schutzgöttin von Armenien, Anahit genannt, Opfer dar, und stellte ein großes Gastmahl an. Bei der Freude des Mahles gab er Gregor, der zu allen Diensten bereit ihm stets zur Seite stand, den Befehl, abermals Kränze, frische Baumzweige und Blumenbouquets für ihn auf dem Altar dieses Götzenbildes niederzulegen. Hier fand er aber wider alles Erwarten den ersten Widerstand von Seiten seines ihm so treu ergebenen Dieners, welcher entgegnete, daß er einem Götzen keine Verehrung beweisen

könne. Erzürnt darüber, ließ ihn Tiridates in das Gefängniß abführen. Den folgenden Morgen ließ er ihn vor sich kommen, und forderte ihn abermals auf, seinem Götzen zu opfern. Gregor zeigte ihm jedoch mit freimüthigen Worten die Nichtigkeit des Götzendienstes, und bekannte offen den Glauben an Christus, den Erlöser der Menschheit. Alle Ermahnungen und Drohungen scheiterten an dem Glaubensmuth Gregor's, und Tiridates, darüber erbittert, ersann nun die grausamsten Qualen, um ihn dadurch in seinem Glauben wankend zu machen, und langsam zu Tode zu martern. Aber nichts vermochte die Standhaftigkeit dieses treuen Zeugen zu erschüttern, und zur Verwunderung des Königs wie des ganzen Hofes überlebte Gregor alle diese furchtbaren Martern, deren jede geeignet und bestimmt war, seinen Tod herbeizuführen. Als Tiridates endlich erfuhr, daß Gregor der Sohn des Mörders seines Vaters sei, ließ er ihn an Händen und Füßen gebunden nach der Festung Artaschat bringen, und dort in eine tiefe Grube werfen, welche, von giftigen Schlangen bewohnt, früher zum Strafort für Verbrecher, die den Tod verwirkt hatten, bestimmt gewesen war.

Tiridates führte nun mehrere Jahre hindurch blutige Kriege mit den Persern, welche immer wieder in Armenien einfielen, um ihm den Besitz seines Reiches streitig zu machen. Nach glücklicher Beendigung dieser Feldzüge ließ er aller Orten den Götzenbildern mit großem Gepränge Opfer darbringen; und da er erfahren, daß noch hie und da heimlich Christen in Armenien waren, welche sich weigerten, den Götzen Verehrung zu bezeigen: so erließ er den strengsten Befehl, diese auszukundschaften, und gefesselt an den Hof zur Bestrafung zu bringen, wobei er den Verräthern das Vermögen der Ausgelieferten zusicherte. So wüthete Tiridates mit unbarmherziger Strenge gegen alle Bekenner des christlichen Glaubens, und zuletzt auch gegen gottesfürchtige Nonnen, welche aus dem römischen Reiche geflohen waren, und in Armenien Schutz und eine Ruhestätte zu finden geglaubt hatten. Da erreichte ihn die göttliche Strafe gleich Nebucadnezar. Wenige Tage, nachdem er diese frommen Jungfrauen auf die grausamste Weise hatte morden lassen, wollte er auf die Jagd fahren; unterwegs aber wurde er wahnsinnig, fiel aus dem Wagen, und rannte in den Wald, wo er einem Eber gleich, unter den wilden Thieren lebte, an seinem Fleische nagte, und von den Kräutern des Feldes sich nährte. Dasselbe Schicksal traf auch gleichzeitig viele Große und Vertraute des Königs. Nur die sanftmüthige Schwester des Königs, die jungfräuliche Chosrowiducht, welche keinen Theil genommen hatte an den Verfolgungen

der Christen, blieb verschont. Ihr erschien in der Nacht der Engel des Herrn, welcher ihr gebot nach Artaschat zu senden, und den dort in der Grube befindlichen Gregor wieder herauszunehmen, da dieser allein im Stande sei, das Land von dieser von Gott gesandten Plage zu befreien. Als sie dieß den folgenden Morgen erzählte, wurde sie verlacht; denn 13 Jahre waren vergangen, seit man Gregor in die Grube geworfen; und man wußte nicht, daß eine fromme Wittwe ihm täglich Brod und Wasser hinuntergelassen hatte. Aber die Erscheinung wiederholte sich in den folgenden Nächten mit Drohungen, bis ihr Verlangen erfüllt wurde. Man schickte nach Artaschat, fand wirklich zu Aller Erstaunen Gregor noch am Leben, zog ihn aus der Grube, und geleitete ihn freudig nach Valarschapat, der Residenz. Die Großen des Reichs, und nächst ihnen auch Tiridates mit denen, welche die gleiche göttliche Strafe betroffen, kamen ihm entgegen. Gregor, als er sie sah, fiel auf seine Knie, und betete um Heilung dieser Unglücklichen zu Gott. Alsbald wurden sie gesund, und Gregor ermahnte sie zur Buße, und verkündigte ihnen das Evangelium. Dann erbaute Gregor mit Hülfe des Königs und der Großen die Rundmauern von Edschmiazin an der Stelle, wo ihm Jesus im Traume erschienen war, so wie die Kapelle für die heiligen Jungfrauen, welche den Märtyrertod durch Tiridates erlitten hatten; und reiste darauf mit dem Könige und großem Gefolge durch das ganze Land, um alle heidnischen Altäre und Götzenbilder zu zerstören, die Tempel in christliche Kirchen zu verwandeln, und das Christenthum aller Orten zu predigen. Nachdem dieß geschehen war, kehrten sie nach Valarschapat zurück. Hier ermahnte Gregor den König, einen geistlichen Oberhirten zu ernennen, welcher ihn und die Seinigen taufe, Priester einsetze, und diese wie die Kirchen überwache. Tiridates berief seine Vasallen an den Hof, welche mit dem König einmüthig Gregor als den Würdigsten für dieses Amt erkannten. Dieser jedoch, sich dessen unwürdig erachtend, lehnte den Antrag ab, bis er im Traume die Weisung erhielt, sich demselben nicht zu widersetzen. Alsbald wurde er mit großem Gefolge und einem Schreiben des Königs an Leontius, Erzbischof von Cäsarea geschickt, welcher sogleich eine Versammlung seiner Bischöfe veranlaßte, und Gregor zum Erzbischof von Armenien weihte. Zugleich gab er ihm zwei fromme Mönche sammt ihren Schülern mit, um durch diese auch das Mönchswesen in Armenien zu verbreiten. Dies geschah im Jahre 302 n. Chr. G. Auf der Rückreise wählte Gregor fromme und bewährte griechische und syrische Geistliche für sein Vaterland aus, zerstörte die

dem Wege nahe liegenden noch übrigen heidnischen Altäre und Götzenbilder, taufte viele Bewohner, und legte den Grund zu Kirchen und Klöstern; auch schrieb er noch vor seiner Ankunft an Leontius nach Cäsarea, und bat ihn, treue und in der heiligen Schrift bewanderte Priester zu ihm zu senden; „denn, fügte er hinzu, die Erndte ist groß, aber der Arbeiter sind wenig." Der König kam ihm mit seiner Gemahlin und Schwester nebst großem Gefolge bis an die Ufer des Euphrat entgegen. Dort predigte ihnen Gregor nochmals täglich das Evangelium, und bereitete sie zu der Taufe vor, welche er einen Monat später an derselben Stelle ihnen ertheilte. Nach dieser wurden noch von ihm und den ihn begleitenden Priestern unzählige Hohe und Niedere, Begleiter und Solche, welche aus allen Gegenden herzuströmten, getauft, so daß die Zahl sämmtlicher Täuflinge von Agathangelos auf 4 Millionen angegeben wird. Nach Valarschapat zurückgekehrt legte er zuerst den Grund zu dem Bau der Kirche von Edschmiazin, wovon er nur die Rundmauern früher angelegt hatte, und machte dann in Begleitung des Königs eine Rundreise durch das ganze Land, um überall das Evangelium zu verkündigen, heidnische Tempel in Kirchen umzuwandeln, neue Kirchen und Klöster zu erbauen, Bischöfe, Priester und Diakonen einzusetzen, und Schulen anzulegen, in welchen die Söhne der heidnischen Priester und andere Knaben theils in syrischer, theils in griechischer Sprache unterrichtet wurden; die Fähigsten unter diesen ließ er unter seiner speciellen Aufsicht erziehen, und Einige davon erwählte er später zu Bischöfen. Agathangelos versichert, daß Gregor außer zahllosen Priestern allein 400 Bischöfe eingesetzt habe. Zugleich gab er bestimmte Gesetze über die Einkünfte der Kirchen, wie der Geistlichen.

Nachdem Gregor die Bekehrung von ganz Armenien bis auf einige Grenzörter, deren gemischte Bewohner noch lange insgeheim dem Götzendienst huldigten, vollendet hatte, zog er sich in die Einsamkeit zurück, um in Klöstern theils, theils in Einöden sich ganz einem beschaulichen Leben zu ergeben, und zeigte sich nur von Zeit zu Zeit wieder, die neuen Christen durch Ermahnung und Lehre im Glauben zu stärken. Dies betrübte den König sehr, welcher auch durch seine dringenden Bitten ihn nicht zur bleibenden Rückkehr in die Welt bewegen konnte. Da erfuhr er zu seiner großen Freude, daß noch zwei Söhne Gregor's am Leben seien, und sandte sogleich Einige seiner Edelen ab, diese aufzusuchen, und wo möglich nach Valarschapat zu bringen. Nur mit Widerstreben folgten sie den Abgesandten des Tiridates, welcher mit ihnen zu dem in einer Höhle wohnenden Gre-

gor ging, und diesen überredete, den jüngeren Sohn Aristakes, der allein dem geistlichen und insbesondere dem Mönchsstande sich gewidmet hatte, zu seinem Stellvertreter zu wählen. Gregor that dies, nachdem er sich von dessen Würdigkeit überzeugt hatte, in Valarschapat, und machte dann mit ihm eine Rund- und Visitationsreise nach den verschiedenen Provinzen des Reiches. In demselben Jahre noch 318 n. Chr. G. ging Tiridates in Begleitung Gregor's und seines Sohnes Aristakes nach Rom, um den ihm befreundeten und dem Christenthum sehr geneigten, wenn nicht schon christlichen Kaiser Constantin persönlich seine Huldigung darzubringen. Sie wurden von dem Kaiser, wie von dem römischen Bischof Sylvester auf das Ehrenvollste empfangen, und kehrten nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt nach Armenien zurück. Hier hatte Tiridates drei Jahre lang blutige Kämpfe mit den von den Persern aufgereizten Völkern des Nordens, denen sich auch einige bestochene armenische Vasallen angeschlossen hatten, und mit dem König der Perser zu bestehen, welcher seine Abwesenheit benutzt hatte, um Armenien wieder zu erobern. Er ging jedoch aus allen diesen Kriegen siegreich hervor, und erweiterte sogar noch seine Grenzen. Kurz darauf lud der Kaiser den König Tiridates zu der Kirchenversammlung in Nicäa ein, was dieser jedoch aus Furcht vor neuen Ueberfällen ablehnte. Auch Gregor verweigerte sein Erscheinen aus Bescheidenheit und Demuth, und Beide beschlossen, Aristaxes dahin zu senden. Als dieser von dem Concil zurückgekommen, hielt Gregor in Valarschapat eine Synode der Bischöfe, und nahm mit ihnen feierlich die Beschlüsse von Nicäa an. Dies war der letzte öffentliche Act Gregor's. Von nun an lebte er gänzlich in der Einsamkeit, wo er noch einige Reden niederschrieb, und um das Jahr 331 n. Chr. G. starb. Hirten, welche seinen Leichnam fanden, begruben ihn, ohne zu wissen, wer er sei, und erst lange Jahre nach seinem Tode fand ein frommer Einsiedler, so erzählt die Sage, durch göttliche Offenbarung die Grabesstätte dieses Glaubenshelden. Seine Gebeine wurden in der Kathedrale von Valarschapat zuerst, und dann in der von Dwin bestattet; später aber kamen einzelne Reliquien davon nach Konstantinopel und andere nach Italien.

J. H. Petermann in Berlin.

9. Pachomius, ein Stifter des Klosterlebens.

14. Mai.

Wie das Christenthum die Welt umbildet und ein Gährungsmittel für das höhere Leben in derselben sei, spricht der Herr aus in dem Gleichnisse vom Sauerteige; wie es aber ein ganz Neues ist, um deß willen alles Frühere aufgegeben werden soll, in dem Bilde von der Einen köstlichen Perle. Aus dem ernsten, wenn auch theilweise mißverstandenen Streben, diese zu gewinnen und nichts anderes zu besitzen, das christliche Leben rein ohne alle Beimischung ausgeprägt zu verwirklichen, ging das Einsiedlerleben zum Theil hervor, wie es uns in den Lebensbildern eines Paul von Theben, Antonius, Hilarion und vieler Andrer vor Augen tritt. Da zeigt sich aber recht klar, wie der Mensch sich selbst nicht entfliehen kann, wie ihn seine Sünden als eine innerliche Verderbniß auch in die Einsamkeit begleiten, wie sie nur in der Gemeinschaft mit Christo und durch ihn mit den Brüdern überwunden werden kann, wie Liebe des Gesetzes Erfüllung ist. Der Trieb zur christlichen Gemeinschaft und das Bedürfniß gegenseitiger Stärkung und Erbauung führte die Einsiedler aus ihrer Vereinzelung wieder zurück und bewog sie, sich neben einander anzubauen und zu gemeinsamem Gottesdienste zu verbinden. Daraus entstanden zuerst Einsiedlergesellschaften und dann — da das Christenthum eine Religion der Ordnung ist — gegliederte Genossenschaften. Dies der nächste Grund der Entstehung der Klöster, zu denen wir an vielen Orten gleichzeitig Ansätze finden, als deren Stifter jedoch nicht mit Unrecht der ägyptische Einsiedler Pachomius gilt, weil er, so viel wir wissen, zuerst eine jener festen Ordnungen aufstellte, welche später für das so einflußreiche Klosterleben maaßgebend wurden.

In der Zeit, da das Einsiedlerleben in Aegypten schon in seiner Blüthe stand, besonders durch Antonius, ward in der oberägyptischen Landschaft Thebais 292 nach Christi Geburt Pachomius geboren. Von seiner Jugend wissen wir wenig. Um sich vom Kriegsdienste zu befreien, begab er sich, etwa zwanzig Jahre alt, zu einem alten Einsiedler in der Wüste Palämon, bei welchem er mehr als zehn Jahre in strengen Buß- und Tugendübungen zubrachte. Insbesondere lernte er von ihm sich mit der ärmlichsten Kost, Brot und Salz, ja sogar, wie erzählt wird, Staub und Asche, als Nahrung begnügen. Ihre Beschäftigung bestand in frommen Uebungen und in Verfertigung härener Kleider oder Hemden zu eigenem Ge-

brauche und zum Verkauf, um sich und den Armen dadurch Unterhalt zu verschaffen.

Hier soll ihm durch eine göttliche Stimme die Aufforderung geworden sein, nicht mehr allein für seine eigne Vervollkommnung zu leben, sondern auch für die Versöhnung seiner jüngeren Brüder mit Gott dadurch thätig zu sein, daß er sie in der Lebensweise unterrichtete, in welcher er sich so lange und mit so viel Erfolg geübt hatte. Zu dem Zwecke stiftete er auf einer Nilinsel Tabennae zwischen dem Nomos von Tenthra und dem von Theben eine Einsiedlergesellschaft mit festen Ordnungen oder einen Mönchsverein. Dieser wuchs schon bei seinen Lebzeiten so heran, daß er, als Pachomius 348 starb, bereits in Tabennae über 1300 in acht Häuser vertheilte, in ganz Aegypten, wo sich Töchteranstalten gebildet hatten, die gleichfalls unter seiner Leitung blieben, 7000 Mitglieder zählte; später wuchs derselbe bis auf 50,000 Mitglieder und kann als Anfang der wichtigen, für die Gründung und Befestigung des Christenthums so wirksamen Stiftungen der Klöster gelten, deren Werth nicht nach ihrer späteren Entartung beurtheilt werden darf.

Solche gemeinsame Mönchswohnungen, in welchen das Zusammenleben durch eine feste Regel geordnet war, hießen aber wegen ihrer Abgeschlossenheit, vermöge deren sie ein kleines fest gegliedertes Gemeinwesen bildeten, Klöster oder verschlossene Orte. Pachomius hat bereits für das seinige eine Regel, welche für alle folgende Klosterregeln ein Vorbild geworden ist, verfaßt, oder vielmehr soll er dieselbe, auf einer Tafel geschrieben, von einem Engel empfangen haben. Einsamkeit und eheloses Leben, Beten, Fasten und Handarbeiten, sowie Gehorsam gegen ihren Vorsteher, machten jedenfalls die Grundlage jener Regel aus. Sie wollten eine ganz fleckenlose vollkommene Gemeine des Herrn darstellen. Wer eintreten wollte, mußte eine dreijährige strenge Prüfungszeit, ein Noviziat, wie es später hieß, bestehen, konnte aber auch, nachdem er förmlich eingetreten war, jederzeit wieder austreten, was aber nur selten geschehen ist, da vielmehr die Meisten die sehr milde und gemäßigte Regel durch Strenge ihres Verhaltens zu überbieten suchten. Jeder Mönch darf so viel Nahrung zu sich nehmen, wie seine Körperbeschaffenheit es verlangt; wer aber mehr ißt, soll auch mehr arbeiten, Jeder nach seinen Kräften. Je drei sollen in Einer Zelle wohnen; nicht liegend, sondern sitzend, aber in eigens dazu eingerichteten Stühlen schlafen. Tag und Nacht sollen sie eine Art von Ordenstracht tragen, wie man es mit einem späteren Namen wohl nennen könnte: leinene Unterkleider, darüber nach Elias und

anderer Propheten und Johannis des Täufers Vorbilde, weiße Schaf- oder Ziegenfelle ohne Aermel mit einem purpurfarbenen Kreuze darauf; ingleichen wollene Kapuzen (Cucullen), damit sie den kleinen Kindern ähnlich seien, deren Köpfe mit solchen geschützt zu werden pflegten. Diese sollten sie auch bei ihren gemeinsamen Mahlen tragen, damit sie einander nicht sehen könnten; sie durften sich nämlich bei der Mahlzeit weder umsehen, noch mit einander reden. Kein Fremder soll mit ihnen essen, es müßte denn ein Durchreisender sein, welchen sie gastlich aufgenommen hätten. Beim Genusse des heiligen Abendmahls am Sabbath und Sonntage sollten sie ohne Obergewand, aber in der Kapuze, erscheinen. Vor dem Tischgebet sollten sie einen Psalm singen und auch sonst oftmals am Tage vorgeschriebene Gebete verrichten.

Die ganze Mönchsgesellschaft sollte in vierundzwanzig Klassen getheilt sein, welche nach den Buchstaben des griechischen Alphabets genannt wurden, nicht ohne Spielerei: so wurden die einfachsten mit dem Namen des kleinsten Buchstaben I, die klügsten mit dem im Zickzack verschlungenen X genannt. Der Vorsteher dieser Mönchsgesellschaft, welche schon gleichsam einen Orden bildete, hieß Vater, Abbas, Abt. Pachomius war natürlich der erste derselben; er hinterließ schriftliche Ermahnungen, Briefe, mystische Worte, die einen milden religiösen Geist athmen, aber wenig Eigenthümliches und manches Spielende enthalten. Da er früher nur Koptisch konnte, sollte er durch ein Wunder die Gabe, Griechisch und Lateinisch zu schreiben, erhalten haben. Er beschäftigte sich und seine Klosterbrüder besonders mit Gartenbau, Krankenpflege, Handarbeiten und mit Verfertigen von Matten, Körben u. s. w. Die Lebensweise der Tabennasioten, wie diese Mönche nach ihrem Wohnorte genannt wurden, ward gepriesen als eine solche, welche der der Engel ähnlich wäre, der Eintritt in den Mönchsstand galt fast für eine zweite Taufe. Die Ansiedelungen von Mönchen wurden ein wirksames Mittel zur Beförderung christlicher Ordnung und Zucht und zur Verbreitung der christlichen Religion und zugleich der Kultur in bisher heidnischen Gegenden und unter rohen Völkern. Im Kampf und unter dem Druck gediehen die Klöster besser, als wenn sie in günstiger Lage waren. Später aber wurden die Schaaren wilder Mönche auch oft durch ihren Fanatismus, ihre rücksichtslose und hochmüthige Rohheit höchst gefährlich, zumal wenn ein geistlicher Demagoge sie aufzuregen und für seine Zwecke zu benutzen verstand. Doch gilt das noch kaum von den Zeiten, in welchen diese erste Mönchsgesellschaft blühte, die bald durch besser geordnete und festere

geglieberte Orden, zunächst die Benedictiner, überflügelt wurde. — Pachomius soll auch schon ein durch den Fluß von dem Mönchskloster getrenntes Kloster für die Frauen gestiftet haben, welche Nonnen hießen, wahrscheinlich nach dem Aegyptischen s. v. a. Reine, Heilige.

Darin drückt sich der gefährliche Wahn aus, welcher den Stand der Mönche und Nonnen für einen vollkommneren und Gott wohlgefälligeren hielt als den Stand der Menschen, welche nach Gottes Ordnungen in der Welt leben — ein Wahn, der nothwendig die auf demselben gegründeten Stiftungen vergiften mußte, zuerst mit dem Geiste des Hochmuths und der Werkheiligkeit, woraus dann alle weitere Verderbniß wuchernd aufschießt. Und wohl ist das in dem Grade geschehen, daß die Klöster, die anfangs zu vielfachem Segen gereichten, zuletzt oft ein Fluch für die Menschheit geworden sind.

L. Pelt in Kemnitz in Pommern.

---

10. Ambrosius.

4. April.

Ambrosius, Erzbischof von Mailand, ist der Erste unter den vier großen Kirchenvätern der alten lateinischen Kirche, die vor allen andern ausgezeichnet werden, und durch seine Frömmigkeit, Einsicht und Kraft hat er hervorgeleuchtet, wie vor ihm kein italienischer, auch kein römischer Bischof. Ihm verdankte der erzbischöfliche Sitz von Mailand eine Selbstständigkeit in der Liturgie und Kirchenordnung, die nur nach einer Reihe von Jahrhunderten der römische Stuhl seiner einförmigen Allgewalt unterwerfen konnte. Der Segen dieses forterbenden Ansehns ist ein unzweideutiges Zeugniß von der hohen christlichen Geistesmacht, die der Herr in dieses Werkzeug seiner Gnade gelegt hatte.

Ambrosius stammt aus einer angesehenen römischen Familie ab und ist in den letzten Jahren Constantins des Großen um 333 n. Chr. G. geboren, kurz vor dem Tode des Arius. Sein Leben fiel in die Zeit, wo die rechtgläubige Lehre mit dem Arianismus, das Christenthum mit dem Heidenthum, das Ansehn der Kirche mit den unumschränkten Ansprüchen der kaiserlichen Gewalt, das Kaiserthum mit Usurpatoren und Meuchelmördern, das römische Reich mit den Angriffen der Gothen die schwersten Kämpfe auszufechten hatte, und Ambrosius hat in allen diesen Kämpfen

würdevoll und siegreich das Recht des bessern Theils vertheidigt, dabei seine Gemeinde und seinen Sprengel als ein guter Hirt geweidet und in einer Zeit des allgemeinen Verfalls durch Wort und Vorbild das heldenmüthige Streben nach christlicher Tugend und Heiligkeit gepflegt, wie es seiner Zeit und nach seiner Ueberzeugung auch dem Worte Gottes gemäß war. Ein lauteres Herz, das nicht das Seine suchte, demüthig vor Gott, zart und innig in der Liebe zu den Angehörigen, furchtlos in persönlichen Gefahren, oft in Thränen, aber selig in der Anbetung und im Dienst des Herrn.

Er war der Jüngste unter drei Geschwistern: seine Schwester Marcellina und sein Bruder Satyrus waren älter als er. Sein Vater, der ebenfalls Ambrosius hieß, war Statthalter in Gallien und es ist ungewiß, ob er in Arles oder Lyon oder in Trier residirte; in Einer dieser Städte mag unser Ambrosius geboren sein. Als einst die Aeltern in der offenen Halle des Palastes sich ergingen und das Kind bei ihnen in der Wiege lag, setzte sich ein Bienenschwarm um seinen Mund: seine Wärterin wollte ihn wegjagen, aber der Vater litt es nicht und sprach: „Wenn das Kind leben bleibt, so wird etwas Großes aus ihm werden." Bald flogen die Bienen davon und ließen den Knaben unbeschädigt: ein Späterer sah darin ein Vorzeichen seiner künftigen lieblichen Redegabe, mit Hinweisung auf den Spruch: „Liebliche Reden sind Honigseim, trösten die Seele und erfrischen die Gebeine" (Spr. 16, 24).

Ein ehrbarer tugendsamer Geist scheint in der Familie des Ambrosius erblich gewesen zu sein, noch nicht aber der christliche Glaube: Ambrosius wurde nicht als Kind getauft. Sein Vater starb in seinem zarten Knabenalter und die Mutter kehrte mit den verwaisten Kindern nach Rom zurück. Das Haus der Wittwe öffnete sich nun ganz den Einflüssen des christlichen Geistes, der damals durch die Gegenwart des großen Bischof von Alexandrien, Athanasius, in Italien und Gallien einen neuen Aufschwung erhielt. Bereits im Jahre 336 war dieser große Gottesmann als Verbannter in Trier gewesen und vielleicht dort schon dem Hause des Ambrosius bekannt geworden. Vom Jahre 342 an brachte er wieder über sechs Jahre, von seinem bischöflichen Sitz vertrieben, in Italien zu und begrüßte zu Anfang und zu Ende dieser Verbannungszeit den Bischof Julius in Rom, woselbst er durch die Schilderung des erbaulichen Lebens der ägyptischen Einsiedler eine große Erweckung für das Streben nach Heiligung in vollkommener Weltentsagung hervorrief: mehrere Jungfrauen der

höhern Stände wurden davon lebhaft ergriffen. Unter diesen mochte auch des Ambrosius Schwester Marcellina sein, mit der ihre fromme Mutter ganz Eines Sinnes war. Das Beispiel der Schwester und ihrer Freundinnen machte einen großen Eindruck auf Ambrosius, und wiewohl nicht absichtlich auf ihn eingewirkt wurde und seine, wie seines Bruders Ausbildung für den höhern Staatsdienst, wozu sein Stand ihn bestimmte, in den Händen heidnischer Lehrer und Staatsmänner lag, so waren doch diese Jugend-Eindrücke nicht verloren und schon damals mag eine Ahnung seines künftigen hohen Berufs dunkel in ihm geruht haben: denn einst, als er die frommen Frauen seines Hauses die Hände der Bischöfe hatte küssen sehen, sagte er scherzend zu einer Freundin seiner Schwester: „Küsse mir auch die Hand! denn ich werde auch einmal Bischof werden." Als junger Mann that er sich bald in gerichtlichen Geschäften als Sachwalter und Redner hervor und flößte durch seinen Charakter wie durch seine Gaben den Staatsmännern, die ihn beobachteten, Vertrauen ein. Der Statthalter und Oberrichter Italiens, Probus, wählte ihn zu seinem Rath und übertrug ihm im Jahre 370 die Statthalterschaft in Mailand, wodurch die beiden Provinzen Aemilia und Ligurien mit den Städten Bologna, Turin, Genua unter seine Verwaltung kamen. „Gehe als Bischof, nicht als Richter!" sagte ihm beim Abschiede der milde Probus, und unerwartet bald wurde der Richter wirklich zum Bischof, obwohl er noch ungetauft als Katechumen nach Mailand kam.

Auxentius, der den streng rechtgläubigen Bischof Dionysius verdrängt und mit schlauer Gewandtheit die Arianer begünstigt hatte, war gestorben. Die beiden Partheien der Rechtgläubigen und der Arianer kämpften in der Hauptkirche über die Bischofswahl und es waren die ärgerlichsten Ruhestörungen zu fürchten. Ambrosius eilte in die Kirche und redete die bewegte Menge an, um die Aufregung zu beschwichtigen. Da soll eine Kinderstimme gehört worden sein, die da rief: „Ambrosius ist Bischof!" Auf einmal erhebt sich dann das einstimmige Geschrei der ganzen Menge und verlangt den Ambrosius zum Bischof. Jede Parthei konnte hoffen, den vortrefflichen Mann, der schon sehr christlich, aber noch nicht Christ war, für sich zu gewinnen: er aber entsetzte sich, wehrte ab, handelte auf einmal als Richter mit ungewohnter Härte, ließ sogar übelberüchtigte Weibspersonen in seinen Palast führen, um seinen Ruf zu beflecken. Das Volk ließ sich dadurch nicht abweisen und endlich floh er und verbarg sich auf einem benach-

barten Landsitz. Indessen wurde an den Kaiser Valentinianus I. berichtet und dieser billigte mit Freuden die Wahl. Jetzt verrieth man seinen Bergungsort und er mußte endlich dem allgemeinen Verlangen nachgeben. Nun ließ er sich von einem rechtgläubigen Priester taufen, nahm nach einander die priesterlichen Weihen und bestieg etwa acht Tage nach seiner Taufe den bischöflichen Stuhl im Dezember 374. 23 Jahre verwaltete er das heilige Amt, bei dessen Antritt er sich aller Sorgen für seinen eigenen Besitz entledigte, indem er sein Gold den Armen gab, seine liegenden Gründe der Verwaltung seines Bruders, deren Nießbrauch seiner Schwester, deren Eigenthumsrecht der Kirche überließ. Bald nach seiner Erhebung reiste er nach Rom, um seine innig geliebte Schwester Marcellina zu sehen: die Mutter war inzwischen gestorben. Damals fand er auch die Freundin wieder, der er im Scherz die Hand zum Kuß gereicht hatte, und erinnerte sie daran, daß er nun wirklich geworden sei, was er einst unwissend geweissagt hatte, ein Bischof.

In Italien pflegten die Bischöfe damals noch sehr selten zu predigen: von dem römischen Bischof Liberius haben wir nur eine Gelegenheitsrede, die er hielt, als er des Ambrosius Schwester Marcellina zum ewigen Jungfrauenstande weihte. Ambrosius ist es, der durch sein Beispiel zuerst die Sitte allsonntäglicher Predigten vor der Gemeinde nach dem Vorgange der griechischen und nordafrikanischen Kirche in Italien einführte, obgleich er, der als Neuling auf den bischöflichen Stuhl kam, im Lehren, wie er selbst sagt, erst lernen mußte. Dabei kam ihm seine genaue Kenntniß der griechischen Sprache zu Statten und es ist zwar ein Mangel an ihm, aber kein Vorwurf für ihn, daß er oft nur Uebersetzer und Nachahmer seiner griechischen Muster, Origenes und Basilius, ist und, ohne eigenes Urtheil in der Schriftauslegung, ihre Fehler wie ihre Tugenden in seine Vorträge übertrug. Wo es aber galt, zu ermahnen und ans Herz zu reden, da zeigte sich immer seine eigenthümliche Gabe, und seine persönliche Beredtsamkeit muß noch weit größer gewesen sein, als es sich aus seinen geschriebenen Predigten ersehen läßt, da er seine Zuhörer und unter diesen einen Augustinus, der durch ihn vorzüglich von der manichäischen Schulweisheit zum einfältigen Christenglauben zurückgeführt wurde, so sehr zu fesseln wußte. „Indem ich mein Herz öffnete, um zu hören, wie gut er sprach," sagt Augustin, „wurde ich unversehens auch inne, wie wahr er sprach." Vorzüglich zeigte sich seine Beredtsamkeit, wenn er Jungfrauen weihte,

die den Schleier nahmen, und bald kamen sie aus der Gegend von Bologna und Piacenza, ja aus Mauritanien in Afrika, um durch ihn den Schleier zu empfangen. Mailändische Mütter ließen ihre Töchter diese Weihereden nicht besuchen, weil sie fürchteten, jene würden dann auch den ehelosen Stand erwählen. Die größte Sorgfalt wandte Ambrosius auch auf den Unterricht der Katechumenen und wußte die heilige Geschichte zu diesem Zwecke vortrefflich anzuwenden, um christliche Belehrung und Erweckung daran zu knüpfen: wir haben noch die Beweise dafür in seinen Abhandlungen über das Paradies, über Cain und Abel, über Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, welche aus Unterweisungen für Katechumenen entstanden sind. Auch den Geist der Priesterschaft, die ihm untergeben war, suchte er zu heben und hielt zu diesem Zweck eine Reihe von Ansprachen, die er später in drei Büchern von den Pflichten (de officiis) verarbeitete. Es schwebten ihm dabei Cicero's Bücher von den Pflichten vor, die er frei im christlichen Geiste umbildete, und dies lag ihm sehr nahe, da es seit Constantin der Kirche zum Bedürfniß geworden war, die christliche Lehre und Sitte mit den gefunden Sittenlehren des römischen Alterthums zu vergleichen und zu verschmelzen, um den römischen Staat, so viel möglich, mit christlichem Geisteshauche zu durchdringen, gleichwie früher Cicero die Lehren der griechischen Philosophen Plato und Zeno, die in Rom sich einbürgerten, durch sein Werk von den Pflichten mit den römischen Staats- und Rechtsbegriffen in Verbindung zu setzen versucht hatte. Ueberhaupt gebührt dem Ambrosius das große Verdienst, daß er fast zuerst den Gedanken gefaßt und ausgeführt hat, das römische Kaiserthum, das so viel heidnische Elemente in sich trug, in ein christliches Reich umzugestalten. Nicht, daß er im bewußten Vorsatz dies Ziel verfolgt hätte: aber unbewußt leitete ihn dazu ein heiliger Trieb des Geistes und des Gewissens bei seinem Verkehr mit den Kaisern, unter denen er lebte, und bei den Handlungen, wo er als Kirchenhaupt mit der Staatsregierung in Berührung kam. Den Launen der Fürsten gegenüber die Würde und Ordnung der Kirche, den Launen der Völker gegenüber die Würde der Majestät und die Ordnung der Thronfolge zu bewahren, dies war sein christliches Bestreben und er ward dadurch ein Wohlthäter der Fürsten und Völker, ein Wiederhersteller und Erhalter des Friedens.

Valentinian I. starb schon im November des Jahres 375, nachdem Ambrosius kaum ein Jahr sein Amt verwaltet hatte: er hinterließ zwei Söhne, Gratian, 17 Jahre alt, Valentinian II.

ein vierjähriges Kind; die Kaiserliche Wittwe Justina, die unter dem Einfluß von Arianern stand, übte eine bedeutende Macht zum Vortheil ihrer Günstlinge aus, fand aber immer in Ambrosius einen überlegenen Gegner. Als aber Kaiser Valens im Orient (378) von den Gothen aufs Haupt geschlagen und auf der Flucht in einer Bauernhütte verbrannt war, als der wilde gothische Stamm der Taifalen Thracien und Illyrien verheert und viele Bewohner dieser Lande als Gefangene fortgeschleppt hatte, da wendete Ambrosius nicht nur große Summen auf, sondern ließ auch goldene und silberne Kirchengefäße einschmelzen, um möglichst viele Gefangene loszukaufen. Gratian aber wählte zum Mitkaiser für den Orient den tapfern thatkräftigen Theodosius, der am 19. Januar (379) die Regierung antrat. In dieser Zeit, wo die Einfälle der Gothen auch Mailand bedrohten, beweinte Ambrosius den Tod seines Bruders Satyrus, der nach der Rückkehr von einer gefahrvollen Seereise, bei welcher er schiffbrüchig in Afrika anlangte und kaum das nackte Leben gerettet hatte, seinen Bruder in Mailand besuchte und dort, von einer tödtlichen Krankheit ergriffen, in den Armen seiner Geschwister fromm, wie er gelebt hatte, den Geist aufgab und von Ambrosius durch eine noch vorhandene Trauerrede geehrt wurde. In den folgenden Jahren bestand der Streiter Gottes manchen siegreichen Kampf gegen die Arianer und heidnischen Römer, die den Hof des Kaisers Gratian umlagerten: sein Einfluß bewirkte es auch, daß das Standbild der Siegesgöttin, welches Julian in dem Versammlungssaal des Senats, aus welchem es Constantin hatte entfernen lassen, wieder aufgestellt hatte, trotz der dringenden Gegenvorstellungen der heidnischen Senatoren und ihres beredten Anwalts Symmachus aufs Neue hinweg genommen wurde. Bald darauf kam eine drückende Hungersnoth über Italien und den Kaiser selbst verließ der Sieg im Kampfe gegen den Usurpator Maximus, der an der Spitze eines Heeres von Britannien durch Gallien heranzog und die Legionen des rechtmäßigen Kaisers für sich gewann. Am 25. August 383 wurde Gratian im 24sten Jahre seines Alters auf der Flucht in Lyon ermordet, noch mit sterbenden Lippen des frommen Bischofs eingedenk. So tief aber Ambrosius durch diese Unfälle gebeugt wurde, so wenig konnten sie ihn in seinem Glauben erschüttern: denn er sah darin nicht Zeugnisse gegen die göttliche Wahrheit, sondern Prüfungen der Treue. Als Symmachus in einer Eingabe die Wiederaufstellung der Victoria dringend empfahl, widerlegte er diese Schrift und es war fortan von der Sache

nicht mehr die Rede. Ambrosius selbst übernahm im Auftrag der Kaiserin-Mutter Justina, die im Namen ihres jungen Sohnes Valentinians II. regierte, eine zweimalige schwierige Sendung an Maximus, und vermittelte den Frieden. Er widerstand auch, wiewohl vergeblich, am Hofe des Maximus, dem blutigen Beginnen dieses Tyrannen, Irrlehrer, die von ihrem Irrthum nicht überzeugt werden konnten, als Verbrecher mit dem Schwert zu strafen, und leider hat die Kirche später reichlich nachgeahmt, was ein unrechtmäßiger Machthaber mit Widerspruch der edelsten Kirchenhäupter grausam begonnen, und gegen wirkliche und vermeintliche Irrlehrer, auch gegen Zeugen der göttlichen Wahrheit, mit Feuer und Schwert gewüthet.

Justina wünschte fort und fort den Arianern gefällig zu sein, zu denen auch die gothischen Hülfstruppen gehörten, auf welche großentheils das schwankende römische Reich sich stützen mußte. Sie befahl deshalb dem Bischof Ambrosius, dieser Partei eine Kirche in der Vorstadt von Mailand zum Gottesdienst einzuräumen; dies geschah am Sonnabend vor dem Palmsonntag 385. Ambrosius verweigerte es, gestützt auf die Kirchengesetze, auf Clerus und Volk zu Mailand. Justina zürnte, drohte mit Gewalt, richtete aber nichts aus. Eine größere Gefahr drohte ein Jahr später, nachdem die Kaiserin unter dem Namen ihres Sohnes Valentinians II. ein Gesetz gegeben hatte, wodurch den Arianern öffentlicher Gottesdienst gestattet wurde, unter Androhung der Todesstrafe für Jeden, der sie gewaltsam daran verhindern, ja der nur im Stillen durch Gesuche beim Hofe entgegenwirken würde. Ambrosius berief die Bischöfe und Priester, die damals in Mailand gegenwärtig waren, zu einer Versammlung und verfaßte dann in ihrem Namen eine Schrift, in welcher um Zurücknahme dieses Gesetzes gebeten wurde. Hierauf forderte die Kaiserin ein Religionsgespräch im Palast zwischen Ambrosius und einem arianischen Bischof. Ambrosius verweigerte dies, da Entscheidungen über die Lehre nicht dem kaiserlichen Hofe, sondern nur einer Kirchenversammlung zukämen. Man wollte nun ihn von Mailand verbannen: er wich nicht und erklärte, er dürfe unter diesen Gefahren seine Heerde nicht verlassen. Man wollte sich seiner Person mit Gewalt bemächtigen: er floh in die Kirche, die von Kriegsvolk umzingelt war. Die Gemeinde war zahlreich um ihn versammelt und er stärkte sie durch geistliche Reden, durch Gebete und Gesänge. Damals ließ er auch Hymnen, die er selbst gedichtet hatte, rhythmisch singen und führte zuerst den in der grie-

chischen Kirche gewöhnlichen Wechselgesang von Psalmen und Lobgesängen ein, der bald unter dem Namen des ambrosianischen Gesanges im Abendlande verbreitet und beliebt wurde. Augustinus, der bereits im J. 384 als Lehrer der Redekunst von Rom nach Mailand versetzt wurde, war mit seiner Mutter Monica in diesen entscheidenden Stunden in der Kirche gegenwärtig und beschreibt, welchen tiefen Eindruck diese Feier auf ihn und seine Mutter gemacht, wie viele Thränen die fromme Wittwe dabei vergossen habe.

Ambrosius siegte und ein Jahr später (387) feierte er einen noch schöneren friedlichen Sieg, indem Augustinus mit seinem Freunde Alipius und seinem Sohne Adeodatus von ihm die heilige Taufe empfing. Es ist eine schöne kirchliche Sage, daß der heilige Geist damals in einem Wechselgesang zwischen Ambrosius und Augustin der Christenheit den herrlichen Lobgesang Te Deum laudamus (Herr Gott, dich loben wir) verliehen habe, eine Sage, die, wenn auch der spätere Ursprung dieses Lobgesanges feststehen mag, doch so richtig den innern Einklang dieser beiden Gottesmänner, ihre selige Harmonie in Lob und Anbetung des dreieinigen Gottes und ihre Uebereinstimmung mit den Gläubigen aller Zeiten ausspricht.

Justina aber bedurfte bald wieder des Ambrosius zu einer Gesandtschaft an Maximus, um die Gebeine ihres Sohnes Gratian sich zu erbitten und, wo möglich, einen verhängnißvollen Einfall des Usurpator in Italien abzuwenden. Letzteres gelang nicht. Justina mußte mit ihrem Sohne bei Theodosius im Oriente Schutz suchen: Maximus überschwemmte mit seinen Schaaren Ober-Italien, wurde aber von Theodosius geschlagen, in Aquileja belagert und nach Eroberung der Stadt hingerichtet. Viele Mitschuldige begnadigte der edle Sieger auf die Fürbitte des Ambrosius (388).

Theodosius konnte heftig zürnen und hart strafen, wenn Aufruhr und Meuterei sich zeigten, und er mußte es in einer Zeit, wo alle inneren Bande des Reichs sich lockerten und äußere Feinde die Grenzen bedrohten. Doch hatte er in der Fastenzeit 387 eine aufrührerische Bewegung in Antiochien auf Fürbitten des dortigen Bischofs Flavianus mild bestraft und bald verziehen, obgleich dabei die Bildsäulen des Kaisers und seiner Familie umgestürzt und durch die Straßen geschleift worden waren. Ein ernstlicher Aufruhr war aber im J. 390 in Thessalonike in Macedonien ausgebrochen und der Kaiser gedachte diesen Frevel auf's

Strengste zu ahnden. Ambrosius empfahl ihm christliche Milde und Verschonung der Unschuldigen. Der Kaiser versprach ihm das Beste, folgte aber dann anderen Eingebungen und nahm grausame Rache: er ließ der Wuth seiner Krieger freien Lauf und in einem fürchterlichen Blutbad wurden 7000 Menschen, Unschuldige wie Schuldige getödtet. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das Land: aber Niemand wagte dem zornigen Kaiser, dem Retter Italiens und des Reichs, die Wahrheit zu sagen. Da kam Theodosius nach Mailand.

Ambrosius konnte sich nicht entschließen, den mit Blut befleckten Fürsten an der Feier des Opfers Christi theilnehmen zu lassen, ohne daß er seine Blutschuld gebüßt hätte. Er schrieb ihm ehrerbietig, daß er während der Anwesenheit des Kaisers unter dem Vorwand von Krankheit, wie er denn wirklich krank sei, der Feier des heiligen Opfers sich enthalten werde, stellte ihm zugleich sein Unrecht vor und ermahnte ihn sich vor Gott zu demüthigen. Theodosius enthielt sich acht Monate der Abendmahlsfeier und wurde am heiligen Weihnachtsfeste von Ambrosius erst dann in die Kirche zugelassen, als er öffentlich seine Buße bezeugt und ein Gesetz erneuert hatte, daß ein Todesurtheil nicht eher als 30 Tage nach seiner Unterzeichnung vollstreckt werden sollte. Die Buße des Kaisers war aufrichtig und er behielt sein ganzes Leben hindurch eine schmerzliche Erinnerung an seine Schuld. Ambrosius hatte sein eigenes Gewissen, die Würde der Kirche und die Seele des Kaisers gerettet, und zwar mit aller Schonung der Majestät des Kaisers, den er nicht so schroff und theatralisch, wie man es sich häufig denkt, von den Pforten der Kirche plötzlich zurückgewiesen, sondern im Verborgenen ermahnt und zu freiwilliger Buße vermocht hatte.

Am 15. Mai 392 wurde der zwanzigjährige Kaiser Valentinian II., zu dem Ambrosius in einem persönlichen Verhältnisse stand, von dem Meuterer Arbogast ermordet und der fromme Bischof hielt demselben, als seine Gebeine in Mailand beigesetzt wurden, eine rührende Gedächtnißrede, die noch vorhanden ist. Arbogast setzte einen gewissen Eugenius als Kaiser ein und dieser stützte sich auf die Gunst der Heiden und der Arianer, denen er Zugeständnisse machte. Ambrosius aber wich aus Mailand, so lange Eugenius sich daselbst aufhielt, und feierte mit inbrünstigem Dank gegen Gott im Sommer des Jahres 394 den Sieg des Theodosius, durch welchen Eugenius Reich und Leben verlor. „Den Brief deiner frommen Milde", schreibt er dem Kaiser, „habe

ich auf den Altar gelegt: ich hielt ihn in der Hand, als ich das Opfer darbrachte, daß dein Herz durch meine Stimme reden, deine Schriftzüge den Dienst des priesterlichen Opfers verrichten mußten."

Am 17 Januar 395 starb Theodosius in Mailand und seine Gebeine wurden nach Constantinopel gebracht, um dort beigesetzt zu werden: vorher aber, 40 Tage nach des Kaisers Tode, hielt Ambrosius in Gegenwart der beiden Söhne des Verstorbenen, des 11jährigen Honorius und des 18jährigen Arcadius, in Gegenwart der Großwürdenträger des Reichs, der Führer des Kriegsheers und eines ansehnlichen Theiles des Heers eine Gedächtnißfeier, bei welcher er nicht nur die Thaten und Tugenden des großen Kaisers in würdiger Weise rühmte, sondern auch die Treue der Unterthanen gegen die schwachen Erben des Reichs zu befestigen suchte und in einer Form, die dem damaligen Geschmack entsprach, die Grundlagen eines christlichen Staatsrechts ergreifend einschärfte.

Kurz vor dem Osterfeste des Jahres 397 n. Chr. G. erkrankte er. Der Reichsverweser Stilico äußerte bei dieser Nachricht, es wäre ein Vorzeichen von Italiens Untergang, wenn solch ein Mann stürbe, und trieb die angesehensten Männer in Mailand, die Ambrosius vor Andern liebte, an, zu ihm zu gehen und ihn zu ersuchen, er möchte um Verlängerung seines Lebens beten: denn man hatte so viele Beispiele von der Erhörung seiner Bitten, daß man glaubte, was er von Gott bitte, werde auch gewährt. Ambrosius aber erwiderte den Freunden: „Ich habe nicht so unter euch gelebt, daß ich mich zu schämen hätte, noch länger zu leben; aber ich fürchte auch den Tod nicht: denn wir haben einen guten Herrn." Als er auf seiner Lagerstätte einmal mit einem befreundeten Priester betete, sah er den Herrn Jesu sich entgegenkommen und ihm freundlich zulächeln. In seinen letzten Stunden lag er still, die Hände in Gestalt des Kreuzes über die Brust gelegt: er betete und man sah, wie seine Lippen sich bewegten: aber seine Stimme hörte man nicht. Der Bischof Honoratus von Vercelli, der bei ihm war, hatte sich in einem obern Zimmer zur Ruhe gelegt: da hörte er sich dreimal rufen, mit den Worten: „Stehe auf! schnell! jetzt wird er gleich verscheiden!" Der Bischof eilte zu ihm herunter, reichte ihm den Leib des Herrn, und er verschied. Dies geschah am heiligen Abend vor Ostern, den 4. April. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Mailand beigesetzt und in vielen Zeugnissen und Geschichten, auch in

vielen Wunderheilungen zeigte sich, welch einen tiefen Eindruck sein heiliger Wandel, sein großer christlicher Charakter hinterlassen.

Einige Zeit nach seinem Heimgange kam eine Königin der Marcomannen, Namens Fritigil, aus den böhmischen Wäldern nach Mailand, um ihn zu sehen. Ihr Name läßt auf gothische Abkunft schließen. Sie hatte schon früher eine Kunde vom christlichen Glauben erhalten und durch einen Mann, der aus Italien kam, von Ambrosius gehört. Darauf hatte sie der bischöflichen Kirche von Mailand Geschenke gesandt und ihn gebeten, sie schriftlich genauer über den christlichen Glauben zu unterrichten. Er hatte ihr in einem längern Briefe gewillfahrt und in der Weise eines Katechismus die christliche Lehre auseinandergesetzt, zugleich sie gebeten ihren Mann zu ermahnen, daß er mit den Römern Frieden halten sollte. Das hatte sie gethan und kam nun, um Ambrosius von Angesicht zu sehen: sie war sehr betrübt, als sie ihn nicht mehr fand. **H. E. Schmieder** in Wittenberg.

11. Columbanus.

21. November.

Bald nachdem die Irländer durch den heil. Patricius zum Christenthum bekehrt worden waren, erwachte unter den dortigen Mönchen ein wunderbares Sehnen, das Evangelium auszubreiten, und ließ sie in ihrer Heimath keine Ruhe finden. Zu diesen gehörte auch Columban, der gefeierte Lehrer des Gallus *), geboren um 550 in der Provinz Leinster, erzogen und ausgebildet durch die Schätze des heiligen Worts und alle Mittel edlen Wissens, insbesondere auch durch die Schriften des classischen Alterthums, deren wirksame Kraft neben der Macht des Evangeliums in seinen nachmaligen ziemlich zahlreichen Schriften unverkennbar ist. Eingetreten auf den Rath einer ehrwürdigen Einsiedlerin in das, unter der Leitung des frommen und gelehrten Abts Comgall stehende, dreitausend Mönche umfassende, Kloster Bangor oder Bankor in Ulster, trieb ihn ein innerer Drang schon um 590, nach mühsam erlangter Zustimmung seiner Vorgesetzten, als Glaubensbote über das Meer nach Gallien zu gehen, wohin ihn zwölf seiner Brüder begleiteten. Von dorther hatten ja zuerst die irländischen Mönche sich ihre Kenntnisse geholt, und diese schienen nun also bestimmt

*) Vergl. Evangel. Kalender, 1. Jahrg. S. 85 ff.

zu sein, die Frucht derselben verbunden mit dem lebendigen Samen des Christenthums dankbar wieder dahin zurück zu bringen. Aber es herrschte hier eine verwilderte Zucht des sittlichen und kirchlichen Wesens; das steigerte jedoch den Eifer der Brüder um so mehr und entflammte ihre Gluth: die Menge derjenigen, die sich dem Columban anschlossen und seiner Ordensregel unterwerfen wollten, ward bald sehr groß, die Tage des Martin von Tours schienen wiederkehren zu wollen. Der herrschenden Entartung setzte Columban mit seinen Genossen ein strenges und enthaltsames Leben voll Lauterkeit des Sinnes und Einfalt des Glaubens entgegen, so daß sich bald der Ruf der Heiligkeit um sie verbreitete. Der burgundische König Guntram lud sie ein, sich in seinem Gebiete niederzulassen, und nach dessen bald erfolgtem Tode setzte sein Nachfolger Childebert II. dieselbe Gunst gegen sie fort unter Verheißung königlicher Belohnungen. Columban sollte sich in einem Kloster niederlassen, das neben behaglicher Ruhe ihm großes Ansehen vor der Welt versprach. Aber er zog es vor, in demüthiger Selbstverleugnung das Kreuz Christi auf sich zu nehmen und ihm nachzufolgen. Er bauete sich also lieber auf den Ruinen eines alten Castells in einer öden Gegend des Vogesengebirges zu Anegray ein Kloster, verlegte jedoch bald, wie es scheint, seinen Sitz nach einem zweiten, Luxovium oder Luxeuil, worauf die Errichtung noch anderer in der Nähe, sowie bei Besancon und im Juragebirge folgte. Die aus diesen Stiftungen gebildete Congregation, für welche Columban eine überaus strenge Ordnung entwarf, gewann bald den mächtigsten Einfluß und genoß eine allgemeine Verehrung; sie war fleißig und enthaltsam und schuf die unwirthbaren Strecken ihrer Ansiedelungen bald in blühende Felder um. Freilich fehlte es dabei an Arbeit und Mühe, Mangel und Entbehrung nicht; aber Columban war getrost in der Zuversicht des Psalmisten: Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brod gehen. Und es hat ihn nicht getäuscht. Als sie einst drei Tage lang für einen kranken Bruder gebetet, hielt ein mit Lebensmitteln bepackter Reiter vor der Klosterpforte, gesendet von einem anderen Abte.

Aber eine wesentliche Veränderung brachte in diese so selbstständig und glücklich sich entwickelnden Verhältnisse der Tod des burgundischen Königs Childebert. Nicht blos zerfiel das Reich in zwei Theile, sondern es sollte auch Columban bald genug in diese weltlichen Händel verwickelt werden. Die herrschsüchtige Großmutter Brunhild suchte den älteren Sohn Theoderich, der in Burgund folgte,

vom Eingehen einer ehelichen Verbindung abzuhalten und verleitete ihn, um ihn zum Throne unfähig zu machen, zu allerlei Ausschweifungen. Columban führte ihn durch ernste Ermahnung zur Pflicht zurück; er weigerte sich, die unehelichen Kinder desselben zu segnen und das sündliche Verhältniß, dem sie entsprossen waren, anzuerkennen. Da entzündete sich der ganze Haß der in ihren tückischen Plänen gestörten Brunhild gegen die Congregation, deren strenge Zucht ohnehin bei den weltlich gesinnten Bischöfen und Großen leicht in Ungunst zu bringen war. Die Bedrängnisse und Gewaltthätigkeiten, die daraus folgten, besiegte Columban unter nicht geringen Gefahren mit standhaftem Muthe. Hierzu kam noch ein Streit über die Zeit der Osterfeier, der selbst vor den Papst gelangte. Columban wünschte sich für seine Person und seine Klöster dem mit Ueberzeugung vertheidigten, wenn auch vom nicänischen Concile verworfenen orientalischen Gebrauche anschließen zu dürfen, und entwickelte die ganze Freimüthigkeit seines christlichen Standpunkts, treu seinem Grundsatze, „kühn zu sein in der Sache der Wahrheit, unüberwindlich dem Bösen." Brunhild wußte es dem irre geleiteten Enkel als eine Verletzung der schuldigen Ehrfurcht und Unterthänigkeit darzustellen, daß Columban dem Könige selbst den, freilich gewaltsamen, Eintritt in seine Klöster verwehrt habe. Plötzlich befahl ihm der König nach Irland zurückzukehren, ließ ihn gewaltsam und, ohne daß ihm die Begleitung seiner heimathlichen Genossen zugestanden wurde, aus dem Kloster wegführen und zu Schiffe bringen. Zuvor noch richtete Columban von Nantes aus ein Schreiben an seine Brüder, ermahnte sie zur Eintracht und Unterwürfigkeit, und ergab sich dann in das, was über ihn verhängt schien. Aber der Herr hatte es anders beschlossen. Die Hindernisse der Winde und Wellen wurden von den Schiffern als ein Zeichen des göttlichen Zorns über die Behandlung ihres unfreiwilligen Gefährten angesehen; und als sie deshalb ihn mit allen seinen Sachen ans Land gesetzt, konnten sie wunderbarer Weise sofort absegeln. Wie es in der klaren Absicht seiner nachlässigen Beaufsichtigung lag, entfloh er und kam zum Könige von Neustrien, Chlothar II., der ihn willkommen hieß und seinen Rath in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten benutzte. Derselbe versah ihn auch mit dem nöthigen Geleite zu einer Reise nach Italien durch das austrasische Gebiet des Königs Theodebert. Aber hier, wo ihm die Gunst des Fürsten und mächtiger Vasallen entgegenkam, wo bald die Menge seiner Anhänger und Schüler zusammenströmte, wurde er festge-

halten und zur Errichtung einer neuen Verkündigungsstätte evangelischer Wahrheit veranlaßt. Er drang über den Rhein tief in das Gebiet der Alemannen hinein, fand in Bregenz einen christlichen Geistlichen Willimar, stürzte in Tuggen oberhalb des Züricherſees die Götzenaltäre und vernichtete die heidnischen Opfergebräuche. Unterstützt von seinem Schüler Gallus, suchte er alle noch übrig gebliebenen schwachen Spuren des Christenthums unter Alemannen und Sueven aus der früheren römischen oder aus der fränkischen Herrscherzeit auf und verkündete allenthalben die Botschaft des Heils. Aber auch diese friedliche Wirksamkeit störte der 612 ausgebrochene, von ihm im Geiste vorausgesehne Krieg. Theodebert unterlag bei Zülpich seinem älteren Bruder, gerieth in dessen Gefangenschaft und wurde von der unnatürlichen Großmutter ermordet. Aber nach dem bald darauf auch erfolgten Tode Theoderichs konnte sich dessen Sohn Sigebert nicht gegen Chlothar halten: das burgundische Reich ward gänzlich von Neustrien verschlungen.

Columban zog über die Alpen nach der Lombardei, wo er sich zunächst bei Mailand niederließ, das Vertrauen des Königs Agilulf genoß und erwünschte Gelegenheit fand, den unter den Lombarden herrschenden Arianismus mit den Waffen des Geistes zu bekämpfen. Er gründete dann in einer hohen und einsamen Gegend der Apenninen, wo dicht an der Trebia die Trümmer einer alten Basilika des Petrus gezeigt wurden, das nachmals so berühmt gewordene und über alle burgundischen Anstalten dieser Congregation sich weit erhebende Kloster Bobbio, südlich von Pavia. Hier fand er die ersehnte Ruhe wieder, die freilich zugleich seine letzte irdische war; er sollte sie nicht lange mehr genießen, denn schon das Jahr 615 wird als sein Todesjahr bezeichnet. Aber Bobbio blieb eine Muster-Anstalt, deren Richtung maaßgebend wurde und deren Segen unverkümmert fortdauerte durch lange Generationen. Sie wurde seine berühmteste Schöpfung und erwarb sich große Verdienste um die Pflege der Wissenschaften. Ihr wollte er treu bleiben und konnte daher auch der Einladung Chlothars zur Rückkehr nach Luxeuil nur mit einer angelegentlichen Empfehlung dieser Stiftung antworten. Zwar vereinigte sich sein Orden im 9. Jahrhundert mit dem der Benedictiner-Mönche, und im 12. Jahrhundert erlosch auch die letzte Spur von der Befolgung der Vorschriften Columbans: die Stiftung Benedicts brachte das römische Mönchthum zum vollkommenen Siege. Aber mit seinem Namen erlosch die Wirkung seines Geistes und der Segen seiner Arbeit nicht; man kann selbst sagen, sie sei noch in

jener erneuerten prächtigen Schöpfung vom J. 1612 wieder aufgelebt, welche die alten Ordnungen herstellte und unter anderem auch die treffliche Ambrosius-Bibliothek in Mailand enthielt. Aber eben so schön als das Bild seiner äußeren Wirksamkeit ist der Spiegel seines inneren Lebens.

Columban gehörte zu jenen tiefen, geistlichen Naturen, in welchen das Leben Christi eine feste Wurzel schlägt. Das ist gerade so anziehend an ihm zu sehen, wie die tiefe Andacht eines stillen Gemüthes mit der mächtig nach außen hin wirkenden Kraft verbunden ist; das ist ein klarer Beweis, wie fest der Sinn in Gott gegründet, wie gesund die christliche Einfalt eines solchen Lebens ist. Oft ging er mit seiner Bibel tiefer in den Wald hinein, las und meditirte gehend oder ließ sich mit dem Buche auf einem hohlen Baumstamm nieder. An Sonn- und Festtagen zog er sich gern in Felsenhöhlen oder an andere einsame Plätze zurück und gab sich hier ganz dem Gebete und dem Nachdenken über göttliche Dinge hin. Sein Glaube und seine Frömmigkeit ruhten nicht auf Menschensatzungen, sondern rein auf dem Worte der heiligen Schrift; daraus zog er die Nahrung seines inneren Lebens, auf daß Christus in ihm eine Gestalt gewinne. Und diese unmittelbare Beziehung zu dem Herrn, der in seiner Kirche waltet und in seinen Gläubigen lebt, war die wesentlichste Erscheinung seines Charakters. Darum waren auch Selbstverleugnung, demüthige Hingabe und Gehorsam gegen den göttlichen Willen in Christo die Seele seines Lebens. „Der tritt die Welt zu Boden", sagt er, „wer sich selbst überwindet. Keiner, der sich selbst schont, kann die Welt hassen. In seinem eigenen Inneren allein liebt oder haßt er die Welt. — Keiner kann sich selbst absterben, wenn nicht Christus in ihm lebt. Wenn aber Christus in ihm ist, kann er nicht sich selbst leben. Lebe in Christo, damit Christus in dir lebe. Mit Gewalt müssen wir jetzt das Himmelreich an uns reißen, indem wir nicht nur von unseren Widersachern, sondern am heftigsten von uns selbst bekämpft werden. — Wenn du dich selbst besiegt hast, bist du der Sieger über Alle."

Freilich konnte ihm, der herrschenden Rohheit gegenüber, wohl begegnen, daß die Demuth sich auf den falschen theokratischen Standpunkt des Gesetzes bisweilen zurückversetzte, als ob der Christ, der die Gnade der Wiedergeburt zu einem neuen Leben empfangen hat, noch unter den Pflegern und Vormündern stehe. Nach dieser Seite hin gab er zwar seinem Orden eine überaus strenge sittliche Regel, damit das Leben in demselben bei dem herr-

schenden Mangel an Zucht im Volke nicht auch verwildere. Indessen wollte er doch nimmermehr, daß die strenge Zucht eine unerträgliche Last werden solle, die alles Leben erstücke; vielmehr forderte er, daß Alles, auch was zunächst Aufgabe des Gesetzes war, durch den Geist hingebender Liebe zur Natur werde. Ehrwürdig erscheint dabei jedenfalls sein Streben, mitten im Kampfe mit der rohen Natur das Bedürfniß des inneren Menschen und das ewige Heil seiner Seele festzuhalten und jenen täglichen Kampf unter schwerer Arbeit und irdischer Sorge als Uebungsmittel der Selbstverleugnung, des dienenden Gehorsams und des Gottvertrauens zu benutzen. „Gott wird erkannt mit dem frommen Glauben eines reinen Herzens und nicht mit unreinem und eitlem Gerede. Willst du mit deinen Grübeleien den Unaussprechlichen erforschen, so wird die Weisheit noch ferner von dir sein als sie war; ergreifst du ihn hingegen mit dem Glauben, so wird die Weisheit vor deiner Thür stehen." Das letzte Ziel lag ihm nicht im Gesetze, sondern in der Gnade Gottes, die in Christo erschienen ist; das wahre Leben lag ihm in der Liebe zu dem, der uns zuerst geliebet hat. „Unser ganzes Leben ist wie die Wanderschaft eines einzigen Tages. Das Erste für uns ist, hienieden nichts zu lieben, sondern nur, was droben ist, zu lieben, nur nach dem, was droben ist, zu verlangen, nur auf das, was droben ist, zu sinnen, nur droben das Vaterland zu suchen, wo der Vater ist. — Die Liebe ist keine Arbeit, es ist vielmehr etwas Süßes, Heilsames, Gesundmachendes für das Herz. Wenn das Herz nicht an Sünden krank ist, so ist dessen Gesundheit die Liebe."

Auf diesen Grundlagen eröffnet sich für uns denn auch der Einblick in den wahrhaft evangelischen Charakter seines Strebens; hier erscheint er voll kühnen Muthes und selbständiger Freiheit in einer für seine Zeit und Stellung großartigen Weise. In solchem Sinne hat er sich vor den römischen Bischöfen Gregor I. und Bonifaz IV. in ehrerbietiger Freimüthigkeit ausgesprochen. Wir wissen, daß verschiedene Streitigkeiten, auch noch am Ende seines Lebens die Veranlassung zu einer bedrohlichen Kirchenspaltung, sein ernst mahnendes Wort zum Frieden hervorriefen." Das ist — spricht er zum Papste — der rechte Schlüsselträger des Himmelreichs, wer durch die wahre Erkenntniß ihn dem Würdigen öffnet und dem Unwürdigen schließt." Er wußte daher auch, daß der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, die Geburtsstätte wahrhaftigen Lebens sei. „Kehret schnell zur Eintracht zurück", fährt er weiter fort, „und verfolgt nicht alte Strei-

tigkeiten, sondern schweigt vielmehr und übergebt die Streitigkeit ewiger Vergessenheit. Ist etwas zweifelhaft, so stellet es der göttlichen Entscheidung anheim; was aber offenbar ist, worüber Menschen urtheilen können, darüber richtet recht ohne Ansehen der Person. Erkennet einander gegenseitig an, daß Freude sei im Himmel und auf Erden über euren Frieden und über eure Vereinigung. Ich weiß nicht, wie ein Christ mit dem Christen über den Glauben streiten kann. Was der rechtgläubige Christ, der auf die rechte Weise den Herrn preist, sagen mag, so wird der Andere Amen dazu sagen, weil beide an dasselbe glauben und dasselbe lieben."

Und über dem Leben und Wirken Columbans erhebt sich in einfacher Wahrheit das Zeugniß der Schrift (Dan. 12, 3): Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Friedr. Lübker in Parchim.

---

12. Winfried oder Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

5. Junius.

Unter den geistigen Vätern unseres Volks, zu deren Grabesstätten voll freudigen Dankes zu wallfahrten uns heilige Pflicht bleiben muß, steht der Mann, dessen eilfhundertjährigen Gedächtnißtag wir in diesem Jahre haben feiern können, der „Apostel der Deutschen" obenan. Und wenn es uns klar bewußt wird, in welchem tiefen inneren Lebenszusammenhange die christliche wie die nationale Seite des deutschen Berufs unter einander stehen, dann müssen wir vor Allen auf den Schöpfer und Hersteller dieses Lebens hinblicken, der, mit den glänzendsten Gaben vom Herrn ausgerüstet, es klar begriffen hatte, was in jener Zeit dem Volke, dessen Stammgenosse er war, Noth that und dieses Eine mit hellem Blick fest hielt. Und dazu mußten nun alle Umstände sich fügen und jene Reihe glücklicher Förderniſse zusammentreffen, die sein Werk zu einem Segen und zu einem sichtbaren Zeugnisse göttlicher Gnade erhob.

Schon lange waren die Boten des Heils aus den brittischen Gefilden über das Meer zu uns herübergekommen; sie waren die Ersten im Weinberge gewesen, als es galt, den rauhen Boden zu

ebnen für die milde und köstliche Aussaat des Friedens. Daheim aber, unter den Wirkungen altbrittischen Lebens, war der Strom des Geistes immer mächtiger und voller geworden; immer neue Kräfte gingen von demselben aus, übten einen frischen und belebenden Einfluß, wohin sie kamen, wirkten aber auch selbst befruchtend auf den mütterlichen Boden zurück. So wurde das kirchliche Leben mit seinen überallhin Wurzel schlagenden Keimen ein volles, ja überströmendes; es hatte in sich seinen Höhepunkt erreicht, und bedurfte der Ableitung auf fremde Gebiete. Und gerade als es auf dieser Höhe war, ging aus demselben der „Apostel der Deutschen" hervor.

Aber auch das Feld, auf welches er vom Herrn berufen ward, war wohl vorbereitet zu eben dieser Zeit. Wenn man auch dreist behaupten darf, daß kein Volk für die Aufnahme des Evangeliums so viel natürliche Anlage, so viel sittlichen Beruf empfangen hatte, wie das germanische Volk: so war doch auch keine Zeit geeigneter für eine großartige Wirkung des heiligen Geistes zur Gründung einer christlichen Kirche auf der Grundlage volksthümlichen Lebens als gerade jene. Das als Erbe der römischen Herrschaft eingetretene Frankenreich begann durch das Heldengeschlecht der Nachkommen Pipins aus dem Verfalle seiner entartenden Herrscherfamilie sich zu erheben und die getrennten Glieder des großen germanischen Volkskörpers zu vereinigen. Und dies Werk handhabte gerade damals mit großer Kraft Karl Martell (der Hammer); je weiter derselbe seine Arme ausstreckte, desto mehr Gebiet wurde gewonnen für die Aufgabe evangelischer Verkündigung. Aber während so der Staat voranschritt mit seinen Zwecken und Mitteln, wuchs desto mächtiger die Gefahr für die Kirche Christi, jenen Zwecken und Mitteln unterthan und von einem anderen Geiste regiert zu werden, als der ihr eigenster und wahrster ist. So galt es denn hier nicht blos Neues zu schaffen, Gefilde voller Todtengebeine in einen Acker des Lebens umzuwandeln, sondern auch Getrenntes zu verbinden und Zerstreutes zu einem Ganzen zu sammeln. Zu dieser doppelten Thätigkeit ausersehen war der „Apostel der Deutschen."

Winfried nannte ihn die angelsächsische Kirche, Bonifacius (vielleicht ursprünglich Klostername) der päpstliche Stuhl; jenen Namen bekam er in der Taufe, diesen, wie es scheint, öffentlich zuerst in einem päpstlichen Erlasse vom J. 719. Beide Namen hatte er vollkommen verdient. Er führte durch Kampf (Wyn)

zum Frieden (Fred), war also ein siegreicher Kämpfer und vollends ein Wohlthäter oder Heilbringer (bonifacius) seines Volks und seiner Zeit. Geboren 680 (oder 682) zu Kyrton in Devonshire im Königreich Wessex, aus edlem, vielleicht fürstlichem Geschlechte, zeigte er frühzeitig, wozu er berufen sei. Sein Vater zwar hatte andere Gedanken mit ihm und sah in ihm nur den Erben seiner weltlichen Macht und Schätze. Aber er sollte bald belehrt werden, daß unsere Gedanken nicht Gottes Gedanken sind, und daß wir den Wegen des Herrn mit unserm liebsten Schatz nicht widerstreben dürfen. Kaum war der Knabe vier Jahre alt, als, bestehender Sitte gemäß, besuchende Geistliche auf ihrer Rundreise auch dorthin kamen und im väterlichen Hause Platz nahmen. Und da fiel denn aus den frommen Gesprächen dieser Männer voll Würde und Ehrfurcht gebietenden Wesens manch fruchtbares Samenkorn in die empfängliche Seele des Kindes, das von nun an sich schon hinein träumte in das künftige Wirken eines Geistlichen. Aber dieses scheinbare Spiel der kindlichen Phantasie ward zum Ernste des Lebens. Der Knabe bestand darauf, Geistlicher zu werden; der Vater sah mit innerem Gram den heißen Wunsch in des Sohnes Seele aufsteigen und widersetzte sich. Aber, sei es in Folge schwerer Krankheit, von der er kaum genas, oder sei es, daß er in der tiefen Neigung die höhere Bestimmung erkannte, vielleicht auch von der Hoffnung geleitet, den frischen, fröhlichen Sinn des Knaben werde das enge Klosterleben bald ermüden: genug, er willigte ein. In seinem siebenten Jahre wurde er dem Kloster, welches jetzt Exeter heißt (urspr. Adescancaster oder Eidechsenburg), in seinem vierzehnten zur Erlernung der höheren Kenntnisse dem kleinen Kloster Nutschalling (Hautscelle, Nußschaale) in Hampshire übergeben. Hier zeichnete er sich durch Demuth wie durch Geist nnd Talent gleich sehr aus und ward bald ein Lehrmeister der jüngeren. Und als er im J. 710, wenig über 30 Jahre alt, die priesterliche Weihe empfangen hatte, that er sich schon bei Gelegenheit einer amtlichen Besprechung der Geistlichen über kirchliche Angelegenheiten so sehr durch Geist und Beredtsamkeit hervor, daß er zum Abgeordneten an den Erzbischof von Canterbury empfohlen und erwählt ward, um den Streit desselben mit dem Könige Ina von Wessex zu schlichten. Der Erfolg verschaffte ihm hohe Achtung; aber ohne Zweifel trug dies auch wesentlich zur Erweiterung seines Gesichtskreises bei und lenkte seinen Blick auf die kirchlichen Zustände außerhalb seines Vaterlandes. Ja, es scheint der Gedanke, als Sendbote

des Evangeliums unter die heidnischen Völkerschaften auf dem Festlande zu gehen, schon damals in ihm erwacht zu sein, und jede andere Verlockung der Ehre und Bequemlichkeit zurückgedrängt zu haben. Wenigstens erklärte er bald nach seiner Rückkehr seinen festen Vorsatz zu einem Versuch der Mission unter den Friesen, die vielleicht durch die ihm bekannten großen Schwierigkeiten seinen Trieb nur um so mehr reizte. Der damalige Häuptling dieses Stammes, Radbod, war ein erbitterter Feind des Christenthums, und wenn er auch von Pipin von Heristall in einem gewissen Maaße abhängig war, so befand er sich doch nach dessen Tode im Besitze einer rücksichtlosen Willkührherrschaft, da Karl Martell durch eine blutige Niederlage für den Augenblick seines Einflusses beraubt war. Gerade in diese Zeit (715) fiel die erste Reise Winfrieds nach Friesland hinüber, wo allerdings schon lange die fränkischen Bischöfe Amandus und Eligius und die englischen Mönche Wigbert und Willibrord thätig wirkten und zu Utrecht ein Bisthum gegründet war. Er kehrte indessen nach vergeblichem Harren im Spätherbste 717 unverrichteter Sache nach Nutschalling zurück und begab sich dann im Herbste 718 nach Gallien und von da im Winter desselben Jahres, in Verbindung mit mehreren neu gewonnenen Begleitern, nach Rom, um sich dort mit dem Papste Gregor II. über seine Wirksamkeit planmäßig zu verständigen. Die Empfehlungsbriefe des Bischofs Daniel von Wincheſter, zu dessen Sprengel das Kloster von Nutschalling gehörte, bahnten ihm den Weg zu einer freundlichen Aufnahme, die er in Rom fand. Mit päpstlichen Vollmachten versehen, in denen er nun zum ersten Male amtlich Bonifacius genannt ward, wollte er sich in die noch heidnischen Theile des fränkischen Reichs, also in das ostrheinische Ripuarien und das daran angrenzende Thüringen, begeben, und führte diesen Plan auch aus. Zwar fand er nun auf seinem Wege durch Baiern nach Thüringen noch Reste früher gepredigter christlicher Lehre, im Ganzen jedoch einen ungeeigneten Boden; und nachdem er daher diesen seinen ersten Gang nur dazu benutzt hatte, um sich mit den allgemeinen Verhältnissen und mit den eigenthümlichen Volksdialekten vertraut zu machen, ging er über Utrecht, wo er bis 723 verweilte, und Trier nach Hessen, wo das von ihm gestiftete Kloster Amanaburg oder Ameneburg der Mittelpunkt seiner deutschen Mission zu werden bestimmt schien. Noch in demselben Sommer (723) wurde er vom Papste wieder nach Rom berufen; er nahm seinen Weg dorthin durch Ostfranken und Burgund und

erhielt daselbst am 30. November dieses Jahres die bischöfliche Weihe, die für seine fernere Wirksamkeit vielleicht als ein Bedürfniß erscheinen mochte, aber auch dazu diente, ihn und alle seine Schöpfungen in die engste Beziehung zum päpstlichen Stuhle zu setzen, da er ein schriftliches Glaubensbekenntniß und einen Huldigungseid ablegen mußte, worin er gelobte, „in der Einheit des katholischen Glaubens mit Gottes Hülfe zu verharren, auf keine Weise in irgend etwas, das der Einheit der katholischen Kirche zuwider ist, einstimmen, sondern seinen reinen Glauben und seine Mitwirkung dem Papste und dem Nutzen seiner Kirche, welcher von Gott die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen worden, seinem erwählten Stellvertreter und dessen Nachfolgern auf alle Weise bewähren zu wollen." So sollte also dem Geiste der römisch-katholischen Kirche gemäß die Reinheit der Lehre der Einheit der Kirche unterworfen, nicht in echt evangelischer Weise aus der Reinheit der Lehre die Einheit der Kirche gewonnen werden.

Das äußere Ansehen, das er auf diesem Wege erlangte und das ihm durch einen eigenen Schutzbrief Karl Martells gesichert war, war allerdings von Werth, konnte ihn jedoch über den Mangel an wahrhaft christlichem Sinne und geistlichem Leben, den er am Hofe wie unter der Geistlichkeit fand, in keiner Weise trösten. Zucht und Frömmigkeit waren fast gänzlich gewichen, rauhes Kriegshandwerk und wilde Jagdbelustigung an die Stelle stiller Arbeit in Gebet und Seelsorge getreten, die Kirche zu einem politischen Werkzeuge herabgewürdigt. Winfried ergoß die tiefen Klagen seiner bekümmerten Seele in Briefen an edle Freunde, namentlich an den genannten Bischof von Wincheſter; denn er hatte „nicht blos von außen Kämpfe und von innen Furcht, sondern auch die heftigsten Anfeindungen durch falsche Priester und Heuchler, welche Gott widerstreben, selbst verloren gehen und das Volk durch viele Aergerniß und Irrthümer verführen." Da wandte er sich wieder zu seiner Pflanzung im Hessenlande, nach Amöneburg, fand aber auch hier leider die gepflanzten Keime ohne tiefere Wurzeln, ohne weitere Entwickelung, den sorgsam besäeten Boden von heidnischem Unkraute überwuchert. Da beschloß er „dem alten Baume des Aberglaubens die Axt an die Wurzel zu legen." In die alte heilige Donnerseiche zu Geismar schwang er selbst die Axt mit kühnem Streiche, seine Treuen folgten seinem Beispiele; da aber, sagte man, sei der Sturm gekommen, habe die Wipfel des Baumes erfaßt und, als komme er von höherer Hand, gewaltsam nach allen vier Seiten ihn auseinander gesprengt. Und über der ge-

fällten Eiche, aus der zum Erstaunen ihrer heidnischen Anbeter keine rächenden Geister hervorkamen, erhob sich das Kreuz; aus dem Holze bauete Winfried eine Capelle St. Peters.

Mit dem Jahre 725 wandte er sich wieder nach Thüringen hin; hier waren nur schwache Reste des Christenthums im Süden um Würzburg herum. Er wollte auch hier einen festeren Anhaltspunkt haben und einen Damm gegen das herrschende Heidenthum. Er errichtete das Kloster Ohrdruf. Durch eine gleichmäßige, mit ruhigem Eifer verfolgte Thätigkeit wurde dasselbe bald der Mittelpunkt, von dem ein neuer Hauch geistlichen Lebens ausging. Aber Winfried hatte bis jetzt ziemlich allein gestanden mit seinem Gebet und seiner Arbeit; er mußte jetzt vor Allem den Herrn der Ernte bitten, daß er Arbeiter senden wolle in seinen Weinberg. Die Verbindung mit seinem brittischen Vaterlande, das nach jener kurzen Rückkehr noch einmal wiederzusehen ihm nicht beschieden war, hatte er nie aufgegeben; jetzt ließ er in größerer Anzahl Gehülfen und Gehülfinnen aus England herüberkommen. Der Geist der Aufopferung, der diese beseelte und der fränkischen Geistlichkeit gerade so sehr fehlte, das fromme, von Erkenntniß und Wissenschaft gehobene Leben, das die großen englischen Klöster auszeichnete, machten sie vorzugsweise geeignet, den größtentheils noch so harten Geistesboden der deutschen Länder zu bebauen. So hatte er denn für Seelsorge und Bekehrung treue Stützen an ihnen, aber auch liebe Freunde und trostreiche Genossen in Freud und Leid. Und mit richtigem Blicke stellte er vorzugsweise auch fromme, begeisterte Frauen, die in stiller Zurückgezogenheit voll Segen wirkten und deren Gedächtniß die Geschichte liebevoll bewahrt hat, überall hin an die Wiege des deutschen Geisteslebens.

Der Tod des Papstes Gregor II. und die Wahl Gregors III. zu seinem Nachfolger änderte in diesen Verhältnissen nichts; die Vollmachten für Winfried, der allerdings nicht geringe Erfolge für sich anzuführen hatte, wurden nicht blos bestätigt, sondern auch (732) das erzbischöfliche Pallium hinzugefügt, damit er auch für die dem Evangelium gewonnenen Länderstriche Bischöfe ernennen könne; ein bestimmter Sitz wurde vorerst noch nicht damit vereinigt. Der Kreis seiner Thätigkeit war damit bedeutend erweitert; alle germanischen Völker östlich vom Rheine waren ihm als Missionsfeld angewiesen. In demselben Jahre bauete er noch zwei neue Kirchen in Hessen, die eine zu Fritzlar, die andere ungewiß, ob zu Amöneburg oder an einer andern

Stelle. Sein weiteres Augenmerk war dann auf Baiern gerichtet; hier waren zu den christlichen Gemeinden früherer Zeit später noch einige andere hinzugebracht worden, aber das Leben der Geistlichkeit lag in tiefem Verfalle und war völlig ohne bindende kirchliche Einheit und Ordnung. Vielleicht hatte er für den Augenblick nur zum Zweck, die Zustände genauer zu erkunden; indessen lagen dabei ohne Zweifel noch tiefere Pläne im Hintergrunde, die die Zukunft enthüllen sollte. 738 reiste er zum dritten Male nach Rom.

Hiermit beginnt eigentlich ein neuer Abschnitt, eine neue Art seiner kirchlichen Thätigkeit. In der frühern, in welcher er dreizehn Jahre lang in Hessen und Thüringen reichen Samen ausgestreut hatte, war seine Arbeit mehr an den einzelnen Seelen gewesen; jetzt galt es die zerstreuten zu Einer Heerde zu sammeln, sie unter einander zu verbinden, eine kirchliche Einheit und Wirksamkeit zu begründen. Seine erste Arbeit war der evangelischen Mission, diese zweite der kirchlichen Organisation gewidmet. Er that dies im Sinne der päpstlichen Hierarchie und scheint während seines diesmaligen längern Aufenthalts in Rom den festen und wohlgeordneten Plan dazu mit dem Papste entworfen zu haben. Als er im Frühjahre 739 von dort zurückkehrte, trat er als päpstlicher Legat, als der unmittelbare Vertreter des sichtbaren Oberhaupts der Kirche auf und war nach allen Seiten hin mit Vollmachten und Empfehlungen wohl gerüstet. Herzog Odilo von Baiern, in dessen Land er nun zuerst wieder kam, wandte ihm eine besonders fördernde Gunst zu, die indessen nicht aus der Liebe zum Evangelium hervorging, sondern vielmehr politische Zwecke zur eigentlichen Triebfeder hatte. Eine rein-deutsche Kirchengründung schien ihm mit Recht das beßte Mittel zu sein, um der Abhängigkeit vom fränkischen Reiche ledig zu werden. Aber nicht auf Baiern, das er damals von unwürdigen Geistlichen reinigte und in die vier Sprengel der Bisthümer Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau theilte (739), beschränkte er diese Maaßregeln, sondern dehnte sie bald auf Thüringen und Hessen aus. In letzterem gründete er das wahrscheinlich in Niederhessen gelegene Burabburg, in jenem die Diöcesen Würzburg und Eichstädt im südlichen, Erfurt im nördlichen Theile; dies letzte scheint er selbst verwaltet zu haben. Auch übte der fast gleichzeitig erfolgte Tod Karls und Gregors III. im J. 741 keinen nachtheiligen Einfluß auf den Bestand seiner lange vorbereiteten Pläne aus; vielmehr ward, was sein Verhältniß zum nachfolgenden Papste Za-

charias an Innigkeit verlor, durch die viel größere Theilnahme Karlmanns ersetzt, der selbst den kirchlichen Interessen warm ergeben war und grade mit der Verwaltung der Gegenden und Länder betraut ward, in denen Winfried seine Wirksamkeit hatte. Und hier fand er bald Gelegenheit seinem mächtigen Gönner seinen Dank mit voller Ueberzeugung vergelten zu können. Die Herzöge von Baiern und Alemannien trachteten danach nicht ohne Zustimmung und Beihülfe des Papstes, das fränkische Reich zu zerreißen; und wenn sie auch nach heißen Kämpfen flüchten mußten, hielt doch die anderweitige Bedrängniß der Karolinger durch feindselige Nachbarn von der weiteren Verfolgung des gewonnenen Sieges ab. Winfried stand treu zu Karlmann, auch als der Papst sich anders entschied. Sie wehrten damit in gemeinsamem Bemühen der Zerstückelung Deutschlands; Winfried aber konnte dem, was so von politischer Seite für die nationale Selbständigkeit des deutschen Lebens gewonnen war, ein gleiches Bemühen für die Neugestaltung oder Wiederherstellung kirchlicher Sitte, Ordnung und Verfassung an die Seite setzen. Es lag diesen edlen Bestrebungen ein tiefes, zum Theil vielleicht unbewußtes Gefühl von dem zum Grunde, was dem Volke Noth war, und dasselbe allein in seiner Einheit und Selbständigkeit erhalten konnte und ohne welches es vielleicht bald den Stürmen romanischer oder slavischer Gewaltsamkeit unrettbar erlegen wäre. Indem aber Winfried so das Interesse der deutschen Kirche nnd Nationalität gleichmäßig und wahrhaft förderte, störte er doch zugleich im wahren und wohlverstandenen Sinne die Macht eines einigen und starken Kirchenthums, das man in Rom wollte, an seinem Theile nicht.

Aber Winfried fand noch andere Mittel, das kirchliche Bewußtsein und Leben zu reinigen und zu stärken. Zu einem nicht ganz unbedeutenden Theile geschah dieß durch das Synodal- und Metropolitan-Wesen. Die Widersetzlichkeit der alten Geistlichen wurde auf den jährlichen Provinzialsynoden gebrochen, die erzbischöfliche Auctorität gehoben, das weltliche und sittliche Leben gesäubert, die Reste des heidnischen Aberglaubens entfernt, endlich für die Regelung und Zucht des gesammten Volkes eine festere Ordnung gewonnen. Weniger gelang ihm freilich dieses in Bezug auf die Geistlichkeit jenseits des Rheins, die ohnehin, je mehr er alle seine Maaßregeln in beständigen Zusammenhang mit Rom setzte, ihre Freiheit davor zu wahren suchte. Auch vermochte er die Widersprüche, die sich gegen ihn sowohl in der Lehre (von der Gnadenwahl u. a.) als auch in dem Abhängigkeitsverhältnisse

vom römischen Stuhle erhoben, nicht auf den Synoden, sondern erst durch Entscheidungen aus Rom zu beseitigen. Unter seinen Gegnern ragen der ihm an christlicher Erkenntniß überlegene, aber an Weisheit und richtigem Takt weit nachstehende Clemens und der Franke Adalbert hervor, der als ein Vorläufer der späteren mystischen Richtungen erscheint. Auch in diesen Kämpfen siegte der Gehorsam gegen die römische Kirche zuletzt doch; und wenn die Gedanken Winfrieds dabei auch nicht die richtigen, wahrhaft evangelischen gewesen sind, so dürfen wir es doch nimmer verkennen, daß er in höherer Hand ein gesegnetes Mittel gewesen ist, durch die starke römische Gliederung dem jungen, zarten Leben der deutschen Kirche Halt und Festigkeit zu geben. Winfrieds Wirken für das Reich Gottes sollte mit den Bewegungen und Erfolgen der weltlichen Macht Hand in Hand gehen. Nicht umsonst geschah es grade in demselben Jahre (732), in welchem er den Grund zum deutschen Kirchenthume legte, daß der Hammer Karl Martells die unsern Welttheil auch vom Südwesten her mit dem Islam bedrohende Macht der Araber zerbrach. Und als endlich Pipin, dem der bei den nicht immer mit ehrlichen Waffen fortgesetzten Kämpfen wider die Alemannen in seinem christlichen Gewissen beunruhigte Karlmann sein Regiment gern mit überließ, um in ein Kloster zu gehen, die schon zuvor wohl vorbereitete Frage in Rom aufwerfen ließ: ob es für die Kirche des fränkischen Reichs in ihrem dermaligen Nothstande nicht besser sei, daß der, welcher die Macht habe, auch König heiße? und die gewünschte zustimmende Antwort erhielt: zog auch Winfried daraus an seinem Theile den unschätzbaren Gewinn, daß das Königthum nur unter der Auctorität der Kirche zu Stande gekommen war, daher nun auch seines christlichen Berufes und seiner Pflicht, die kirchlichen Angelegenheiten zu fördern, sich bewußt werden mußte. Aber freilich ist Winfried mehr als einmal durch die Benutzung politischer Interessen verführt worden, Fleisch für seinen Arm zu halten, statt sich allein im Glauben auf den zu werfen, der der unsichtbare Herr und Lenker seiner Kirche selber ist. Und doch bleibt ihm das unbestreitbare Verdienst, zu einer geistlichen Wiedergeburt auch des Frankenreiches hierdurch den ersten Grund gelegt zu haben.

Den Schlußstein fügte er dem gesammten kirchlichen Organismus mit der streng durchgeführten Metropolitanverfassung ein. Es wurde der Wirkungskreis der Erzbischöfe und Bischöfe und die Unterordnung dieser unter jene fest bestimmt und genau abgegrenzt. Winfried, dem es selbst damals noch an einem erz-

bischöflichen Sitze fehlte, erhielt jetzt Mainz zum Mittelpunkte seiner Thätigkeit, nachdem seine Absicht auf das zum Erzbisthume zu erhebende Bisthum Cöln gescheitert war. So war denn mit diesem Erzbisthum Mainz, zu welchem außerdem noch 13 Diöcesen gehörten, der Bau des deutschen Kirchenthums vollendet. Um aber den Segen dieser Einrichtung auch der Zukunft zu sichern, lag es ihm sehr am Herzen, die Nachfolge in der erzbischöflichen Würde noch bei seinen Lebzeiten gesichert zu sehen. Er erreichte dies endlich frohen Herzens durch Papst Zacharias in der Person seines begabtesten und vertrautesten Schülers Lullus, im Frühjahre 754.

Aber es sollte dem Apostel unseres Volks der Feierabend, den er in der Mitte der deutschen Stämme, der Ostfranken, Thüringer, Hessen und Sachsen, in seiner Lieblingsschöpfung Fulda sich geträumt hatte, nicht beschieden sein. Dort hatte er nämlich auf einer von fränkischen Großen empfangenen reichen Landschenkung tief in dem großen hessischen Buchenwalde in einer Wildniß am Ufer der Fulda durch seinen Freund und Schüler Sturm, einen jungen vornehmen Mann, der sich in Baiern an ihn angeschlossen, in Fritzlar seine Bildung empfangen und später in Hersfeld als Einsiedler gelebt hatte, ein neues Kloster errichtet, daneben eine Schule, deren Wirksamkeit in nüchternem, geschichtlichem Geiste noch lange ein Segen der kommenden Geschlechter blieb, gegründet und mit einer neuen Regel, die noch strenger als die der Benedictiner war, ausgestattet. „Diesen Ort," schrieb er 751, „habe ich von frommen Männern rechtmäßig erworben und dem Erlöser geweiht. Hier will ich einst, wenn auch nur wenige Tage, meinen müden Leib pflegen und nach meinem Tode ruhen." Aber noch mächtiger als die Sehnsucht nach Ruhe war in ihm der Drang seines liebsten Jugendplanes. Er wandte sich zurück zu dem, wovon er ausgegangen war, zur Mission in Friesland, das noch nur in der Gegend von Utrecht für das Evangelium gewonnen war. Nachdem er, von der Ahnung (Andere wollen, von dem Wunsche) des Todes geleitet, sein Sterbekleid in seinen Bücherkasten gelegt, brach er dorthin auf und verkündigte das Evangelium in Verbindung mit seinem Schüler Eoban, Bischof von Utrecht, Anfangs mit gutem Erfolge. Als er aber weiter nach Dokkum vordringen wollte, und am Ufer eines Flüßchens eine Anzahl getaufter Heiden zur Ertheilung der Firmelung erwartete, wurde er am 5. Juni 755 von einem feindlichen Haufen in seinem Zelte überfallen und, da er seinen weltlichen Begleitern die Ver-

theidigung mit dem Schwerte untersagt hatte, sammt den übrigen Geistlichen vor ihren Augen getödtet. Die Leiche des 75jährigen Greises wurde später von Mönchen nach Fulda gebracht.

Wenn auch sein Leben vielfach in ganz äußerlicher Thätigkeit sich bewegen mußte, so war und blieb dennoch die rein innerliche Wirkung, die stille Arbeit an den Seelen, die väterliche Fürsorge für das Wachsen der von ihm bekehrten Christen, vor allen Dingen aber auch das Forschen in der Schrift sein liebstes Augenmerk. Das Studium dieser empfahl er auf das Dringendste, weil sie es ist, die „unsere Seele ohne die Gefahr des Schiffbruchs im Sturm zu dem Ufer des seligen Paradieses, zu den ewigen himmlischen Freuden der Engel geleitet." Und wenn er auch in ernster, scharfer Bußmahnung selbst einen König Ethibald zu verwarnen sich nicht scheuete, „wie ungeziemend es sei, daß ihr das in euch erschaffene Bild Gottes durch den Dienst der Lust in das Bild des Teufels verwandelt," so hat er sich doch selbst nicht überhoben, sondern das lebendige Gefühl der eigenen Ohnmacht und Sünde bewahrt, wie er so schön an eine englische Aebtissin schreibt: „Bete für mich, daß, der sich so hoch gesetzet hat und auf das Niedrige sieht, mir meine Sünden vergebe, daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Aufthun meines Mundes, daß das Evangelium der Herrlichkeit Christi unter den Heidenvölkern laufe und verherrlicht werde."

Voll hohen Sinns und reicher Gaben, voll treuen Glaubens und tiefer Demuth, hatte Winfried nur Eine Liebe und Eine Sorge in seinem ganzen Leben, zu arbeiten, daß das Reich Gottes komme, und er hat als ein seltenes Rüstzeug des Herrn diese Aufgabe mit rastlosem Muthe und ungetrübtem Blicke bis an sein Ende verfolgt. Mögen unsere römisch-katholischen Brüder ihn hoch erheben als eine Säule päpstlicher Hierarchie, wir erkennen darin nur den Tribut menschlicher Schwäche, mit welcher auch dieser Sohn seiner Zeit den äußerlichen Satzungen ergeben war. Wir evangelischen Deutschen sehen in ihm das gesegnete Werkzeug in der Hand Gottes, auch durch das Mittel strenger Gesetzlichkeit und äußerlicher kirchlicher Normen in schwerer Zeit dem heidnischen und unsittlichen Wesen zu wehren und das zarte evangelische Leben unseres Volks in seinen ersten gesunden Keimen zu erhalten; wir ehren ihn hoch als den Begründer deutscher Nationaleinheit und Hersteller einer deutschen Kirche, und lassen uns in freudig dankbarer Erinnerung das Wort des Hebräerbriefs (13, 7) gesagt sein: Gedenket an eure Lehrer, die euch

das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.

Friedr. Lübker in Parchim.

---

13. Adalbert von Prag, Apostel der Preußen.

23. April.

Das Preußenland von der Memel bis zur Weichsel ist am Anfange geschichtlicher Nachrichten von einem freiheitliebenden und heldenmüthigen Volke bewohnt gewesen. Während ringsum die Völker ihre Götzen schon lange verlassen hatten, hielt das alte Preußenvolk allein unter fortwährenden Kämpfen an seinem alten Glauben und an seiner Unabhängigkeit. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts gelang es dem deutschen Ritterorden und auch nur fast mit Vernichtung des Volks deutsche Herrschaft dort zu gründen und das Reich Gottes in jenem Lande aufzurichten. Aber schon drittehalb Jahrhunderte früher büßte der erste Verkündiger des Evangeliums Jesu Christi den Versuch, die heidnischen Preußen zu bekehren, mit dem Leben; es war Adalbert von Prag, ein in der römischen Kirche hochgefeierter Heiliger und in der Geschichte unter dem Namen eines Apostels der Preußen berühmt.

Adalbert, nach seinem Taufnamen Woitech, noch heute also unter den slavischen Völkern genannt, war der Sohn eines böhmischen Lechen oder Gaugrafen Slavink, geboren um das Jahr 955 auf dem Schlosse Lybick in Böhmen. Seine fromme Mutter hieß Strzezislava, welche ihren Sohn in der Gottesfurcht erzog. Die Schönheit des Knaben und seine Anlagen nährten in dem Herzen der Eltern die Hoffnung, ihn einst auf der weltlichen Laufbahn zu hohen Ehren zu bringen. Jedoch Gott wollte es anders. Eine schwere Krankheit ergriff den Sohn, und die Mutter eilte mit dem kranken Knaben an den Altar der Jungfrau Maria und gelobte ihn dem Dienste des Herrn und seiner Kirche zu weihen, wenn er am Leben bliebe. Ihr Gebet erhörete Gott. Fortan begann seine Vor- und Ausbildung für den Beruf eines Geistlichen. Unter seinem Lehrer Radla lernte er als Knabe die Evangelien und die Psalmen auswendig und ging im 16. Lebensjahre auf die höhere Schule des Klosters St. Mauritii nach Magdeburg. Hier wirkten zwei berühmte Männer jener Zeit, als gerade Kaiser Otto der Große, der besondere Freund und Gönner Magdeburgs regierte, an der Ausbildung Woitechs; der eine war der charakterfeste, prak-

tische und gottesfürchtige Erzbischof von Magdeburg, Adalbert mit Namen, und der andere der gelehrte Otherich. Während dieser den jungen Woitech so vortrefflich in den weltlichen Wissenschaften und Sprachen unterrichtete, daß er noch später im Kloster unter allen Mönchen hervorleuchtete, leitete ihn der Erzbischof Adalbert zu den Uebungen der Andacht und führte den jungen Theologen durch den christlichen Dienst bei Kranken, Gefangenen und Armen zum Geiste und Leben christlicher Barmherzigkeit, eine Weise der Ausbildung, welche noch heute von allen jungen Theologen Nachahmung verdiente. Seinem frommen Führer zu Ehren, ließ sich Woitech in der Firmelung den Namen Adalbert beilegen, den er fortan trug und den er auch in der Geschichte und Kirche beibehalten hat.

Im Jahre 981, da Adalbert der Erzbischof gestorben, Otherich vom Kaiser Otto in den Dienst seiner Hofkapelle abberufen und auch sein Vater mit Tode abgegangen war, kehrte unser Adalbert nach zehnjähriger Studienzeit aus Magdeburg nach Böhmen zurück und trat als Subdiaconus in den Dienst des ersten Bischofs zu Prag, Ditmar. Böhmen war noch voll heidnischen Wesens, wenn auch der Götzendienst abgeschafft war. Der heilige Wenzel hatte noch vor 45 Jahren den Märtyrertod erleiden müssen durch Boleslav des Grausamen Bruderhand. Das Senfkorn des Reiches Gottes hatte harten Boden, wie Adalberts Leben nachher beweiset. Im Dienste Ditmar's hatte Adalbert die schwere hochverantwortliche Bischofsarbeit geschaut, und diese Erfahrung prägte sich auf das Schärfste in Adalberts Gemüth ein am Sterbebette seines Bischofes. Ditmar starb nämlich voll Gewissensunruhe über seine Amtsführung und mit Gewissensvorwürfen über seine Schwäche, gegenüber dem gottlosen Volke. Bußethuend im härenen Gewande und mit Asche bestreutem Haupte, suchte Adalbert desselbigen Tages die Gebetesstätten der Kirchen Prags.

Die Wahl eines neuen Bischofes von Fürst und Volk am 19. Februar 982 auf einer Versammlung zu Lewi-Hradek fiel auf Adalbert, den jungen Geistlichen. Bildung, Adel, Frömmigkeit machten ihn in den Augen der Wähler geeignet, und Volk und Fürst bestanden trotz der Weigerung Adalbert's darauf, daß dieser die Wahl annehmen mußte.

Der weltgeschichtliche Reichstag des Kaisers Otto II. zu Verona im Sommer 983 fiel gerade in die Zeit, da Adalbert die Bischofsweihe und die kaiserliche Belehnung mit Ring und Stab nachsuchte. Am 3. Juni geschah letztere und jene am 29. Juni 983,

vom Erzbischof Willigis von Mainz vollzogen. Im schlichten Gewande und barfuß zog Adalbert in Prag ein, hochgeehrt vom Herzog und dessen Schwester Mlada, Aebtissin des Klosters St. Georg.

Sein Leben, das er als Bischof führte, zeichnet sich ebenso sehr durch strenge Ordnung wie durch Arbeit, durch Barmherzigkeit und Gottesfurcht aus. Seine Einkünfte theilte er in vier Theile, wovon er den einen Theil zu Bau und Schmückung der Kirchen, den anderen für die Priester, den dritten zu Werken der Barmherzigkeit, worunter Loskauf von Gefangenen, und den vierten Theil für seine eigenen Bedürfnisse verwendete. Er lebte mäßig bis zum Darben. Nach der Gebetszeit (Psalmen) widmete er die Morgenstunden der allgemeinen und besonderen Seelsorge, predigte fleißig und machte viele Reisen in Böhmen und in die benachbarten Länder, Ungarn, Slavokai, Krakau um das Evangelium dort in den Herzen zu stärken oder zu gründen.

Aber trotz seiner ernsten Arbeiten war kein Fortschritt des Volks in christlichem Wandel nach seiner Meinung wahrnehmbar. Der Feiertag wurde entheiliget, die Ehe gebrochen, die Vielweiberei fand vor wie nach Statt, der Handel mit Menschen hörte nicht auf; der Priester Lebenswandel gab ihm viel Veranlassung zur Kränkung. Sein Hang zu einem beschaulichen Leben in Gebet, Betrachtungen und Studien und die Last der Verantwortung machten ihm sein Amt unerträglich. Ein Traum gab zuletzt die Entscheidung, daß er sich aufmachte, Prag verließ und in Begleitung seines Bruders Gaudentius, des Propstes Willig von St. Veit und seines Lehrers Radla nach Rom zog. Es war im Jahre 989. Hier gab ihm der Papst Johann XV. den Dispens vom Bisthum und darnach entschloß sich Adalbert zu einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe. Jedoch auf dem Wege gen Unteritalien weilte er auf Monte Casino, wo ihn der Abt hinwies auf die Wallfahrt nach dem himmlischen Jerusalem, in klösterlicher Betrachtung der göttlichen Dinge nach dem ewigen Leben zu trachten. Als er sich nun bei Nilus, einem ausgezeichnet frommen griechischen Abte, der strengen Regel des heiligen Basilius widmen wollte, hier jedoch anders berathen wurde, kam er wieder nach Rom und trat in das Kloster St. Bonifacii und Alexis im April 990.

Im Kloster wächst er täglich am inwendigen Menschen, seine Kenntniß der heiligen Schrift, seine Studien und Wissenschaften, und sein persönlich liebreiches Benehmen gewinnt ihm die Verehrung und die Liebe aller Mönche.

Nach fünfjährigem Aufenthalte im Kloster mußte er in Folge

der dringenden Gesuche des Herzogs und eines Synodalbeschlusses zu Rom wieder in sein Bisthum nach Prag zurückkehren. Anfangs verhielt sich das Volk gut, jedoch im Laufe der Zeit kamen die alten Feinde zu Tage, bis im Jahre 995 durch die Krankheit Boleslav's II. die Regierung in die Hände Boleslav's III., eines gemeinen Menschen, kam, und Zügellosigkeit und Feindschaft wider Adalbert in aller Frechheit losbrach. Da wankte Adalbert wieder. Er wollte fort. Ein Aufstand gab die Entscheidung zu seiner Rückkehr nach Rom. Ein Weib, des Ehebruchs schuldig, wurde von Adalbert vor der landesüblichen tödtlichen Rache in Schutz genommen; die Verwandten des Mannes aus dem vornehmen Geschlechte der Wrzowece stürmen mit einem Volkshaufen das Kloster St. Georg, wo sich die flüchtige Ehebrecherin versteckt hielt, schleppen diese wild auf die Straße, und eine gemeine Dirne muß sie enthaupten vor den Augen des Bischofes.

Nach diesem wilden und aller Achtung vor dem Bischofe hohnsprechenden Aufstande verließ Adalbert Prag, ging durch Ungarn nach Rom, wo er in sein Kloster wieder mit Freuden aufgenommen wurde. Kaiser Otto III., welcher im Frühjahre 996 sich zur Kaiserkrönung in Rom aufhielt, besuchte öfter den Adalbert, einen Geistesverwandten tief mystischer Richtung. Dennoch konnte sein mächtiger Freund ihn nicht vom Kirchengesetze entbinden, vielmehr bestand eine andere Synode in Rom auf der Rückkehr Adalbert's nach Prag, doch wurde ihm die Erlaubniß gegeben, im Falle das böhmische Volk seinem Bischofe wieder nicht gehorsamen werde, so könne er, wie er verlangt, als Botschafter an Christi Statt unter einem Heidenvolke wirken. In Begleitung des Kaisers ging Adalbert über die Alpen, machte noch eine Seitenreise zu den Gräbern der Heiligen Martin (Tours), Aloysius (Paris) und Benedikt (Fleury) und wandte sich dann nach Böhmen. Während seiner Reise mit dem Kaiser werden sein Wandel in Selbstverleugnung, seine Ermahnungen des Kaisers zur Demuth, sein liebreiches Wesen gegen die Hofleute gerühmt. Zur Uebung in der Demuth reinigte er unbemerkt das Fußzeug aller Reisegefährten.

Inzwischen war in Böhmen die Parthei Adalberts mit seinen 4 Brüdern und die feindliche Parthei der Wrzowece in offene Fehde gerathen. Adalbert's Stammschloß Lybick wurde erstürmt am 25. September 996, die Brüder, deren Weiber und Kinder grausam getödtet und nur einen, Sobebor, der sich beim Polenherzog Boleslav Grabry aufhielt, hatte die Rache der Feinde nicht erreichen können.

Diese Frevelthaten brachten den lang ersehnten Wunsch Adalberts, nun seines Bischofsamtes entledigt, sich der Bekehrung eines Heidenvolkes zu widmen, zur Ausführung. „Dank dir Herr, daß du meine Bande zerrissen hast!" — also spricht er. Den Winter 996 — 997 blieb Adalbert vermuthlich in Polen, wo er das Volk durch seine Predigt im christlichen Glauben stärkte, und im Frühjahr fuhr er mit seinem Bruder Gaudentius und dem Mönche Benedikt, geleitet von 30 Bewaffneten, welche ihm Boleslav Grabry mitgab, den Weichselstrom nach Danzig, damals Gydanyze genannt, hinunter. Nachdem er hier viele getauft, fuhr er in die Ostsee, wandte sich östlich und nach wenigen Tagen landeten sie nach Durchschiffung des jetzigen Tiefs bei Pillau auf einer Insel des frischen Haffes. Hier sendete Adalbert das Schiff mit den Bewaffneten zurück, und ging nur mit seinen zwei Gefährten auf der Insel tiefer hinein. Bald versammeln sich um sie Heidenhaufen, welche an der Kleidung die Fremdlinge als Christen erkennen mochten. Man tobt und zürnt mit bösen Gebehrden. Den Psalm singend, erhält Adalbert einen Schlag zwischen die Schultern, daß ihm das Psalmbuch aus der Hand fällt. — Er dankt Gott, daß er gewürdigt worden, auch nur einen Schlag für Jesum Christum zu leiden. Er muß die Insel verlassen und setzt mit seinen zwei Gefährten nach dem entgegenstehenden Ufer über, wo sie schon zur Abendzeit von einem freundlichen Heiden zur Nacht aufgenommen werden. Aber auch hier erheben sich die Einwohner wider die Fremdlinge, umzingeln das Haus, zürnen dem gastfreundlichen Wirth und fragen mit grimmigen Gebehrden wer Adalbert sei, was er wolle und wozu er mit seinen Gefährten gekommen? Adalbert antwortet: Ich bin ein Slave, heiße Adalbert, bin Mönch und Bischof und jetzt euer Apostel. Gekommen bin ich aus Polen und will euer Heil schaffen, daß ihr die todten Götzen verlasset und dem lebendigen Gott dienet, um einst in den Vorhöfen himmlischer Seligkeit ewigen Lohn zu erlangen. Mit wildem Geschrei erhält er zur Antwort: „Viel ist dir schon gewährt, daß du diesen Sand hast betreten dürfen; wir haben alle Ein Gesetz und Eine Ordnung des Lebens; ihr aber, die uns ein ander Gesetz bringen wollt, büßet mit dem Leben, wenn ihr nicht noch heute entweicht!" — Darauf wendet sich ihr Zorn wider den Wirth und dessen Familie, drohen auch diesem mit dem Tode, da er die Götter beleidiget habe, welche nun fortan dem Lande allen Segen entziehen würden.

Noch in derselben Nacht entweichen die drei Fremdlinge aus dem Lande und fahren an jenen Küstenstrich des frischen Haffes,

wo jetzt die Gegend zwischen Pillau und Fischhausen liegt. Hier verweilen sie 5 Tage und erwägen, ob sie nicht weichen müssen oder in anderer Kleidung im Volke geduldet würden.

Am frühen Morgen des 23. April 997 setzen sie ihre Wanderung weiter fort, unter dem Gesange von Psalmen und dem Preise „Jesu Christi ihrer Freude." Um die Mittagszeit treten sie aus einem Walde auf ein freies Feld, wo sie das heilige Abendmahl genießen, dann etwas Speise zu sich nehmen und sich ermüdet in das Gras zur Ruhe legen, Adalbert einen Steinwurf weit von den Gefährten. Nur kurze Zeit waren sie eingeschlafen, als sie von einer tobenden Schaar Reiter geweckt und schnell in Bande gelegt werden; Adalbert zuerst. Sie hatten heiligen Wald und heiliges Feld betreten, ein todeswürdiges Verbrechen. Adalbert's Gefährten erheben Wehklage, er aber tröstet sie: „Trauert nicht, lieben Brüder. Wisset, daß wir solches für den Herrn leiden, dessen Tugend über alle Tugend, dessen Schönheit über alle Zier, dessen Gnade einzig, dessen Macht unaussprechlich ist. Was giebt es Edleres, was Schöneres, als das süße Leben zu opfern für den süßesten Jesum." Also tröstet er die Seinigen, als ein feuriger Siggo (Priester) ihn faßt und ihn nach einem Hügel führt. „Was willst du, Vater?" spricht Adalbert. Jener aber schwingt einen mächtigen Speer und wirft ihn nach Adalbert's Brust, worauf noch sechs Speere Adalbert's Leib durchbohren. Mit gen Himmel gerichteten Blicken, betend für das Heil der Mörder, steht Adalbert von sieben Speeren durchbohrt noch aufrecht, dann aber, nachdem seine Bande gelöst, fällt er mit ausgebreiteten Armen in Kreuzgestalt nieder. Aus sieben Wunden strömt sein Blut und bald giebt er seinen Geist auf. Es war am Freitage den 23. April 997.

Seine Gefährten, da die Heiden durch Adalbert's Tod die Götter versöhnt glaubten, kehren nach Polen zurück. Boleslav Grabry erkauft Adalbert's Leiche mit vielem Gelde, bringt sie nach Gnesen, wohin Kaiser Otto III. 999 wallfahrtete. Erst 1039 kam die Leiche Adalberts nach Prag, wo sie als die Leiche des vornehmsten Heiligen der Slavenvölker noch heute verehrt wird.

K. A. O. Tornwaldt in Danzig.

---

14. Brun Bonifacius, Erzbischof unter den Heiden.

14. Februar.

Um das Jahr 975 wurde dem Grafen Brun, der aus einem sehr vornehmen Geschlechte stammte und dem mächtigen Kaiserhause der Sachsen verwandt war, auf seiner Burg Querfurt ein Knäblein geboren, das den Namen des Vaters empfing. Es war die Zeit, wo gegen die alte Sitte der Vorfahren die sächsischen Großen anfingen auf eine wissenschaftliche Bildung ihrer Kinder Gewicht zu legen, da die Kaiser selbst die Studien hegten und pflegten. So wurde denn auch der junge Brun, als die Jahre der Unterweisung kamen, zu seiner Ausbildung nach Magdeburg gebracht, das damals als die Hauptstadt des nördlichen Deutschlands galt und durch die ruhmwürdige Stiftung Otto's des Großen ein Erzbisthum erhalten hatte, um weit über die deutschen Grenzen hinaus eine Pflanzstätte christlichen Glaubens und geistiger Bildung zu werden. Mit der erzbischöflichen Kirche war hier eine große Schule verbunden, die durch Otrik, den die Zeitgenossen den sächsischen Cicero nannten, bis in die entferntesten Gegenden ihren Ruhm verbreitet hatte. Otriks Nachfolger Geddo wurde Bruns Lehrer; unter der Leitung desselben machte der fleißige Knabe in den Wissenschaften und Künsten, die man damals lehrte, so schnelle Fortschritte, daß man früh Großes von ihm erwartete. Ein eigenthümlicher Hang zur Einsamkeit wurde schon in dem Knaben bemerkt; er war kein munteres Kind: wenn die Altersgenossen spielten, zog er sich von ihnen zurück und verweilte in stiller Betrachtung und im Gebet. Seine Natur, seine Neigung und wahrscheinlich auch der Wunsch der Eltern bestimmten ihn dem geistlichen Stande; kaum in das Jünglingsalter getreten, wurde er unter die Domherren des Magdeburger Erzstifts und bald darauf in die Hofgeistlichkeit seines Vetters, des jungen Königs Otto III., aufgenommen. Wohl bei dem Eintritt in den geistlichen Stand erhielt er zu seinem alten Stammesnamen den römischen Namen Bonifacius, der ihn an das große Bekehrungswerk und den seligen Märtyrertod des Apostels der Deutschen unabläßig erinnern mußte.

Durch seine Stellung unter der königlichen Hofgeistlichkeit stand Brun Bonifacius der Weg zu den höchsten kirchlichen Ehren offen. Denn aus der Mitte derselben pflegten die angesehensten

und reichsten Erzbisthümer und Bisthümer besetzt zu werden, und Verwandtschaft mit dem herrschenden Geschlecht fiel überdies bei der Vertheilung dieser glänzenden Stellen schwer ins Gewicht. Aber Bruns Auge war nicht auf Dinge gerichtet, welche die Augen der Welt blenden, und er verließ bald die glanzvolle Laufbahn, die sich vor ihm erschloß. Als der König im Jahre 996 seinen ersten Römerzug unternahm, begleitete ihn Brun über die Alpen und sah, wie einer seiner Verwandten, ein anderer Brun, der Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, als Papst Gregor V. den Stuhl Petri bestieg, und wie sein königlicher Vetter zum Kaiser von Rom gekrönt wurde. Schöner wie je schienen sich damals die Hoffnungen Bruns für eine große Zukunft zu gestalten, aber gerade in diesem Augenblicke entsagte er der Welt.

Wer nach Rom gekommen ist, der erinnert sich des Klosters, das den Heiligen Alexius und Bonifacius geweiht ist und von der jetzt fast verödeten Höhe des Aventin auf das Tiberufer hinabschaut. Dieses Kloster war damals der Mittelpunkt eines reichen, gotterfüllten Lebens, das in weite Fernen hin große Segnungen verbreitete. Hier lebten einige griechische Mönche nach der Regel des heil. Basilius friedlich neben lateinischen Brüdern, die der im ganzen Abendland verbreiteten Regel des heil. Benedict folgten; weniger auf äußere Formen und Gebräuche, als auf geistliche Erweckung sahen die hier durch gleichen Glauben und gleiche Liebe verbundenen Brüder. Während in ganz Italien das kirchliche und geistliche Leben in vollständiger Auflösung begriffen war, während die überreiche und übermächtige Geistlichkeit sich hier dem üppigsten und lasterhaftesten Leben auf die schaamloseste Weise hingab und die Religion ihnen nur als ein leerer Formeldienst galt, hegten die Mönche dieses Klosters alle christlichen Tugenden unter sich und verlebten in ihrer Abgeschiedenheit von einer durch die wildesten Leidenschaften bewegten Welt paradiesische Tage. Als Brun dieses Kloster besuchte, ergriff ihn der Eindruck des heiligen Lebens daselbst mit solcher Gewalt, daß er sofort beschloß, der Welt zu entsagen und in dieses Kloster zu treten. Der Geist des Bonifacius selbst trat ihm in dem Glaubensleben dieser frommen Brüder entgegen; er gelobte sich, wie er den Namen des großen Heidenapostels führte, so auch fortan seinem Vorbilde bis in den Märtyrertod zu folgen. „Bonifacius ist mein Name," rief er aus, „warum soll ich nicht auch Christi Zeuge sein?"

Ein großes Glaubensopfer ermuthigte ihn in diesem Entschluß; um so mehr, als dasselbe gerade ihn und seine Brüder

auf das Nächste berührte. Der Böhme Woytech, der nicht allzulange vor Brun auf der Schule zu Magdeburg gebildet war, und dort den deutschen Namen Adalbert erhalten hatte, war durch vornehme Geburt und hervorstechende Bildung empfohlen, zum Bischof von Prag im Jahre 983 erhoben worden. Seine erste Thätigkeit war nicht ohne Segen gewesen; selbst über die Grenzen Böhmens hinaus, nach Ungarn hatte sie sich erstreckt, wo damals das Evangelium zuerst Aufnahme fand. Aber Adalbert war kein Seelenhirt für halbe Christen, wie die Böhmen waren; er entzog sich der drückenden Last seines Amtes und eilte nach Rom, wo er im Bonifaciuskloster suchte und fand, was seinem Herzen genügte. Nach mehrjähriger Abwesenheit aus seinem Sprengel zwang ihn der Wille des Papstes, nach Böhmen zurückzukehren; unwillig folgte Adalbert dem höheren Gebot und eilte, sobald er es nur mit Fug konnte, abermals seinem geliebten Kloster auf dem Aventin zu. Aber gerade damals, als Brun in dieses Kloster eintrat, mußte Adalbert es zum zweiten Mal nach dem Willen des Papstes verlassen. Er sollte seinen Bischofssitz wieder einnehmen; wollten ihn die Böhmen nicht aufnehmen, so wurde ihm, wie er es wünschte, erlaubt, zu den Heiden zu gehn, um diesen das Evangelium zu predigen. Was Adalbert gehofft hatte, geschahe. Der Böhmenherzog weigerte sich, ihn aufzunehmen. Der Verpflichtung gegen sein Heimathsland und die ihm zunächst anvertraute Heerde so entbunden, entschloß sich Adalbert, der Apostel der heidnischen Preußen zu werden. Von dem heldenmüthigen und der christlichen Kirche geneigten Polenherzog Boleslaw Chrobry unterstützt, begab er sich mit einigen Gefährten in das Preußenland. Seine Predigt fruchtete wenig; mit Gewalt wies man ihn und seine Gefährten zurück. Schon wollte Adalbert diesen für die christliche Kirche unfruchtbaren Boden verlassen, als er von einem Götzenpriester, der ein bewaffnetes Gefolge mit sich führte, überfallen und erschlagen wurde (23. April 997). Adalberts Märtyrertod übte zunächst auf die Bekehrung Preußens geringe Wirkung aus, desto mächtiger war dagegen sein Einfluß auf die neubekehrten halben Christen in Polen und Ungarn, auf das todte Christenthum in Italien und auf die erweckteren Gemüther, deren es damals nirgends mehr als in den deutschen Ländern gab. Der junge Kaiser, der in dem innigsten Verhältniß zu dem frommen böhmischen Bischof gestanden hatte, verherrlichte das Andenken desselben auf alle Weise; der Papst nahm diesen Märtyrer des Glaubens unter die Heiligen der römischen Kirche auf; in Rom selbst

wurde eine Kirche Adalberts Namen geweiht, andre Adalbertskirchen erhoben sich an verschiedenen Orten Deutschlands, Italiens und Polens, keine berühmter und wichtiger, als die zu Gnesen, wo die Gebeine des heiligen Mannes beigesetzt und ein Erzbisthum für alle von Boleslav beherrschten Länder errichtet wurde (1000). Wie hätte da Adalberts Name nicht wieder- und wiederklingen sollen unter den Brüdern des Bonifaciusklosters, denen sein Herz und seine Liebe angehört hatte? Sie hatten Adalbert mit ihren Wünschen begleitet; während er an der preußischen Küste blutete, sah sein Freund Johannes Canaparius im Kloster ein Gesicht, das ihm den Tod des Bruders verkündete; derselbe Johannes schrieb wenige Jahre später die älteste Lebensbeschreibung Adalberts, der treue Abdruck der Verehrung, welche auf dem Aventin für den böhmischen Märtyrer herrschte. Und wen hätte sie mehr erfüllen sollen, als unseren Brun, den seine Lebensverhältnisse, seine Sinnesart, der früh genährte Wunsch, sein Blut für den Glauben zu verspritzen, Adalbert näher stellten, als die italienischen Brüder! So reifte denn auch in seiner Seele allmählich der Entschluß, das Leben des theuren Mannes noch einmal ausführlich darzustellen; er ging an das Werk und vollendete im Jahre 1004 seine Arbeit, ein schönes Zeugniß seiner hohen und edlen Gesinnung, ein Buch, das für die Geschichte der christlichen Kirche von großer Bedeutung ist und selbst für die deutschen Zustände jener Zeit sehr wichtige Aufschlüsse darbietet.

Als Brun dieses Werk vollendete, verweilte er nicht mehr im Bonifaciuskloster auf dem Aventin: sein Leben hatte bereits eine neue Wendung genommen, die ihn dem Märtyrertode, seinem letzten Ziele, näher entgegenführte. Etwa fünf Jahre hatte er in der friedlichen Abgeschiedenheit und stillen Beschaulichkeit seines Klosters zugebracht, als eine gewaltige Persönlichkeit ihn diesem seligem Leben entriß und mit unwiderstehlicher Macht auf eine Bahn trieb, die trotz aller Mühen und Beschwerden Brun dennoch reicher an wahren Freuden und innerer Befriedigung schien. Es war der Ravennate Romuald, der Bruns Leben diese neue Wendung gab. Dieser fast hundertjährige Greis, der mit jugendlicher Kraft und furchtbarer Energie das Schwerdt strafender Gerechtigkeit über seine verderbten Landsleute schwang, der mit unerbittlicher Strenge und rücksichtsloser Härte den Uebermuth der Fürsten, die Wollust und den Geiz der Bischöfe, vor Allem das müßige und zuchtlose Treiben der Mönche rügte, die er wieder auf die Handarbeit und ein geistliches Leben in Gebet und Fleisches-

ertödtung zurückzuführen suchte; dieser heilige Mann, der Begründer der Camaldulenser-Regel, ergriff durch die Macht seiner ganzen Erscheinung Brun und zwei andere Mönche des Bonifaciusklosters dergestalt, daß sie beschlossen, ihr Leben nicht mehr von dem seinen zu scheiden. Sie folgten ihm auf einer Wallfahrt nach Monte Cassino, dem Mutterkloster für das ganze Abendland; dann begleiteten sie ihn nach einer kleinen einsamen Insel unweit Ravenna, Pereum genannt, wo Romuald schon einmal ein Einsiedlerleben geführt hatte und sich abermals niederzulassen beschloß. Die drei Mönche blieben hier in seiner Nähe, zu ihnen kamen einige andere Schüler des heiligen Mannes. Sie lebten in abgesonderten Zellen, außer den Andachtsübungen emsig mit Handarbeiten beschäftigt; denn obwohl sie meist von vornehmer Geburt und reich begütert waren, wollten sie doch nur selbstgewonnenes Brod essen. Auch hier stand Adalberts Name in den höchsten Ehren; seinem Andenken war auf dem Pereum ein kleines Kloster begründet; sein Märtyrertod war Manchem der Brüder Vorbild und Leuchte; vor Allen unserem Brun. Der junge Kaiser Otto und sein Lehrer Gerbert, den er auf den Stuhl Petri erhoben hatte und der unter dem Namen Silvester II. damals die abendländische Kirche leitete, hegten die größten Pläne, um den gesammten Osten Europas Rom zu unterwerfen und große kirchliche Einrichtungen hier für alle Zeiten zu begründen; sie waren dabei der eifrigen Unterstützung des Polenherzogs Boleslaw und des Königs Stephan von Ungarn, den man den Heiligen genannt hat, sicher; überdies hatte Adalberts Märtyrerblut den Boden so befruchtet, daß er die reichste Erndte versprach. Es bedurfte der Arbeiter Viele, und vor Allem schienen die frommen Männer des Pereum für diese Arbeit geschickt. Als daher Herzog Boleslaw Prediger und Missionare für die von ihm beherrschten Länder vom Kaiser verlangte, wandte sich dieser sofort nach dem Pereum. Romuald wollte Keinem seiner Brüder eine Thätigkeit gebieten, die aus freiem Drange des Herzens hervorgehen müßte. Freiwillig erboten sich Johannes und Benedict, Bruns Brüder aus dem Bonifaciuskloster, die mit ihm sich Romuald angeschlossen hatten, nach Polen zu gehen, um zunächst dort die Landessprache zu erlernen, dann aber als Prediger des Evangeliums zu wirken. Sie machten sich auf den Weg; Brun, in dem bereits vor jener Mahnung der Entschluß gereift war, dieselbe Bahn zu verfolgen, die einst Adalbert eingeschlagen hatte, versprach ihnen später zu folgen. Bald danach erfolgte das frühe traurige Ende Ottos III.

Wie in den Zeiten des höchsten Glanzes war Brun in den Tagen tiefer Erniedrigung seinem unglücklichen Vetter nahe gewesen; der frühe Tod desselben (1002) war nicht ohne Einfluß auch auf seine Lebensschicksale, doch gab er den Plan nicht auf, den er einmal erfaßt hatte. Er wanderte barfuß, bei dürftiger Kost, in selbsterwählter Armuth und Niedrigkeit nach Rom, wo er vom Papste nicht nur die gewünschte Erlaubniß erhielt, von Polen aus den Heiden das Evangelium zu predigen, sondern auch zugleich zum Erzbischof geweiht und mit dem Pallium bekleidet wurde. Ein bestimmter erzbischöflicher Sitz wurde ihm nicht angewiesen; von seiner Thätigkeit hing es ab, wie sich östlich von den dem Erzbisthum Gnesen unterworfenen Bisthümern die kirchlichen Verhältnisse gestalten ließen. Längere Zeit verweilte Brun in dem goldenen Rom. Die ewige Stadt und die milde Luft Italiens zogen ihn schon mehr als sein nordisches Heimathland an; die römische Kirche war ihm Mutter, Freundin und Braut geworden; es bedurfte für ihn eines gewaltsamen Entschlusses, um den Weg über die Alpen anzutreten. Im Winter des Jahres 1003 verließ er endlich Italien und betrat wieder den deutschen Boden. Er wandte sich an König Heinrich II., dem die Herrschaft über Deutschland zugefallen war und der gleich den Ottonen zu den Verwandten Bruns zählte. Brun fand jedoch die Stimmung am Hofe und die Verhältnisse des Reichs seinem Unternehmen wenig günstig. Der neue König verfolgte andere Absichten, als die waren, die seinen Vorgänger in das Verderben geführt hatten. Er suchte das Ansehen des Erzbisthums Magdeburg, das jener herabgedrückt hatte, wieder zu heben; er war mit dem Polenherzog zerfallen, den Otto III. durch seine Gunst auf alle Weise erhoben hatte, und stand mit diesem nicht ungefährlichen Widersacher im Kriege. So mußte es sich Brun gefallen lassen, eine zweite Weihe von dem Magdeburger Erzbischof anzunehmen, dem dadurch die neuen kirchlichen Stiftungen, die Brun von seiner Sendung erwartete, untergeordnet wurden, und auch nach dieser zweiten Weihe und nach erhaltener Genehmigung des Königs, konnte er die Reise nach Polen nicht antreten, da der Polenherzog ihn, einen Deutschen und Verwandten des Königs, nur mit dem höchsten Mißtrauen empfangen haben würde. So verweilte Brun während des Jahres 1004 bald in Deutschland, bald in dem neubekehrten Ungarn; er vollendete damals die Lebensbeschreibung Adalberts, in dessen Geschick er prophetisch das eigene verkündete.

Im Herbst des Jahres 1005 wurde zwischen Heinrich II.

und dem Polenherzoge Frieden geschlossen und bald darauf trat Brun seine Reise nach Polen an. Achtzehn Gefährten schlossen sich ihm an, bereit, mit ihm zu arbeiten, mit ihm zu dulden. Absichtlich unterzog sich Brun auch auf dieser Reise den größten Entbehrungen; er fastete und kasteite sich, denn in solchen Uebungen sah er Gewinn für seine Seele. Herzog Boleslaw empfing den frommen Mann mit großen Ehren und vielen Geschenken. Aber was er auch Brun an Geld und Gut geben mochte, Alles vertheilte dieser an seine Freunde, an die Kirchen und Armen; für sich behielt er Nichts. Uebrigens scheinen die Polen Brun nicht ohne Mißtrauen behandelt zu haben, da der Friede mit dem deutschen Reiche nicht redlich gemeint war und nur kurzen Bestand hatte. Längere Zeit verweilte Brun in dem fremden Lande, ohne seine Missionsthätigkeit antreten zu können. Erst im Jahre 1007 oder 1008 ging er mit seinen Gefährten in jenes unbekehrte Preußenland, wo Adalbert den Tod gefunden hatte. Er bemühte sich, diesen unfruchtbaren Boden zu bestellen, aber seine Arbeit war nicht reichlicher gesegnet, als die Adalberts. Bis an die Grenze der Preußen und Russen setzte er seine Reise fort; alle Hindernisse, die man der Verkündigung des Evangeliums entgegensetzte, schreckten ihn nicht; treu seinem Berufe beharrte er in der Predigt, bis man ihn endlich hier mit seinen Gefährten gefangen nahm. Sie wurden sämmtlich am 14. Februar 1009 enthauptet. Sanft wie ein Lamm empfing Brun den Todesstreich; er sah seinen Wunsch erfüllt, seine Hoffnungen gekrönt. Nur so weit besitzen wir über seinen Märtyrertod sichere Kunde; unsicher sind die näheren Nachrichten, die später in Italien und Deutschland verbreitet wurden. Ein blinder Geistlicher, Namens Wigbert, der bettelnd in Deutschland umherzog, gab sich für einen der Begleiter Bruns aus und erzählte Wunderbares von dem Tode seines Meisters: derselbe habe durch ein Feuerwunder, indem er sich im bischöflichen Ornat auf einen Scheiterhaufen gesetzt habe, Nethimir, einen König der Preußen bekehrt, der mit dreihundert seiner Mannen getauft worden sei; darüber entrüstet habe ein Herzog, der sich Bruns bemächtigt, diesen enthaupten und seine Gefährten aufhängen lassen; nur er, Wigbert selbst, sei mit der Blendung davon gekommen. Aehnliches erzählte man unter den Jüngern Romualds in Italien. Die Heiden, hieß es hier, hätten Brun im Anfange absichtlich geschont, weil sie sahen, daß er nach der Märtyrerkrone verlangte, und fürchteten, sein Tod möchte Viele zum Christenthume bekehren, wie einst Adalberts Ende. Um

so unerschrockener trat nach dieser Erzählung Brun auf; als er muthig vor einem Fürsten der Russen predigte, verlangte dieser, Brun solle durch die Feuerprobe die Wahrheit seines Glaubens erhärten. Zwei Scheiterhaufen wurden nahe bei einander errichtet; den engen Pfad zwischen ihnen beschritt Brun in seinem bischöflichen Ornate, ohne daß ihm ein Haar versengt wurde. Da nahm der Fürst mit Vielen der Seinen, in ähnlicher Weise wie einst der Däne Harald durch Poppos Feuerwunder bekehrt, willig die Taufe und wurde ein so eifriger Christ, daß er einen seiner Brüder erschlug, der sich den Glauben der Christen anzunehmen weigerte. Ein anderer Bruder des Fürsten rächte aber das Bruderblut an dem fremden Bischof: er ließ Brun ergreifen und enthaupten.

Die Leichname Bruns und seiner Gefährten blieben unbestattet liegen, bis später der Polenherzog Boleslaw von dem Tode der Märtyrer Kunde erhielt und ihre Gebeine an sich kaufte; er hoffte, daß diese Reliquien ihm und seinem Hause Segen bringen würden. —

So gaben deutsche Priester für die Bekehrung der östlichen Völker nicht minder ihr Blut hin, als der Böhme Adalbert, aber dieses Opfer trug ihnen nicht gleichen Ruhm mit jenem ein. Kaiser Heinrich II. hat dem Namen unseres Brun nicht Tempel geweiht, wie Otto III. einst seinem Adalbert; der römische Papst hat dem Andenken Bruns keine sonderliche Ehre erwiesen; weder im Alexiuskloster, noch im Pereum fand Brun einen Herold seiner Tugend und einen Nachfolger auf seinem blutigen Wege. Bruns Ruhm erstarb bald, und mit ihm der Ruhm seiner Todesgenossen. So ist dieses neunzehnfache deutsche Opfer von minder großem Einfluß gewesen, als das einfache des böhmischen Bischofs.

Früh trat Brun aus dem weltlichen Leben, wo ihm viele Freuden beschieden schienen, in den geistlichen Stand, der ihm große Ehren verhieß; er wandte bald diesen den Rücken und suchte die stille Befriedigung des gemeinsamen Lebens mit gleichgesinnten Brüdern; auch diesen Genuß versagte er sich dann, um ein Einsiedlerleben in allen Entbehrungen, in freiwilliger Dürftigkeit und unter steter Peinigung des Fleisches zu führen; von der Einsiedlerklause nahm er den Weg zum Märtyrertode, den er in den ersten Jahren völliger Manneskraft fand. Sein ganzes Leben war absichtliche, selbstgewählte Entsagung; in ihr sah er die Spitze des christlichen Wandels. Ein evangelischer Christ, dem deutsches Blut in den Adern rinnt, kennt andere Vorbilder, als

Brun Bonifacius, der seiner Heimath den Rücken wandte und kein höheres Gebot auf Erden kannte, als das Wort des römischen Bischofs; aber nichtsdestoweniger wird er freudig bekennen, daß Brun zu denen zu zählen ist, die dem Worte des Herrn gehorsam waren: „Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es erhalten."

W. Giesebrecht in Berlin.

---

15. Gottschalk, der Abodritenfürst.

7. Juni.

Der Herr hat unter den Seinen stets, die er Morgens, die er Mittags, die er in der zwölften Stunde in Seinen Weinberg dingt. Und wie mit den Einzelnen Sein Rathschluß wunderbar, so nicht minder mit den Völkern. Einige, namentlich von unseren germanischen Stämmen, wurden gleich, da sie aus dem Dunkel ihrer Urzeit vor das Angesicht der geschichtlichen Welt traten, vom Christenthum ergriffen, viele Andere doch nach kurzem Schwanken nach den Kämpfen einiger Menschenalter überwunden: dagegen vor wie mancher Thür harrt das Evangelium nun schon die Reihe der Jahrhunderte! Viele waren berufen alle die guten Gaben ihrer ersten Geburt in das neue Leben hinüberzuretten, die Schätze an Sprache, Recht und Sitte, die ihre ursprüngliche Ausstattung gebildet hatten, dem Dienst des Herrn widmen zu dürfen. Anderen dagegen war als Bedingung der Aufnahme in die große ewige Reichsgemeinde der Verlust ihres gesammten natürlichen Daseins, das Opfer ihres bisherigen Lebens auferlegt.

Von den Völkern der letzteren Art dürfen uns jene Slaven, die wir sicher seit dem siebenten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung in dem Gebiet zwischen Elbe und Oder finden, am meisten Theilnahme einflößen. Auf dem ursprünglich ihnen angehörigen Boden, wie auf dem der Preußen, die ein gleiches Loos getroffen, steht heute die Brandenburgisch-Preußische Monarchie: sie sind wie der Stoff, der in die Erde gesenkt ward, damit ein Neues, Höheres daraus erstehe. Unser menschliches Auge wenigstens sieht nicht anders, als daß der Eingang jener Völker in das Christenthum Eins sein mußte mit dem Ende ihrer selbständigen Entwicke-

lung, daß ihm die Verschmelzung ihrer Reste mit den als Herrn in ihr Land einziehenden Deutschen wie mit Nothwendigkeit folgte.

Ein Kampf um die Existenz dauert lang. Daher zählt man nahezu vier Jahrhunderte von jenem Feldzuge des Jahres 789, der Carl den Großen an die Mündung der Peene geführt hat, und von dem der gleichzeitige Annalist schon allzu leichten Kaufs berichten will, daß sich alle Völker jener Gegend dem König unterworfen hätten, — bis zu dem heißen St. Veitstag dem 15. Juni 1168, wo der vereinten Kraft der Dänen und Norddeutschen endlich das Heiligthum des Sviatovit auf Arkona's hehrer Stätte erlag, und auch dann vergehen noch Jahrzehende, bis man Meklenburg Pommern die Gebiete unserer Brandenburgischen Marken dem christlichen und deutschen Leben sicher und dauernd angeschlossen weiß. Als dieser lange Kampf beginnt, konnten die Wenden — (mit diesem Gesammtnamen pflegt der Deutsche seine gefährlichen Nachbarn den ganzen Lauf der Elbe entlang von den Mündungen bis zum Erzgebirge zu bezeichnen) noch ringsum auf das verwandte Element zählen, sich auf den Widerstand, den noch der ganze Norden und Osten leistete, berufen. Aber schon lange hatte sich dann um die Gebeine des heiligen Adalbert ein christliches Polen gesammelt, schon lange schmückte die von Rom her dem heiligen Stephan erworbene Krone die Könige von Ungarn: auch der hohe Norden weiß schon von heiligen Königen, Rom- und Jerusalem-Fahrern — und noch immer widersteht dies kleine Häuflein slavischer Menschen, häuft in wiederholten Empörungen und Ausbrüchen Märtyrer auf Märtyrer, um endlich wenn die deutsche Kraft dauernd ihrer Herr geworden sein wird, desto sichererm Untergang anheimzufallen.

Dürfen wir nicht begierig sein, von dem Eigenleben dieser Stämme etwas Näheres zu erfahren, und verdient es nicht in der Geschichte des Reiches Christi eine Stelle, wenn einmal dem Lauf, der zum Ziele führen sollte, gleichsam entgegen aus ihrer Mitte sich eine große Erscheinung erhebt — mit dem Gedanken, die Bekehrung zum Herrn im Bunde mit dem heimischen Dasein auf der nationalen Grundlage zu vollbringen? — Davon handeln wir heut.

Ein starkes Selbstgefühl spricht schon aus den Namen, die diese Völker sich beilegen. Abodriten, der Hauptname für den nördlichsten ihrer Verbände — das Volk, das ihn eigentlich trug und ihn zuweilen siegreich ausbreitete, hatte den Kern des heutigen Meklenburg-Schwerin das Gebiet von der Trave und Stepenitz bis zur Warnow inne — Abodriten erklärt der Kundige als das „Ge-

schlecht der Wachsamen, der Tüchtigen", „Wilzen" und „Lutizen", die Namen für einen zweiten noch umfassenderen Verband, zu dessen Gliedern die im heutigen Meklenburg-Strelitz, in Vorpommern und der Priegnitz ansässigen Stämme gehören, — mögen der erste Kämpfer, der zweite Harte, Strenge bedeuten. Ungemeinen Einfluß üben die Göttervorstellungen. Auch hier begegnen die christlichen Bekehrer und Eroberer diesen fratzenhaften bald vielköpfigen, bald an Schulter und Brust Menschenantlitz zeigenden Gebilden, in denen das Heidenthum seine Angst und sein Entsetzen vor dem, was seine Macht geworden, überall — vom Aufgang bis zum Niedergang — auszusprechen pflegt. Daß diese Götter die irdischen Güter bringen und wieder entziehen, daß sie Leben und Tod in der Hand haben, daß sie dem Volke in geheimnißvollen priesterlicher Deutung bedürftigen Zeichen beim Opfer kund thun, ob das nächste Jahr Segen oder Mißwachs bringen werde, daß sie bald in erschreckender Erscheinung, bald in neckischem Gewande dem Einzelnen die Nähe der Todesstunde verkünden — wen wird das Wunder nehmen? An derlei Glauben erinnerte noch das Meklenburgische Landvolk, wenn es bis ins 18. Jahrhundert unter wunderlichen Gebräuchen bei der Ernte dem höllischen Jäger Wode Distel und Dorn für sein Roß anbot, für das andere Jahr besser Korn von ihm erforderte: wenn — vielleicht noch heute hie und da — die Smertniza, die einst furchtbare, jetzt zu einer in Lumpen gehüllten Strohpuppe herabgekommene Todesfrau in feierlichem Aufzug alljährlich über die Dorfgrenze hinausgetragen wird; der im Volke unserer Gegenden noch im Schwange gehende Aberglaube, den Kukuk um die Zahl der Lebensjahre zu befragen, rührt von dem Glauben der Wenden an die Göttin Siwa her, die alle Frühjahr in Kukuksgestalt auf dem Erdboden erschien.

Das sind Eindrücke, die noch uns geblieben. Jene Zeiten erfuhren vorzüglich von dem Blutdurst der slavischen Götter. In Rhetra, lange Zeit dem Hauptheiligthum aller Lutizen, dessen Stätte wohl am sichersten am schönen hohen Ufer des Tollense Sees bei dem heutigen Dorf Prillwitz in Meklenburg-Strelitz gesucht wird, ging die Sage, daß zuweilen ein gewaltiger Eber aus dem Wasser auftauche, sich mit entsetzlicher Lust im Schlamme zu wälzen, seine weißen vom Schamme glänzenden Hauer wie zum Raube zu wetzen: dies bedeute oder fordere langwierigen Krieg, Erhebung vornehmlich wider die Christen. Ganz gut stimmt dazu, daß auf Arkona die Priester von Zeit zu Zeit verkünden, man habe am Frühmorgen das heilige Roß des Sviatovit wie mit Schaum

und Schmutz bedeckt gefunden: der Gott habe es Nachts wider seine Feinde getummelt. Die Liutizen kennen kein weltliches Fürstenthum; der Tempelbezirk macht hier zugleich den politischen Verband; bei den großen nationalen Heiligthümern versammelt sich auch die Landsgemeinde; dort bewahrt man die Feldzeichen. Sviatovits Fahne ist allgewaltig: das Heer, dem sie vorangeht, hat damit die Befugniß, sich an Göttlichem und Menschlichem zu vergreifen; Frevel ward ihm zur heiligen That; der Gott hat selbst stets dreihundert Reisige in seinem Dienst. Siegreich heimgekehrt, bringt man den Göttern die Beute; oft fordern sie das Blut der Gefangenen. So ist Leben und Staat geistlich beherrscht; selbst bei den Abodriten, die früh unter erblicher Herrschaft stehen, sitzt der Priester neben dem Fürsten zu Gericht.

Wie schwer hatte es da die christliche Mission einzudringen! Da einer der von Otto dem Großen längs der ganzen Grenze eingesetzten Bischöfe zu seinen Parochianen hinausging, sie das Kyrie Eleison singen zu lehren, „Ukrivolsa," rufen sie höhnisch, „die Eller steht im Busch" — den gehörten Laut auf ihre Weise verdrehend — „so will Boso, daß wir singen." Bedenke man dazu, daß, sobald des Kaisers Arm schwach wurde, oder anderswo zu schaffen hatte, sogleich die hier bestellten Gewalten, die Glieder jener großen Aristokratie des Reichsamts, unter einander in Hader geriethen; der Bischof sorgte für den Glanz seines Stifts, Herzog und Markgraf für die Herrschaft, die sie erblich bei ihrem Haus zu behaupten wünschen; der Eine fordert von den Slaven Zehnt, der Andere Kriegshülfe und Frohn: das erscheint Jenen dann nur zu bald als der Inhalt der neuen Lehre und Ordnung. Danach kann es innerhalb dieser Slavenwelt an tiefen die Gemüther bald zum Licht erhebenden, bald in die alte Nacht zurücksenkenden Kämpfen nicht fehlen. Das ganze Jahrhundert der sächsischen Kaiser geht in solch jähen Wechseln dahin; unter Conrad II. dem ersten Salier hören wir heut von unterwürfiger Gesandtschaft und Diensterbieten der Liutizen; in einem der nächsten Jahre wieder, daß sie ein Crucifix geschändet, dem Christusbild die Augen ausgerissen, Hände und Füße abgehauen haben. Mächte aber, die dergestalt die Völker theilen, in der Geschichte mit einander ringen, pflegen in dem Leben der Herrscher und Führer, in den Geschicken der großen durch die Jahrhunderte hingehenden Fürstenhäuser ihren Kampf am gewaltigsten auszuprägen. In den funfzig Jahren von 970—1020 wissen wir von drei ohne Frage derselben Geschlechtsfolge angehörigen Abodritenfürsten; entschiedene Hingebung an das christ-

liche und deutsche Wesen, hierauf blutige, von allem heidnischen Kriegsgräuel begleitete Empörung gegen dasselbe, zuletzt allzu späte Reue, die dann nur noch zu Verlust des Ansehens hüben und drüben, zu völliger Verzweiflung führen kann — das ist nach unserer freilich immer bruchstückartigen hie und da sagenhaften Kunde der Inhalt ihres Lebens gewesen.

Auch in der Person eines Vierten des Pribignev-Udo, der den ersten Zeiten Conrads II. angehört, zeigt sich noch derselbe Zwiespalt des Zustandes; er gilt als ein schlechter Christ, seine Grausamkeit wird einem sächsischen Ueberläufer zum Anlaß, ihn meuchlerisch zu ermorden (1031). Doch hat er seinen Sohn zu christlicher Erziehung dem St. Michaelis-Kloster zu Lüneburg anvertraut.

In diesem Sohne sollte nun der Genius des Hauses sich sammeln, der innere Kampf, der so lange sein Erbe ist, zum schönsten Siege — dem Siege des Leidens und der Verklärung — führen. Es ist Gottschalk. Seinen heimischen Namen kennen wir nicht; diesen deutschen hat er wahrscheinlich von einem Lehrer und geistlichen Pfleger, den er zu St. Michaelis gefunden, angenommen. Auf die Kunde von der Ermordung des Vaters eilt er nach Haus; sein einziger Gedanke ist Rache: bald ist er Herr von Nordalbingien; was nicht hinter den Mauern zweier fester Plätze, die sich allein halten, Schutz findet, das frißt das Schwert; viele tausend Sachsen werden erschlagen. Aber mitten im Genusse seines furchtbaren Sieges, da er das zur Einöde gewordene Land vor sich sieht, beginnt er vor seiner eigenen That zu schaudern und beschließt die Umkehr. Von seiner räuberischen Schaar sich losreißend, allein mit diesem Gedanken geht er eines Tages einher: ein Sachse, der von dem ihm unbekannten Feind in Waffen Schlimmes fürchtet, flieht vor ihm: Gottschalk beschwört ihn, er solle bleiben, ihm solle kein Leid geschehen. Der Sachse steht, und auf die Frage des Fürsten, wer er sei, und was es Neues gäbe, antwortet er: „Ich bin ein armer Mann aus Holstein. Schlimmes hören wir alle Tage; denn Gottschalk der Slavenfürst thut unserm Volk und Land viel Böses und begehrt den Durst seiner Grausamkeit in unserem Blute zu sättigen; wahrlich es wäre Zeit, daß Gott als Richter für unsere Unbill einträte.“ „Schwer klagst Du den Mann an — erwiderte Gottschalk — und nicht mit Unrecht: denn er hat euch viel Qual bereitet, da er fürstliche Blutrache genommen. Aber vernimm: ich bin es, von dem Du sprichst, und laß Dir sagen: Schwer gereut es mich, gegen meinen Herrn

und die Christen mich also vergangen zu haben, und gar sehr wünsche ich zu Frieden und Versöhnung mit ihnen einzukehren. Darauf fordert er den Sachsen auf, die Seinen zu einer vertrauten Zusammenkunft mit ihm, wo man über Friede und Bündniß berathen könne, zu bewegen, da wolle er ihnen die Räuberschaar, an die ihn jetzt mehr Noth als freier Wille binde, in die Hände liefern. Versteigen wir uns zu hoch, wenn wir eine große Fügung darin sehen, daß es dem Gottschalk mit diesem Anerbieten nicht gelang, die Sachsen nur gefährlichen Trug dahinter sahen? Was berechtigte ihn, die Genossen zu Opfern der Frevel zu machen, an denen er doch als der Führer die schwerste Schuld trug? Vielmehr zu längerem, schwierigerem, aber auch herrlicherem Weg war er bestimmt. Kurze Zeit darauf fiel er als Gefangener dem Herzog Bernhard von Sachsen in die Hand: der Herzog entließ ihn reich beschenkt der Haft, aber der Freiheit sowohl als dieser Ehrengabe sichtliche Bedingung war es, daß Gottschalk auf Herrschaft und Heimath verzichtete und in der Fremde Abenteuer zu suchen ging.

Er nahm, also einstweilen von seinem natürlichen Platze verdrängt, Dienste bei dem großen Sohn des Nordens, der eben Alles mit seinem Ruhm erfüllte, dem König Kanut. — Kanut gehört zu jenen für die Zeiten der Umwälzung geborenen Herrschern, die die wilden zerstörenden Kräfte, aus denen sich ihre eigene Größe emporgerungen, in Fesseln zu legen verstehen. Der heidnischen Wuth des Krieges, die seinem Hause England, Norwegen und Dänemark unterthan gemacht, ihm die Herrschaft über Nord- und Ostsee gegeben, hatte er nunmehr engen Bund mit der Kirche folgen lassen. Für die auserwählte Heerschaar, die durch den Zauber seines Namens aus allen Ländern gesammelt, ihm England in Zaum hielt, hat er Gesetze gegeben, in denen sich der Stolz und die Zucht der uralten nordischen Rechtsgedanken mit dem neu gewonnenen christlichen Besitz an Pflicht und Treue wunderbar durchdringen. Ein besseres, seiner eigenen Lage mehr gemäßes Vorbild kriegerischer und fürstlicher Waltung hätte Gottschalk nicht zu Theil werden können.

Nach etwa zehnjähriger Abwesenheit — um 1043 — mag der Letztere zurückgekehrt sein. Gerade im rechten Augenblick. Die Verwirrung, die mit dem Tode Kanuts und mit dem raschen Ausgang seiner Söhne über den Norden gekommen, hatte auch Gottschalks Vaterland nicht unberührt gelassen. Der Fürst, der zuerst in Dänemark sich der höchsten Gewalt bemächtigt hatte, Magnus von Norwegen, der Sohn des heiligen Olaf, hatte seine siegreichen

Waffen auch gegen die benachbarten Slaven gewandt: deren Herrscher waren in mehrfachen Niederlagen ihnen erlegen. Indem Gottschalk erschien, sein väterliches Erbe wieder sammelte, war er dem eigenen Volke der Befreier von feindlicher oder angemaßter Gewalt; dem Herzog von Sachsen konnte er nicht unbequem kommen: dem dieser tauschte zuletzt gern einen sich dem Namen nach zu seiner Oberhoheit bekennenden Slavenfürsten gegen den nach vollkommener Eigenmacht über diese Nordostgrenze Deutschlands strebenden Dänenkönig ein. Der wirklich berechtigte Erbe des dänischen Thrones, der Neffe des großen Kanut, Sven Estrithson, der sich allgemach dort festsetzte, war Gottschalks natürlicher Verbündeter, bald sein Schwiegervater; Gottschalk erhielt eine von Svens Töchtern, Sirith, zur Ehe. Dann war zur selben Zeit (1045) ein glänzendes Gestirn am Himmel der norddeutschen Kirche aufgegangen — Erzbischof Adalbert. Wer sollte den Mann nicht kennen, der als Berather der Jugend Kaiser Heinrichs IV. auf die Geschicke des deutschen Vaterlandes von so großem Einfluß war! Unermeßliches liegt in seinem Gedanken eines nordischen Patriarchats einer Rom angeschlossenen und doch in dem Bereich der eben sich entwildernden dem Christenthum zufallenden Reiche des Nordens nach eigenem Bedürfniß waltenden Kirche — gleichsam eine Ahnung davon, daß dieser Norden nicht für alle Zeit — ohne eigenes Vollwort — Roms Gesetz werde empfangen können. Wie er nun weit über den kleinen Gesichtskreis des deutschen Reichsamts und seiner weltlichen und geistlichen Träger hinaus an der Ausbreitung der großen in Kaiserthum und Kirche dargestellten Gemeinschaft arbeitete, mußte ihm ein innerhalb seines Metropolitansprengels gelegenes christliches Slavenreich auf nationalem Grund von ungemeinem Werthe sein.

In dem Glücke dieser Combination faßte Gottschalk schnell Wurzel; binnen Kurzem sind ihm Abodriten und Wagrier, so wie die kleinen benachbarten diesem Verbande angehörigen Stämme, die Polaber, Linonen, Smeldinger, Warnaber unterworfen. Unter den Stämmen der Lutizen bricht über den Vorrang der Tempel Krieg aus: gerade die, denen das gefürchtete Rhetra angehört, die für dessen Ansehn streiten, die Tollenser und Rhedarier rufen von den Gegnern, den Kissinern und Circipanern besiegt, Gottschalks Hülfe an; damit werden auch diese letztern, die von den Abodriten östlich bis an die Peene reichen, ihm unterthan; seine Herrschaft umfaßt einen Theil von Holstein, den Raum der beiden Meklenburg, Vorpommern, bedeutende Theile unserer Priegnitz und Altmark: sie kann von den Zeitgenossen einer königlichen verglichen

werden. Und ganz zur Ehre Christi wird sie geübt. Die Lande erfüllen sich mit Kirchen, die Kirchen mit Geistlichen. Bald reichte die Zahl der Letzteren nicht aus: man hört rings um nach Solchen fragen, die zu kommen, an der Arbeit zu helfen Lust haben. Noch weniger Genüge wird dem Bedürfniß des Volks das Wort des Heils in seiner Sprache zu empfangen. Da sieht man den Gottschalk — den Fürsten wie vergessen — vor die Gemeinde hintreten, ihr in der Landessprache predigen, ihr die liturgischen Formeln, die Bischof und Priester gebrauchen, dollmetschen. Ungemein muß der Eindruck gewesen sein, den der königliche Bekenner auf seine Völker machte; die Bekehrung hat alle Tage ihre Zahl. Nun wurden die geistlichen Pflanzstätten für die Zukunft bereitet: Mönchs- und Nonnenklöster erheben sich zu Lübeck, Oldenburg, Ratzeburg, Lenzen: von drei solchen Congregationen weiß die Ueberlieferung zu Meklenburg, der Residenz. Der Tod des Bischofs von Oldenburg gab im Jahre 1051 dem Erzbischof Adalbert die günstige Gelegenheit den bischöflichen Sprengel zu theilen; neben jener ersten Cathedrale wurden die Bisthümer zu Ratzeburg und Meklenburg gegründet. Merkwürdige Menschen fanden sich schon in dem neuen Gottesgarten von nah und fern zusammen. Da war Ansverus, den als funfzehnjährigen ein Traum wider den Willen der Aeltern, begüterter Leute im Holsteinschen, ins Kloster zu jenen Benedictinern von Ratzeburg gezogen hatte, wo er dann zu ihrem Abte aufstieg; ein Schotte Johannes, den geistlicher Pilgertrieb in diese Gegenden geführt, war von Adalbert zum ersten Bischof von Meklenburg ersehen worden; der Bischof von Ratzeburg, Aristo, hatte vorher dreimalige Wallfahrt nach Jerusalem gemacht, saracenische Gefangenschaft in Aegypten bestanden.

Und welche Plane nährte wohl noch Adalbert mit diesem Patricius seines nordischen Rom! Er hatte einst den Gottschalk zu sich nach Hamburg beschieden, ihm zu dem herrlichen Anfang seines Werks Glück gewünscht, ihn zu standhaftem Ausharren darin ermuthigt, den unausbleiblichen Sieg ihm angekündigt — wenn er dennoch scheitern sollte, ihn mit der Märtyrerkrone getröstet. Bei diesem zuversichtlichen Wort ahnte er wohl kaum, daß sein eigener Fall diesem Martyrium vorangehen, dasselbe herbeiführen würde. Und doch kann dem spätern Beobachter der Ereignisse und ihres Laufes diese Verknüpfung nicht entgehen. In den Januar 1066 fällt jener berühmte Reichstag zu Tribur, wo es der Gegenpartei gelang, den Erzbischof Adalbert zu stürzen, ihn von Hof und Regiment des jungen Königs zu entfernen. Sogleich

waren seine heimischen Feinde bei der Hand, „Rein ab, rein ab mit ihm“ war ihre Losung: der Sohn aus dem sächsischen Herzogshause rühmte sich wohl, er sei bestimmt, die widerwärtige Kirche ganz zu vernichten. Konnte, was unter den Slaven an dem alten ungebändigten Sinn festhielt, einen bessern Zeitpunkt für den Aufstand erwarten? Unter der Führung von Gottschalks Schwestermann Blusso reifte die Verschwörung. Das Martyrium hat seine verschiedenen Akte und Formen. Am 7. Juli 1066 ward der edle Gottschalk zu Lenzen ermordet; mit ihm — am Altar — der Presbyter Yppo, danach viele Geistliche und Laien; am 15. Juli erlitten Ansverus und seine Mönche, die spätere Tradition zählt 28, den Tod durch Steinigung: der bis in den Tod Getreue erbat als Gunst, der Letzte sterben zu dürfen: er fürchtete für der Genossen Standhaftigkeit, und wollte sich das Amt des Tröſters bei ihnen nicht nehmen lassen. Ein ausgezeichnetes Opfer wartete des Gottes von Rhetra: hieher ward der hochbetagte Bischof Johannes, den keine Mißhandlung zur Verleugnung Christi bewegen konnte, in höhnendem Aufzug durch die Städte des Landes geführt, um am 10. November — vielleicht einem hohen Festtag jener entsetzlichen Culte — unter unsäglicher Marter zu enden: man hieb ihm Hände und Füße ab und warf den Rumpf in die Gasse, das Haupt ward auf einem Spieß dem Götzen dargebracht. Die Wuth der Aufrührer einmal entbrannt, kannte keine Grenzen: auch der Anstifter Blusso fiel als ihr Opfer; man schien nicht eher ruhen zu wollen, als bis alle Vesten des deutschen Grenzlandes in Trümmern lagen, jede Spur des Christenthums daheim verwischt war.

Und es dauerte, da die innere Krisis die Deutschen zu beschäftigen begann, nunmehr lange Zeit, ehe eine Wendung zum Besseren eintrat. Einer von Gottschalks Söhnen, Buthue, der unter sächsischem Schutz einen geringen Theil der väterlichen Herrschaft zu behaupten getrachtet, erlag nach wenigen Jahren. Des Märtyrers dänische Gemahlin war nackt und bloß aus dem Lande getrieben worden; beinahe dreißig Jahr nach des Vaters Fall gelang es — und nicht ohne blutigen Frevel — ihrem Sohne Heinrich wieder Fuß zu fassen, Gottschalks Macht ziemlich in der alten Weise zu erneuen, sich König der Wenden nennen zu lassen. Doch kehrten damit nicht Geist und Werk des Vaters wieder; noch manche Schwankungen erfolgten bis, wie gesagt, all' dies slavische Gebiet zu den Provinzen der abendländischen Kirche zählte. Der endliche Sieg geschah nicht wie Adalbert geträumt

durch Kaiserthum und Patriarchat, nicht wie Gottschalk wohl erfleht, im Bunde mit dem nationalen Geiste. Erst da im Deutschen Staate selbst die Umbildung vollzogen, das Reichsamt in Häusern, wie der Welfen und Askanier zu wirklicher Landesherrschaft geworden war, gelangen die entscheidenden Schritte. Was sich von slavischen Dynastien behaupten wollte, mußte dieselben Formen annehmen, in die Genossenschaft des deutschen Reichs eintreten. Also thaten, wie man weiß, zu ihrer Zeit die Fürsten von Pommern und Meklenburg; jene sind seit mehr als zwei Jahrhunderten ausgestorben und haben in unserem Königshause ihre Erben gefunden. In den meklenburgischen Häusern blüht heute noch die einzige Dynastie aus slavischer Wurzel. Von dem Fürsten Niklot, dem Zeitgenossen Heinrichs des Löwen, verfolgen wir ihre Abstammung ganz sicher bis auf diesen Tag. Es ist nun wie die Tradition des späteren Mittelalters, so auch das Ergebniß der Forschungen neuerer Gelehrten, daß Fürst Niklot ein Nachkomme des Buthue, am ehesten wohl sein Enkel gewesen sei. Es geräth diese Ansicht nirgends mit Zeugnissen der Zeitgenossen in Widerspruch, und hat einen hohen Grund von Wahrscheinlichkeit für sich. So dürften wir Gottschalk den Ahnherrn dieser Häuser nennen, und mit dem Rechte welches Namens wäre ihnen dann ihre in der europäischen Fürstenfamilie einzige Stellung erworben!

Siegfried Hirsch in Berlin.

---

16. Isabelle oder Elisabeth, Königin von Dänemark.

19. Januar.

Wer die Dinge um ihn her nur nach dem Schein beurtheilt, hält gewöhnlich Die, welche in äußerlicher Hoheit leben, für glücklich und beneidenswerth, und denkt nicht an die Sorgen, welche die Mächtigen der Erde drücken. Er begreift es nicht, daß die Prüfungen um so schwerer sein können, je höher Jemand gestellt ist, und daß die heftigen Stürme zuvor die Thurmspitzen brechen, ehe sie die niedrigen Gebäude erreichen. Er meint auch wohl, daß der Thron keine rechte Gelegenheit zur Ausübung christlicher Tugenden gebe und verzweifelt an einem wahrhaft evangelischen Sinne bei den Hochgeborenen. Aber dieß ist eben die Macht des Evangeliums, daß hier nicht Freie sind noch Knechte, nicht Mann

noch Frau, sondern Christus Alles in Allem, sobald ein Mensch nach seinem Bilde erneuert ist.

Wir wollen einen solchen Menschen in der Person einer Königin darstellen, welche zu Glanz und Herrlichkeit geboren zu sein schien und doch höchst unglücklich wurde, — welche in der äußerlichen Strenge des Katholizismus auferzogen ward und doch ihren evangelischen Glauben aus dem Schiffbruch rettete.

Isabelle — oder, wie sie in Dänemark genannt wurde, Elisabeth — wurde i. J. 1501 in Spanien geboren, wohin ihre Eltern, der Erzherzog Philipp von Oestreich und Johanna, Tochter Isabellens von Kastilien, sich von den Niederlanden aus begeben hatten, um sich ihre Rechte auf den Thron von Spanien zu sichern. Johanna's ältere Schwester, welche zunächst das Erbrecht auf Spanien besaß, war nämlich gestorben, und bald nachher auch ihr einziger Sohn Michael, Infant von Portugal. Kaum hatte Isabelle das fünfte Jahr erreicht, als ihr der Vater plötzlich durch den Tod entrissen wurde, und da sie bei dem Tiefsinn, der fortan das Geistesleben der Mutter umnachtete, nicht in deren Pflege bleiben konnte, wurde sie von ihrem Großvater, Kaiser Maximilian, ihrer Tante Margarethe, Statthalterin der Niederlande, einer Frau von männlicher Entschlossenheit, zur Erziehung anvertraut. Bei ihr verlebte sie, abwechselnd in Brüssel oder Mecheln, mehr in stiller Zurückgezogenheit als in dem zerstreuenden Geräusche des Hoflebens, ihre Jugendzeit, genoß einen sorgfältigen Unterricht und bekundete früh eine ernste, religiöse Sinnesrichtung.

In ihrem dreizehnten Jahre verlobte sie sich mit Christian II., welcher kurz zuvor die Regierung des vom Vater ererbten Königreichs Dänemark, wozu damals Schweden und Norwegen gehörte, angetreten hatte. Christian, ein Fürst von vielen Vorzügen des Geistes und Herzens, die aber schon frühe durch Ausbrüche der Leidenschaft verdunkelt wurden, hatte, im Alter von zwanzig Jahren, nach des Vaters Wunsch, die Verwaltung von Norwegen übernommen. Mit Kraft und Einsicht war die Regierung dieses Landes, unter schwierigen Verhältnissen, von ihm geleitet worden, aber sein Herz hatte sich, durch die Schönheit eines Mädchens von niederem Stande, Namens Dyveke (Täubchen), verführt, in unwürdige Fesseln schlagen lassen. Nach dem Tode des Vaters den Thron besteigend, mußte Christian, durch die Herrschsucht des Adels und der hohen Geistlichkeit gedrängt, einen Kronvertrag eingehen, welcher ihn fast in allen Regierungsangelegenheiten von der Willkür der beiden Stände abhängig machte. Seine

kräftige Natur widerstrebte dem unnatürlichen Zwange, und von dem Wunsche beseelt, die unberechtigten Gewalten zu brechen, suchte er Verbindungen anzuknüpfen, welche ihm die Aussicht auf Erfüllung desselben eröffneten. So mochte der Umstand, daß Isabelle, die Enkelin der reichen Maria von Burgund, eine ansehnliche Mitgift zu erwarten hatte, zu Christians Entschlusse, um die Hand der Prinzessin zu werben, die, zwanzig Jahre jünger als er, noch im Kindesalter stand, nicht unwesentlich mitwirken. Isabelle gab indeß ihr Jawort, und die Treue, welche sie im Herzen dem Bräutigam gelobte, den sie noch nicht gesehen, ist stets und unter den schwierigsten Verhältnissen von ihr bewahrt worden.

Im Sommer des nächsten Jahres (1515) trug eine kleine Flotte, bestehend aus sechs bis sieben schön ausgerüsteten Schiffen, eine glänzende Gesandtschaft nach den Niederlanden, um die Prinzessin nach Dänemark abzuholen. Zwar hatte sich unterdeß die Stimmung am burgundischen Hofe zu Christians Ungunsten geändert; man hatte unter Anderem erfahren, daß das unwürdige Verhältniß des Königs zu Dyveke fortbestehe, und wünschte daher die Abreise der Braut möglichst zu verzögern. Aber Isabelle wankte nicht und drang auf die Abreise. Sie ahnte wohl kaum, bei der Reinheit ihres Herzens, zumal in so jugendlichem Alter, welch ein Abgrund sich ihr in der Verbindung mit einem Gatten aufthat, der den heiligen Ordnungen Gottes Hohn sprach. Von den edelsten Familien des Landes begleitet, verließ Isabelle das Land, welches sie ihre wahre Heimath nennen konnte, und betrat, nach einer stürmischen Fahrt, an Leib und Seele ermattet, voll banger Ahnungen, bei Helsingör die dänische Küste. Ihr feierlicher Einzug in Kopenhagen wurde durch die Anwesenheit vieler fürstlichen und anderen hochgestellten Personen verherrlicht. Wir nennen unter Anderen: Christians Oheim, Herzog Friedrich von Holstein; seine Schwester Elisabeth, Kurfürstin von Brandenburg, mit ihrem Gemahle Joachim I.; Gesandte seines mütterlichen Oheims, des Kurfürsten Friedrichs des Weisen von Sachsen; der Herzog von Meklenburg, im Auftrage Kaiser Maximilians, des Großvaters der Braut; Gesandte des Papstes. Am 12. August fand die Krönung und Vermählung durch den Erzbischof Birger statt, doch war Isabelle, die sich von der Seereise noch nicht erholt hatte, bei dieser Festlichkeit, wie bei den vorhergehenden und folgenden, sehr leidend. Ihr Hochzeitstag bezeichnete nicht, wie sie gehofft hatte, den Anfang eines wahrhaften ehelichen Glücks, sondern war

nur das erste Glied einer Kette von unsäglichen Seelenleiden, von schmerzlichster Selbstverläugnung und Aufopferung. Zwar ließ es Christian nicht an Beweisen von Aufmerksamkeit für seine Gemahlin fehlen, aber sie konnten eben nur äußerlicher Art sein, denn sein Herz gehörte ihr nur zum Theil. Noch immer wußte Dyveke ihn zu fesseln. Isabelle ertrug Alles mit stiller Ergebung, und fern blieb sie dem Plane der gekränkten Großen des Reichs, die frevelhafte Verbindung mit Gewalt zu lösen.

Zwei Jahre nach ihrer Vermählung starb Dyveke plötzlich, wie man meinte durch Gift, und regte durch ihren Tod den leidenschaftlichen Sinn des Königs zu wilder Rachgier auf. Kaum war diese befriedigt, so nahmen die drohenden Zustände Schwedens, das sich der dänischen Herrschaft ganz zu entziehen suchte, seine volle Thätigkeit in Anspruch. Da es aber Christian zu den Rüstungen, welche er jetzt betrieb, besonders an Geld mangelte, so erhielt Isabelle in ziemlich unzarten Worten den Befehl, den Rest des ihr zustehenden Brautschatzes einzufordern, und sie mußte besonders viel von dem Unmuth ihres Gatten leiden, weil er sich von ihrem Bruder Karl, nachdem er zum deutschen Kaiser erhoben worden, gleichgültig behandelt und hinsichtlich seiner Geldforderungen nicht befriedigt sah. Ihr Beichtvater wurde vom Hofe verwiesen, und einer ihrer Kammerjunker aus unbekannten Ursachen hingerichtet. Die drohenden Briefe, welche der burgundische Hof deshalb an den König richtete, vermehrten nur Isabellens drückende Lage, und Zwiespalt erfüllte die zartesten Regungen ihres Herzens. Während dankbare Anhänglichkeit sie mit ihrer mütterlichen Tante, zärtliche Schwesterliebe mit ihrem Bruder Karl verband, zogen Pflicht und Neigung sie in ehelicher Treue zu ihrem Gemahl.

Inzwischen hatte das Werk der Kirchenverbesserung im Lande von Christians Oheim begonnen. Luthers gerechte Sache warf den Zündstoff der Begeisterung in die Seele eines Königs, der mit tiefem Abscheu die zahllosen Mißbräuche der Geistlichkeit seines eigenen Landes erkannt hatte, und dessen redlichen Absichten zur Beglückung seines Volkes vornehmlich die höhere Geistlichkeit hemmend entgegen getreten war. Hatten sich doch z. B. der Abschaffung des Strandrechts — jener barbarischen Sitte, wonach Schiffer, die an den dänischen Küsten scheiterten, des etwaigen geretteten Gutes beraubt und nicht selten mit ihrer Mannschaft ermordet wurden — einige Bischöfe Jütlands besonders hartnäckig widersetzt, und der König mußte sie auf das 5. und 7. Gebot verweisen, um durch die Schärfe des schlichten Gottesworts das

künstliche Gebäude ihrer eigennützigen Gründe zu zerschmettern. So geschah es denn, daß sich Christian schon 1519 an Luther mit der Aufforderung wandte, selbst nach Dänemark zu kommen, um die Kirche des Landes zu reformiren. War aber darum das Herz des Königs von der evangelischen Heilslehre wahrhaft ergriffen? Hatte sie auf seinen Sinn und Wandel ihre göttliche, umbildende Kraft ausgeübt? Unmöglich! Denn, wäre dies der Fall gewesen, so hätten des Königs Blutthaten ein Jahr nachher — das sogenannte Stockholmer Blutbad im November 1520, wo mehr als neunzig Personen, meist vom Adel, selbst einige seiner treuesten Anhänger, ihr Leben auf dem Schaffot aushauchten, — nicht stattfinden können.

Bald nach des Königs Rückkehr aus Schweden, zog sich ein Unwetter über seinem Haupte zusammen, das sich um so erschütternder auf ihn entlud, je weniger er darauf vorbereitet war. Der Adel und die Geistlichkeit Dänemarks kündigten nämlich dem Könige den Gehorsam auf und beriefen seinen Oheim, Herzog Friedrich von Holstein, auf den Thron; Christian aber, welcher den Bürger- und Bauernstand, der ihm für die zahlreichen Wohlthaten, die er empfangen, in treuester Liebe anhing, zu wirksamer Vertheidigung hätte aufrufen können, verlor im entscheidenden Augenblick die Fassung und beschloß das Land zu verlassen. Isabelle, obwohl sie den Antrag erhielt, im Reiche zu bleiben, und die Zusicherung, daß für ihren Unterhalt ausreichend gesorgt werden solle, zögerte doch keinen Augenblick, die Flucht des Gatten zu theilen. Begleitet von einigen der um Dänemark verdientesten Personen, welche bereitwillig ihr Vaterland und ihre Verwandten verließen, um dem unglücklichen Könige in die Verbannung zu folgen, schiffte sich Christian mit Isabelle und ihren drei Kindern (14. April 1523) auf der Rhede von Kopenhagen ein, um zunächst in den Niederlanden Hülfe zu suchen. Neun Jahre lang irrte Christian, meist allein und in großer Bedrängniß umher, und mußte mannigfache bittre Kränkungen erleiden. Seine Hinneigung zur Lutherischen Lehre entfremdete ihn seinen mächtigen katholischen Verwandten, und das Gerücht von seiner Grausamkeit machte, daß auch die Genossen seines Glaubens sich scheu von ihm zurückzogen. Ueberdieß hatten Letztere bei der Gefahr, die ihnen selbst drohete, wohl wenig Anlaß, Christian zur Wiedereroberung seines Reiches zu verhelfen. Längere Zeit lebte die unglückliche Königin mit den Kindern am Hofe ihres Schwagers, des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, und hatte hier nur den süßen Trost, in der Schwe-

ster ihres Gatten eine treue Anhängerin der evangelischen Lehre zu finden. Oft wußte sie nicht, wo ihr Gatte weile, und bei der drückenden Verlegenheit, worin sie sich oft befand, sah sie sich mehrmals genöthigt, einen Theil ihrer Kleinodien zu verkaufen. Die innigste Zärtlichkeit athmen trotzdem ihre Briefe an den Gemahl. Sie warnt ihn, in einem Briefe aus Berlin (Novbr. 1523), sich wohl vorzusehen, denn sie wisse, daß ihm Viele nach dem Leben ständen. Sie bittet ihn, daß er sie zu sich kommen lasse, denn sie wolle lieber bei ihm bleiben und leiden, was sie könne, als getrennt von ihm und in der Sorge leben, es möchte ihm etwas zustoßen. „Ich sehne mich zu Tode", schreibt sie unter Anderem, „wofern Ew. Gnaden mir nicht bald Nachricht zugehen lassen."

Auf seinen Reisen durch Deutschland lernte Christian auch Luther und Melanchthon persönlich kennen und hörte den Erstern predigen. „Ich hatte", schreibt er, „noch nie Jemand also das Evangelium predigen hören; ich bin bereit, Alles zu leiden, da Christus so viel für uns gelitten." Daß es vom Könige ernstlich gemeint war, leidet keinen Zweifel. Er suchte ja auf eigene Kosten die Bibel durch Hans Mikkelsen, früher Bürgermeister zu Malmö, ins Dänische übersetzen zu lassen, und sandte seiner Gemahlin die einzelnen Bogen, welche erschienen, wie auch andre evangelische Schriften. Auch spricht er sich hinsichtlich ihrer Besorgnisse um sein Leben in einer wahrhaft gottesfürchtigen Weise aus. Aber seine unstete Sinnesweise und sein beständiges Trachten, den verlorenen Thron wieder zu bekommen, wobei er auf den Kaiser und andre streng katholische Fürsten hoffte, ließen ihn die gewonnene Ueberzeugung nicht festhalten. Anders war es mit Elisabeth. Sie ergriff das reine Evangelium mit der Innigkeit eines weiblichen Gemüthes, suchte ihren Trost und ihre Erhebung darin und bewahrte ihren Glauben unter den härtesten Prüfungen, ja unter den größten Anfechtungen.

Wahrhaft erhebend ist es, wenn wir hören, wie Isabelle auf den Wunsch ihres Gemahls den Nürnberger Reichstag (1524) besucht, um dort seine Sache zu führen und ihm Freunde zu erwecken. Die einfachen, aber beredten Worte der frommen, tiefgebeugten Frau machten einen gewaltigen Eindruck auf die glänzende Versammlung, und Wenige waren, deren Augen sich nicht mit Thränen gefüllt hatten, allein der Ruf ihres Gatten war zu übel, und alle Hoffnung schlug fehl. Da hier viele Anhänger der reinen Lehre, um ihren Glauben zu bezeugen, öffentlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahmen, so verbarg auch Elisabeth

ihre Ueberzeugung nicht in der entscheidenden Stunde. Von ihrem Herzen getrieben und zugleich dem Rathe ihres Gatten folgend, beichtete sie vor Osiander und nahm das Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn. Ihrem Bruder, König Ferdinand, der, hierüber aufs äußerste erbittert, sie nicht mehr als seine Schwester betrachten wollte, antwortete sie mit christlicher Demuth und Zuversicht: „Unsre gemeinsame Mutter hat uns doch Beide als leibliche Geschwister zur Welt gebracht. Ich will mich an Gottes Wort halten und darin Gott und keinen Menschen anerkennen; in allen andern Dingen will ich mich gern meinem Bruder unterwerfen und ihm gehorchen. Will er mich als seine Schwester verläugnen, so mag er es thun; ich werde das Gott anheimstellen."

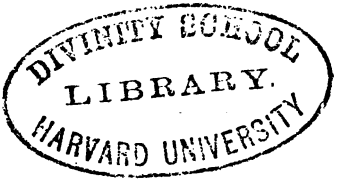
Nach unausgesetzten Unterhandlungen, wobei sie eine ausführliche Correspondenz übernehmen mußte, kam sie sehr leidend nach den Niederlanden, wo Margarethe ihr und ihren Kindern das freundliche Städtchen Lier in der jetzigen Provinz Antwerpen zum Aufenthalt anwies und für eine anständige Hofhaltung Sorge trug. Inzwischen war Isabellens Gesundheit von Kummer und Sorge, sowie von Anstrengungen in der Sache ihres Gatten gänzlich zerrüttet worden. Vergebens hatte man die Bäder in Aachen versucht. Doch noch war ihr flüchtiges Umherirren nicht zu Ende. Vermuthlich, um Geld aufzubringen, mußte sie wieder nach Deutschland, und im November 1524 finden wir sie wieder in Berlin. Schon im nächsten Monat kehrte sie indeß mit ihrem Gatten nach Lier zurück.

Im Mai 1525 holte die Statthalterin die Kinder, damit sie wegen der schwächlichen Gesundheit der Königin in Mecheln erzogen würden. Natürlich war dies ein harter Schlag für das liebende Mutterherz. Bald kamen Seelenleiden hinzu, welche aus neuen widerwärtigen Verwickelungen ihres Gatten hervorgingen. Gegen Ende des Jahres reiste Christian mit der kranken Königin nach Zwynarde, einem Kloster unweit Gent, mit dessen Abte der König befreundet war. Sie kamen dort den 5. December 1525 an. Isabelle fühlte, daß ihre Tage gezählt seien, und wünschte innigst ihre Kinder zu sehen. Margaretha sandte sie nebst mehreren Hofleuten und einem Geistlichen, der sie mit der römischen Kirche vereinigen sollte. Wie zärtlich sie ihren Gatten liebte, davon zeugt ein noch aufbewahrter Brief, welchen die Königin fünf Tage vor ihrem Tode geschrieben, und in welchem sie die Angelegenheiten ihres Gatten der Fürsorge Margarethens empfahl. Ihrer evangelischen Ueberzeugung blieb sie treu. Der König hatte ihren

Beichtvater Hans Möenbo aufgefordert, nach Zwynarde zu kommen, um zu ihren Diensten zu sein, doch ist es ungewiß, ob er früh genug kam. Sie starb den 19. Januar 1526. Ihr Gatte schildert ihren Tod in einem Briefe an Luther (den 28. Januar 1526) mit folgenden Worten: „Aber in dem Maaße, als ihre Krankheit zunahm, hat sich unsere Gemahlin Gott, unserm Vater, und Christo, unserm Erlöser, ganz und gar hingegeben, Herz und Sinn auf ihn allein in einem festen Glauben gestellt, alle Menschen um Verzeihung gebeten und von Jedem demüthig begehrt, daß er in der Fürbitte für sie zu dem Allmächtigen beständig anhalte, damit er ihr seine göttliche Gnade verleihe, um einen wahren, starken, festen Glauben an ihn zu haben, sich seiner grundlosen Barmherzigkeit zu getrösten und gern nach seinem Willen den Tod zu erleiden u. s. w. Und da nun die Schwäche immer mehr zunahm, hat Frau Margarethe ihr Gefolge und andere vornehme Leute zu ihr geschickt, welche sie bereden sollten, den papistischen antichristlichen Glaubensweg zu betreten. So hat denn Gott nach seiner Milde unserer Gemahlin die Sprache zu rechter Zeit genommen, so daß sie ihnen keine Antwort darauf gab; nichts desto weniger haben sie sie mit Oel bestrichen und mit Ueberredungen nicht nachgelassen. Aber sie hatte zuvor mit inniger Sehnsucht, festem Glauben und wohl bedachtem Muth das heilige, hochwürdige Sacrament nach rechter christlicher Weise genommen, und da einer unserer Prediger sie nach Gottes Wort ermahnte, versprach sie uns beständig in einem rechten, starken Glauben an den Herrn zu bleiben und auf den Aberglauben der Anderen nicht zu antworten, bis sie ganz sprachlos wurde. Sie nahm aber mit vielen Zeichen eines wahren Glaubens zuletzt Abschied von der Welt den 19. Januar. Der Allmächtige sei ihrer Seele gnädig in aller Ewigkeit. Aber wir haben die unzweifelhafte Hoffnung, daß sie ein Kind der ewigen Seligkeit ist. Dazu helfe uns Gott. Amen."

Der König wollte jedoch nicht diesen Brief sogleich bekannt gemacht haben, denn dem burgundischen Hofe mußte es unangenehm sein, wenn man erführe, daß eine Schwester des Kaisers, des ersten Vertheidigers der katholischen Kirche, als Ketzerin gestorben sei. Man ließ daher auch eine Beschreibung ihres Todes von Thomas Blankaert, Rektor und Notar in Zwynarde, verfassen, zufolge welcher sie im katholischen Glauben starb. Ihr Tod erregte allgemeines Bedauern; in Belgien, Spanien, Oesterreich, ja selbst in Dänemark, wurden Seelenmessen für sie gelesen. Luther gedenkt ihres Lebens und Todes mit großer Hochachtung; selbst

Albrecht Dürer.


DIVINITY SCHOOL
LIBRARY.
HARVARD UNIVERSITY

Heinrich VIII. war bewegt. Sie wurde mit königlicher Pracht in Gent begraben, wo ihr kostbares Monument stand, bis die Franzosen Gent im Jahre 1810 eroberten. Bei dieser Gelegenheit wurde die Kirche in ein Magazin verwandelt, und die Soldaten raubten Alles, was an Silber und Kupfer werthvoll war. Der Prediger an der Petri-Kirche, Malingie, nahm sich der Gebeine der edlen Königin an und ließ sie in der restaurirten Kirche beisetzen, wo sie sich noch befinden. Die Versuche, den irdischen Ueberresten einer der edelsten Persönlichkeiten ihrer Zeit ein würdigeres Begräbniß zu verschaffen, sind bisher mißlungen. *)

H. Sebald in Berlin.

---

7. Albrecht Dürer.

6. April.

Daß die Reformation einen Strom geistlicher Dichtung und christlichen Gesangs in unser Volk hinein- ja gewissermaßen aus dem Volke habe hervorgehen lassen, und daß auf dem Strome des Kirchenliedes der erneuerte Glaube durch die deutschen Lande und in die deutschen Herzen getragen worden sei und sein Werk in unsern Gemeinden auch noch heutzutag forttreibe, wer kann es leugnen? Daneben ist durch den strengern Geist und keuschern Cultus der evangelischen Kirche nicht nur der abergläubische Gebrauch und das bis zur Unverständigkeit getriebene Uebermaaß der bildenden Künste, welches die Vorkämpfer der Wahrheit in der römischen Kirche des sechszehnten Jahrhunderts vorfanden, hinweggethan, sondern, zumal in den Gemeinden des reformirten Bekenntnisses, leider auch das wirklich Schöne und Erhabene christlicher Malerei und Bildhauerkunst verbannt worden. Immerhin hat auch der Protestantismus seiner Natur nach, weniger Bedürfniß, auch die für das Auge wirkenden Kräfte in seinen Dienst zu nehmen und durch ihren Beistand seine Zwecke zu fördern. Aber wenn er das Wort des Apostels 1 Cor. 3, 22: „Alles ist euer", auch hier anzuwenden vergißt, wo die Welt, indem sie dem Glauben unterworfen wird, ihn mit ihren schönsten Gaben zu verherrlichen im Stande wäre, dann schränkt er doch in unbefugter Weise seine Macht und Bestimmung, seinen Reichthum und Segen ein. Wie wenig dies übrigens von den tiefern Gemüthern schon

*) Nach dänischen Quellen.

im Zeitalter der Reformation verkannt ward; wie kunstsinnig ihr Glaube, wie gläubig ihr Kunstsinn in der evangelischen Bedeutung des einen und des andern Wortes war, zeigt sich uns nirgends deutlicher und mag uns nicht kräftiger auf der einen Seite zur Beschauung, von der andern Seite zur Ermunterung gereichen, als vor der Gestalt des nach übereinstimmendem Urtheil größesten Künstlers, den Deutschland hervorgebracht.

Albrecht Dürer, im Jahre 1471 zu Nürnberg geboren, eines Goldschmieds Sohn, der aus Ungarn, wo seine Vorfahren den Ackerbau getrieben hatten, zuerst nach den Niederlanden gewandert war und im Jahre 1455 sich in jener kunstbefreundeten deutschen Stadt niedergelassen, auch daselbst im Jahre 1467 seines berühmten Meisters, des HieronymusHoller, TochterBarbara geehlicht hatte, war unter der Leitung seines Vaters, den er selbst als einen „künstlichen reinen Mann" bezeichnet, in der Uebung des Goldschmiedhandwerks so weit vorgeschritten, daß er mit zehn Jahren ein von Jedermann bewundertes Werk, „die sieben Fälle Christi", ausführen konnte. Gleichwohl trat er aus der häuslichen Werkstatt, mit des Vaters endlicher Bewilligung, in die Lehre des vornehmsten unter den damaligen Nürnberger Malern, des Michael Wolgemuth, über. Drei Jahre verblieb er in dessen Schule, zog dann vier weitere Jahre durch die Fremde, und hielt sich während dieser Zeit besonders in Colmar bei den Brüdern des leider schon heimgegangenen großen Malers Martin Schongawer auf. Nach Hause gekommen, machte er zuerst sein Meisterstück und dann Hochzeit mit Agnes Frey, einer schönen aber stolzen Jungfrau, die dem edlen Manne sein Lebenlang viel Herzeleid verursacht und seinem Glauben und Geduld harte Proben gestellt hat. Dürer lebte von nun in seiner Vaterstadt und arbeitete mit stillem, in der Güte und Menge dessen, was er zu Tage brachte, bewundernswürdigem Fleiß. Nur zwei Reisen fallen in diesen Zeitraum, deren eine im Jahre 1506 nach Oberitalien bis Venedig und Bologna sich erstreckte, die andere in den Jahren 1521 und 1522 nach den Niederlanden. Auf der erstern kam ihm wohl die Bedeutung und Aufgabe deutscher Kunst klarer denn vorher zum Bewußtsein; in der Ausbildung dieser Kunst förderten ihn besonders die Anschauungen der andern Reise. Er war ein vielseitiger Mann und widmete sich nicht nur der Malerkunst, sondern beschäftigte sich aus Vorliebe auch mit Holz- und Stempelschneiden und mit Kupferstich; er trieb auch die Wissenschaft der Meßkunde, und gab in diesem und verwandten Fächern gründliche

Bücher heraus. Der Charakter seiner Kunstweise war, wie schon angedeutet, durchaus deutsch. Er nahm sein Absehen auf edle Wahrheit in der Auffassung des Lebens und in Vergegenwärtigung der Geschichte. Sein Streben war nicht das auf eine veredelte, verklärte Sinnenwelt gerichtete seiner großen italienischen Zeitgenossen. Es genügte ihm nicht anders, als wenn er den sittlichen Ernst eines frommen Gemüths und den Hauch anspruchsloser Treue über seine Darstellungen ergoß, und dabei stand ihm nicht selten auch eine tiefsinnige Phantasie und ein gesunder Humor zu Diensten. So vereinigt Dürer in sich die Eigenschaften, Vorzüge und Mängel der deutschen Kunst jenes Blüthezeitalters. Während aber die niederrheinische, westphälische, schwäbische Schule den heiligen Gegenstand am Liebsten und aufs Lieblichste in sinnige Demuth kleidet, ist bei Dürer der Ernst und die Würde vorherrschend. So hat er sich denn auch frühe zu den höchsten Aufgaben der Kunst hingewendet und z. B. die heilige Dreieinigkeit auf einer großen Tafel gemalt, die noch heute in der kaiserlichen Sammlung zu Wien bewundert wird. Die Passion unsres Heilandes und das Leben Seiner gebenedeiten Mutter wählte sich Dürer zu wiederholten Malen für eine Reihe herrlicher Bilder, die in Kupferstich und Holzschnitt aufbewahrt sind.

Daß ein Mann von so tiefem Gemüth, ein Künstler von so ernstem Streben darauf angelegt und fähig gewesen, das Bedürfniß, den Werth und die Tragweite der Reformation zu erkennen: daß er die Bücher Luthers mit Begierde und Verstand gelesen hat, daß er dadurch in den rechten Sinn der heiligen Schrift und zur Freiheit eines wahren Christenmenschen geführt worden und der großen kirchlichen Bewegung und Glaubensreinigung jener Tage von Grund des Herzens befreundet ist, erhellt am Schönsten aus der Stelle seines Niederländischen Reisetagebuchs, worin es heißt, daß ihm zu Antwerpen die Botschaft von Luthers Verschwinden bei der Heimreise von Worms auf der Landstraße bei Eisenach zugekommen sei, und wo er dann in fortlaufender Herzensergießung von dem „frommen, mit dem heiligen Geist erleuchteten Mann", als einem „Nachfolger des rechten christlichen Glaubens" schreibt, „der um der christlichen Wahrheit willen gelitten" habe, und „weil er das unchristliche Pabstthum gestraft, das wider Christi Freilassung strebe mit Beschwerung der menschlichen Gesetze und mit Erdichtung väterlicher Aufsätze"; — „o Gott", fährt er dann fort, „ist Luther todt, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vortragen; ach Gott, was hätt' er uns noch in 10 oder

20 Jahren schreiben mögen; o ihr alle fromme Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen Gottgeistigen Menschen, und ihn bitten, daß er uns einen andern erlauchten Mann sende." Später trat Albrecht Dürer in persönliche Berührung mit Melanchthon, als dieser nach Nürnberg kam um die dortige Schule einzurichten, und fertigte sowohl dessen als des Kurfürsten Friedrich des Weisen Bildniß, bei welchem er in besondern Gnaden stand. Aber das großartigste Zeugniß seines evangelischen Glaubens, ein herrliches Denkmal evangelischer Kunst hat er in den zwei Tafeln hinterlassen, die, im Jahre 1526 gemalt und von ihm seiner Vaterstadt zu Dank und Ehre geschenkt, später auf bedauerliche Weise in die Hände eines mächtigen Widersachers der evangelischen Kirche gekommen und seitdem eine Hauptzierde der königlichen Sammlungen in München sind: das eine mit den überlebensgroßen Gestalten des Apostels Paulus und des Evangelisten Marcus, das andere mit den gleichgroßen des Apostels Petrus und des Evangelisten Johannes. Diese Bilder, auch unter dem Namen der vier Temperamente (quatuor complexiones) bekannt, sind aus den tiefsten Gedanken der Reformation geschöpft und das erste vollendete Kunstwerk des Protestantismus. Die Antlitze der heiligen Männer sprechen lebendig und kraftvoll aus, was die frühern Unterschriften erklären, Schriftstellen aus ihren Briefen und Evangelien mit der Aufforderung zum Halten an Gottes Wort und mit der Warnung vor dem Abfall und vor den falschen Propheten. Bei jedem dieser Köpfe drückt sich der hohe Glaubensdrang in eigenthümlicher Weise des individuellen Charakters aus. Zusammen bilden sie ein sichtbares Concert derselben geistigen Harmonie, welche hörbar in den Klängen der Meister Ekkard, Bach und Händel waltet.

Bald nach der Vollendung dieses größesten Werkes seiner Malerkunst, fing Dürer an zu kränkeln und siechte unter dem herrischen und habsüchtigen Treiben seines Weibes, ohne liebende Pflege, ohne daß er auch nur eines häufigerern Umgangs mit den alten bewährten Freunden pflegen durfte — dessen hat sie nach Dürers Tode namentlich Wilibald Pirkhaimer beschuldigt — und verschied endlich am Osterfeste, den 6. April 1528, erst 57 Jahre alt. Sein Grab liegt auf dem Johanniskirchhof; ein einfacher Denkstein bezeichnet es dem Besucher. Sein Wohnhaus in der Stadt ist für die Sammlungen des Nürnberger Kunstvereins zur bleibenden Aufbewahrungsstätte erworben. Sein Standbild in Erz, jenem Hause gegenüber in unserm Jahrhundert errichtet, wird spätern Nachkommen verkündigen, mit welchem Adel der Gestalt, mit wel-

chem Adel der Gestalt, mit welchem Ausdruck hohen Geistes der demüthige, glaubensinnige und leidensvolle Meister ausgestattet war.

C. Grüneisen in Stuttgart.

---

18. Johannes Laski.

15. Januar.

Unter den wenigen Männern höhern Standes, welche zur Zeit der Reformation Rang und hervorragende Stellung, glänzende Aussichten auf Ehre und Lebensglück ihrem evangelischen Glauben und Berufe zum Opfer brachten und welche darum auch verdienen, von der evangelischen Christenheit in treuem Andenken bewahrt zu werden, ist keiner der letzten Johannes Laski, gewöhnlich der Reformator der Polen genannt, obschon er weit länger anderswo wirkte und nur den letzten Rest seines Lebens seinem Vaterlande widmen durfte.

Johannes Laski (a Lasco), geb. 1499, stammte aus einer sehr angesehenen polnischen Freiherrnfamilie, deren Glieder in Staat und Kirche hohe Würden bekleideten und im In- und Auslande bedeutende Rollen spielten. Von Jugend auf zur geistlichen Laufbahn bestimmt, genoß er nach der Gewohnheit des polnischen Adels einer sehr sorgfältigen Erziehung in wissenschaftlicher — weniger aber, wie es scheint, in religiöser Hinsicht. Um seine Bildung zu vollenden bereiste er 1523—1525 die vorzüglichsten Länder Westeuropas. Zu Löwen entstand schon damals seine erste Bekanntschaft mit Alb. Harbenberg, nachherigem Prediger zu Bremen, welche sich später zum dauernden innigen Freundschaftsbunde befestigte. Zu Zürich ermunterte ihn Zwingli zum Studium der heiligen Schrift als der einzig sichern Quelle religiöser und christlicher Wahrheit, — ein Saamenkorn, das, wenn auch nicht sogleich, doch nachher aufging und seine Frucht brachte. Am folgenreichsten für Laski wurde jedoch sein Aufenthalt zu Basel im Jahre 1525. Er sah und hörte daselbst die Männer der verschiedensten Richtungeu, die Theologen Oekolampad und Pellikan auf der einen — die Humanisten Glarean und B. Rhenanus auf der andern Seite. Am meisten aber schloß er sich dem großen Des. Erasmus an, dessen Hausgenosse er war und den er mit polnischer Freigebigkeit und bemerkenswerther Zartheit unterstützte. Besonders günstig wirkte dieser gerade auf seine religiöse Entwickelung. Während Erasmus bekennt, durch den Umgang mit diesem jungen Manne selbst besser geworden zu sein und

als Greis von ihm die Tugenden gelernt zu haben, welche eigentlich der Jüngling vom Greise lernen sollte, — bezeugt Laski dagegen noch zu einer Zeit, in welcher Erasmus Name schon viel von seinem guten Klange verloren hatte, dieser sei es gewesen, der seinem Gemüthe zuerst eine religiöse Richtung gegeben, ja ihn im wahren Glauben unterrichtet habe. Zu früh für Alle erhielt Laski bereits 1525 von Hause den Befehl, Basel zu verlassen, um eine diplomatische Sendung nach Frankreich und Spanien zu übernehmen, von welcher er im folgenden Jahre nach Polen heimkehrte.

Es folgte nun eine Zeit von eilf Jahren in Laski's Leben, auf welche er späterhin stets nur mit Schmerz und Schaam zurückblickte. Aeußerlich sah er sich zwar mit Ehren und Einkünften überhäuft; durch den Einfluß seines Bruders Jaroslav wurde er 1529 Bischof von Vesprin in Ungarn; er war ferner Probst von Gnesen und sein Oheim Johann Laski Erzbischof daselbst und Primas des Reichs. Allein eben dadurch lief er auch Gefahr, unter beständigen Reisen und Staatsgeschäften, im Hof- und Kriegsleben sein besseres Selbst zu verlieren. „Ich war, so schrieb er nachmals an Bullinger, — ich war ein rechter Pharisäer, mit vielen Titeln geziert, mit vielen und fetten Pfründen von Kindheit an hübsch vollgestopft, bis Gottes Gnade mich dies Alles aufgeben ließ.“ In der That blieb der bessere Kern seines Wesens unverdorben, er las nicht nur seines Lehrers Erasmus, sondern auch Luthers Schriften; er verlor die religiöse Frage der Zeit nicht aus den Augen; er kam endlich zu der klaren Ueberzeugung, daß er daheim unter diesen Verhältnissen, diesen Umgebungen niemals ein ächt christliches Leben führen und Gott mit Ernst werde dienen können. Eben hatte ihm der König auch noch das Bisthum Cujawien übertragen, als er 1587 den freiwilligen Entschluß faßte, allen diesen Stellen, Ehren und Vortheilen zu entsagen und sein Vaterland so lange zu verlassen, bis es ihm vergönnt sein würde, demselben seine Dienste in christlicher und evangelischer Weise zu widmen. Er theilte seinen Entschluß dem Könige Siegmund I. mit und dieser mißbilligte ihn so wenig, daß er ihn vielmehr mit ehrenvollen Empfehlungen und Aufträgen versah.

Laski richtete seine Pilgerfahrt zunächst nach Deutschland und den Niederlanden. In Mainz traf er auf's Neue seinen Hardenberg, damals noch Lektor in einem Kloster bei Gröningen, und ruhte fortan nicht, bis er den noch Unentschiedenen für den Dienst des Evangeliums gewonnen hatte. Zu Löwen verheirathete er sich mit einem Mädchen bürgerlichen Standes; allein

in den kaiserlichen und streng katholischen Niederlanden konnte, besonders nach diesem Schritte, seines Bleibens nicht sein. Deßwegen begab er sich 1540 nach Emden in Ostfriesland, in dessen Nähe er sich ankaufte. Bald zog er hier die Augen des Grafen Enno II. und nachher die seiner Wittwe, der Regentin Anna von Oldenburg auf sich. Sie drangen in ihn, eine Predigerstelle zu Emden und zugleich das Ephorat über sämmtliche Geistliche des Landes zu übernehmen, eine Stelle, zu welcher er vermöge seines freundlichen und würdevollen Wesens, seiner Gewandtheit in Geschäften und im Umgange, so wie seiner Charakterfestigkeit vorzugsweise geeignet war. Nachdem der von ihm empfohlene Hardenberg abgelehnt, nahm Laski endlich 1548 den Ruf unter zwei Bedingungen an, erstlich daß er jedem Rufe seines Vaterlandes sofort folgen dürfe, wie es ihm sein Bruder Stanislaus noch auf dem Sterbebette zur Pflicht gemacht hatte, — und zweitens daß er nur so lange bleiben wollte, als es der Regentin und der Gemeinde mit dem Dienste Gottes nach seinem Worte ein rechter Ernst sei. Nach dieser Regel der Schrift und nach dem Muster der ersten Christengemeinden suchte er nun die ostfriesische Kirche einzurichten; er drang vor Allem auf apostolische Einfachheit des Gottesdienstes, auf Entfernung auch der letzten Reste päbstlichen Aberglaubens und alter Mißbräuche, z. B. der Bilder, und auf strenge Kirchenzucht; die Geistlichen versammelte er häufig zur Besprechung und gegenseitiger Beaufsichtigung. In der Lehre schloß er sich aus innerer Verwandtschaft wesentlich den Schweizern an; so besonders in der Abendmahlslehre; in andern Stücken dagegen hegte er eigene Gedanken, die er ihnen jedoch freimüthig mittheilte, ohne sie zu veröffentlichen; denn nichts dünkte ihn eitler, kindischer, schädlicher für die evangelische Kirche, als daß jeder Theologe seine besondern Meinungen und Einfälle zu Markte bringen und behaupten wolle. Daneben bewies er sich in hohem Grade weitherzig; die Wiedertäufer und andere Sekten, die von allen Seiten, besonders aus den Niederlanden vertrieben, in Ostfriesland zusammenströmten, schützte er Anfangs gegen Verfolgung und suchte sie vielmehr durch Milde und Ueberzeugung zu gewinnen. So wurde der bekannte Menno Symons auf *seine* Fürsprache eine Zeit lang geduldet und selbst mit dem enthusiastischen Sektenhaupte David Joris wechselte er Briefe, ohne ihm jedoch seine stolzen Einbildungen ausreden zu können. — Laski's Name und Tüchtigkeit in kirchlichen Geschäften wurde bald auch in weitern Kreisen bekannt und verschaffte ihm manche ehrenvolle Einladung; der Churfürst Herrmann von Wied

berief ihn 1545 nach Köln, um bei der Reformation des Erzstifts mit Melanchthon und Bucer behülflich zu sein; der Herzog Albrecht von Preußen suchte ihn nach Königsberg zu ziehen u. s. w. Obschon er diesen letztern Ruf zum Theil aus kirchlichem Unabhängigkeitssinn, zum Theil aus gewissenhafter Anhänglichkeit an seine ostfriesischen Gemeinden ablehnte, so hatte er doch zu Emden selbst manchen harten Kampf zu bestehen, manche Anfechtung zu erdulden. Der Hof von Brüssel verklagte ihn bei der Gräfin unausgesetzt als Ruhestörer und Begünstiger aller Sekten. Dadurch ermuthigt bildete sich auch zu Emden eine starke Partei wider ihn, bestehend aus den katholisch und lutherisch Gesinnten und aus vielen Vornehmen und Lebemenschen, denen seine ernste Kirchenzucht verhaßt und im Wege war. An sie schloß sich sogar der junge Graf Johann, dessen Stimme natürlich bei der Regierung kein geringes Gewicht haben mußte. Mit starken Zügen schildert Laski dem Sekretär der Gräfin diese Lage der Dinge. „So viele Jahre schon, schreibt er, ist hier gepredigt worden und was für Frucht läßt sich davon aufweisen? Wir sehen den öffentlichen Götzendienst und Greuel der Mönche, ohne ihn nur berühren zu dürfen. Wir sehen alle kirchliche Zucht unterdrückt und aufgehoben. Wir sehen fast alles Gute, das zum Unterhalte des öffentlichen Kirchendienstes und zur Förderung der Jugendbildung gestiftet worden, verschleppt und verschleudert. Wir sehen bei uns einen Schlupfwinkel aller Sekten und zwar haben wir die Fliegen verjagt, während wir die Wespen und Horniſſen füttern und den Raben Alles gestatten müssen. Ja es herrscht bei uns solche Duldung aller Laster, daß derjenige schon für einen Sektirer gilt, der ein wenig mäßiger und eingezogener als die Uebrigen leben will.“ — Allerdings blieb ihm die Gräfin, so wie ihr Bruder Christoph von Oldenburg fortwährend gewogen; sie unterstützte ihn bei manchen Einrichtungen, die er vornahm, z. B. bei der Bestellung eines Presbyteriums zu Emden mit der Gewalt zu bannen, bei der Erlassung einer strengern Disciplinarordnung für die Geistlichen; sie erklärte mehrmals sowohl ihm als Andern, die seine Entlassung forderten, daß sie seiner nicht entbehren könne. Gleichwohl machte sich auch hier die Schwäche eines Frauenregiments geltend; ihr guter Wille wurde öfter durch ihre Räthe und Umgebungen vereitelt; sie durfte gewisse Personen und Kreise nicht geradezu vor den Kopf stoßen und so ernst und unerschrocken auch Laski sie an seine und ihre Pflicht erinnerte, zu einem festen, durchgreifenden Handeln in seinem Sinne konnte er sie doch nicht bewegen. Er sah sich dadurch schon 1546 veranlaßt, das Ephorat

niederzulegen, um nicht einen leeren Titel zu führen und Christum dem Gespötte preiszugeben; — nahm es indessen bald wieder auf, nachdem seinen Forderungen größerer Strenge gegen die Geistlichen in Betreff der Lehre entsprochen worden war. — So wenig übrigens Laski selbst seine hohen Begriffe von einer nach Gottes Wort gereinigten und hergestellten Kirche in der ostfriesischen für verwirklicht halten und sich mit dem Zustande derselben befriedigen konnte, so sehr müssen wir doch seine Leistungen in so kurzer Zeit bewundern. Er hat die reformirte Kirche Ostfrieslands recht eigentlich gegründet und in Bezug auf Lehre, Zucht, Freiheit der Verfassung und Reinheit des Gottesdienstes zu einer solchen Stufe erhoben, daß sie auch andern zum Muster diente und bis in neuere Zeiten als eine der blühendsten und bestgeordneten dastand.

Dieser zwar mühe- und dornenvollen, aber doch auch gesegneten Wirksamkeit Laski's machte der Sturm, der nach der gewaltsamen Auflösung des schmalkaldischen Bundes über Deutschland erging, ein Ende. Die Gräfin Anna fühlte sich zu schwach, um die Annahme des vom Kaiser den protestantischen Ständen aufgedrungenen Interims zu verweigern, und unter diesem mehr als halbkatholischen Provisorium zu bleiben, war für Laski schon wegen seiner biblisch-kirchlichen Grundsätze und wegen seines reformirten Bekenntnisses rein unmöglich. Zudem erneuerte die kaiserliche Regierung, die längst einen Zahn auf ihn hatte, das Begehren seiner Entfernung, welches jetzt aber den Charakter eines mit Drohungen begleiteten Befehles annahm. Genöthigt einen andern Zufluchtsort zu suchen, wurde Laski eben zur rechten Zeit nach England eingeladen, wo er schon im Jahre 1548 mit Bucer und P. Martyr Vermili bei der Kirchenverbesserung thätig gewesen war. Jetzt sollte er an die Spitze der dortigen Fremdengemeinde treten, die hauptsächlich aus geflüchteten Wallonen und Niederdeutschen bestand. Nach einem Aufenthalte bei Harbenberg in Bremen und mehreren Reisen in Norddeutschland verreiste er im Frühjahr 1550 — nicht für immer, wie er hoffte; er betrachtete sich vielmehr stets noch als Vorsteher der ostfriesischen Kirche und auch diese wollte das Band durch die zeitweilige Entfernung keineswegs gelöst wissen. In dieser Hoffnung schrieb er noch von Hamburg an die Geistlichen zu Emden: „Glaubet indeß ja nicht, ich nehme Abschied von Euch und von Eurer Kirche; als würde ich Eurer und unserer Kirche fortan nicht mehr gedenken. Die kirchliche Sorge um Euch, theure Brüder, und um unsere Gemeinde kann und will ich nicht lassen, so lange ich lebe. Beharret, ich bitte Euch, in der Pflicht Eures Amtes

und der wohlthätigen Ausübung desselben; erhaltet unsere Gemeinde auf dem Wege des Gehorsams, ermahnet sie zur Bekenntnißtreue und aller Geduld mit Gelindigkeit und Danksagung. Gebe der Herr, wenn es zu seiner Ehre dienet, daß wir dereinst bei Euch wieder vereinigt sein können, denn daß es möglich sei, glaube ich auch jetzt noch. Der eingetretene Wechsel wird nicht lange andauern und bald wird Gott diese Verbesserer in ihren eigenen Anschlägen zu Schanden machen."

In London angekommen fand Laski überall, besonders auch bei dem Erzbischofe Cranmer von Canterbury die zuvorkommendste Aufnahme. Der Boden, auf welchem er hier bauen sollte, schien für die Durchführung seines kirchlichen Ideals durchaus geeignet. Er hatte es mit lauter evangelisch gesinnten Fremdlingen zu thun, deren Glaube bereits in der Verfolgung geprüft und gestärkt worden war und deren Zahl bis auf 4000 anstieg. Von diesen durfte er keine allzu starke Anhänglichkeit an alte Formen, keinen Widerstand gegen seine apostolischen Einrichtungen besorgen. Seiner Festigkeit gelang es auch, ein königliches Patent zu erwirken, wodurch ihnen große Rechte und Freiheiten in Bezug auf Selbstregierung und Anordnung ihres Gottesdienstes gewährt wurden; mit dem anglikanischen Prunk der Gewänder namentlich konnte sich Laski durchaus nicht befreunden und so wußte er auch für sich und die Seinen die Einführung der sitzenden Communion zu erlangen, auf die er nach dem Vorbilde Christi und der Apostel viel — und wohl nur allzuviel Gewicht legte. Die Gemeinde bestand eigentlich aus dreien, einer französisch-wallonischen, einer deutsch-niederländischen und einer italienischen mit ihren besondern Predigern. Auf ihre merkwürdige Verfassung mit ihrer weisen Mischung des demokratischen, aristokratischen und monarchischen Elements, mit ihren drei Kirchenämtern, den Diakonen oder Armenpflegern, den lehrenden und „andern" Aeltesten, welchen die Regierung und Kirchenzucht oblag, und den Doktoren, welche die christliche Wissenschaft vertraten, ist hier nicht der Ort näher einzutreten, so große Aufmerksamkeit sie auch verdient und neuerdings erregt hat. Laski selbst führte als Superintendent die Oberaufsicht über das Ganze und besorgte die allgemeinen Interessen desselben, während er zugleich als Doktor nicht anstand, lateinische Vorlesungen über das Neue Testament zu halten. Zwar fehlte es auch hier nicht an unerfreulichen Erfahrungen, sittlichen Vergehen selbst von Geistlichen, theologischen Irrungen und Zwistigkeiten; allein dessenungeachtet ist diese in so kurzer Zeit zu Stande gebrachte, wohlgeordnete

Schöpfung ein glänzendes Denkmal und Zeugniß, in welch hohem Grade Laski christliche Einsicht und praktisches Geschick vereinigte und wie sehr er zu dem schwierigen Geschäfte der Kirchenleitung befähigt und berufen war.

Der frühzeitige Tod Eduards VI. rief indessen schon 1558 seine ungleich geartete Schwester und mit ihr den Katholicismus in seiner finstersten, verfolgungssüchtigsten Gestalt auf den Thron. Auch der Fremdengemeinde wurden ihre Privilegien genommen; sie sollte sich der allgemeinen Kirchenordnung und damit auch allen den Maaßregeln, welche auf vollständige Wiederherstellung des Pabstthums hinzielten, unterziehen. Die Meisten wählten die Auswanderung, wozu ihnen Laski die Erlaubniß auswirkte. In rauher, stürmischer Jahreszeit, zu Anfang des Winters verließ er mit seiner Familie — er hatte sich in London nach dem Tode seiner Gattin wiederverheirathet — und einem Theil der deutschen Gemeinde das „treulose" England. In dem protestantischen Dänemark glaubten sie wenigstens überwintern zu können. Wie bitter sahen sie sich getäuscht, als man sie hier aus blindem lutherischem Parteieifer abwies. Laski eilte daher nach Kopenhagen, um eine freundlichere Behandlung vom Könige zu erbitten. Umsonst! Erst mußte er in der Kirche eine Strafpredigt wider „Sakramentirer" mit anhören, dann wurde er zwar vom Könige gnädig empfangen, ihm und seiner Familie Schutz und Aufenthalt gestattet, die Andern jedoch davon ausgeschlossen. Aehnlich erging es ihnen zu Hamburg, Lübeck, Rostock, Wismar; überall trat ihnen der Einfluß der lutherischen Geistlichkeit feindselig entgegen. Doch fanden sie zum Theil endlich, besonders in Wismar Aufnahme und hier war es, wo wenigstens der Wiedertäufer Menno Symons den einst auf Laski's Fürsprache genossenen Schutz an dessen Unglücksgefährten durch theilnehmende und hülfreiche Liebe vergalt. Mit dem Rest der zerstreuten Heerde in Emden angelangt, beeilte sich Laski, dem Könige Christian III. von Dänemark die an den vertriebenen Christen begangene Sünde in einer sehr ernsten und würdevollen Zuschrift vorzuhalten; er forderte ihn unter Anderm auf, „zu bedenken, wie schmählich er die Gemeinde unverdienter Weise, gegen die Lehre des Evangeliums und das Gebot der christlichen Liebe behandelt, und auf sein Gewissen zu achten, ob er es wohl, nicht bloß vor der Welt, auch nicht vor seinen Beichtvätern, — sondern vor seinem Herrn und Gott selbst im tiefsten Herzensgrunde rechtfertigen möge."

Mit um so größerer Liebe kam man Laski und seinen Leidensgenossen in Emden entgegen — nicht ohne Grund; hatte er sich

doch auch in der Entfernung seiner alten Gemeinde in jeder Beziehung treulich angenommen. Indessen bemerkte er bald, daß er in Emden ziemlich überflüssig sei. Seine mitgebrachte Heerde besaß an Mart. Mikronius einen Hirten, der ihn ersetzen konnte; seine Stellung in der Landeskirche hatten Andere eingenommen; die anfängliche Gunst und der religiöse Eifer der Gräfin erkaltete immer mehr; die Insinuationen des Hofes von Brabant erneuerten sich und die maaßlosen Angriffe und Schmähungen von lutherischer Seite, worin besonders der Hamburger Eiferer Joach. Westphal sich auszeichnete, blieben, obschon Laski dagegen nicht schwieg, doch nicht ohne Wirkung. Auch durfte er laut der Nachrichten aus Polen hoffen, bald zurückkehren und dem Evangelium daselbst wesentliche Dienste leisten zu können. Er verließ daher Emden noch vor Ablauf eines Jahres zur Betrübniß und unter Segenswünschen der Gemeinde und begab sich zunächst nach Frankfurt am Main, wo er sich bemühte, die Trümmer der Londoner Fremdengemeinde, zu denen sich bald auch englische und schottische Flüchtlinge, unter Andern Joh. Knox, gesellten, zu sammeln und ihre Verhältnisse zu ordnen. Anfangs gewährte ihnen der Rath Glaubensfreiheit, Schutz und eigene Kirchen; bald aber trug der reichlich ausgestreute Saame der Verdächtigung und der Unduldsamkeit auch hier seine Früchte, und besonders nach dem Religionsfrieden von 1555, der nur die Augsburgischen Confessionsverwandten im Reiche anerkannte, forderte man auch von den Fremden Anschluß an dieses Bekenntniß als unerläßliche Bedingung fernern Schutzes. Laski war um so weniger abgeneigt, derselben zu genügen, als er stets die Trennung der beiden evangelischen Kirchen beklagt und sie auch durch die Lehrdifferenz, besonders über das heilige Abendmahl, nicht für gerechtfertigt gehalten hatte. Von jeher hatte er sich auch bestrebt, den Eifer seiner Schweizerfreunde im Streite mit Luther zu mäßigen, ja sie nach dessen Tode zu einer öffentlichen Anerkennung seiner Verdienste zu bewegen; was am Ersten, wie er hoffte, zu einer Verständigung den Weg bahnen würde. Auch jetzt nahm er daher keinen Anstand, eine Erklärung über das heilige Abendmahl abzugeben, die sich ziemlich wörtlich an die (veränderte) Augsburgische Confession anschloß und die auch von dem, damals in Frankfurt anwesenden Calvin mit geringer Aenderung gebilligt wurde. Gleichwohl erhoben sich Zweifel, ob denn auch der Sinn übereinstimme, und theils um dieselben zu heben, zumal ihm aus Polen geschrieben wurde, der König verlange, daß er sich über seine Zustimmung zur Augsburgischen Confession genügend ausweise, bevor

er zurückkehre, — theils um eine Zusammenkunft lutherischer und reformirter Theologen zum Zwecke der Vereinigung zu Stande zu bringen, bereiste Laski im Sommer 1556 die Pfalz und Würtemberg. Seine Bemühungen scheiterten jedoch, wie seine Freunde vorhergesehen, soviel als gänzlich, indem Joh. Brenz, dem es hauptsächlich galt, alle Versuche einer Annäherung und Verständigung zurückwies.

Stets dringender lauteten indessen die Einladungen nach Polen; mehr als vierzig Briefe der angesehensten Männer forderten ihn auf zu kommen, weil wichtige Dinge für das Evangelium bevorständen. Laski wollte zwar erst den Ruf des Königs abwarten, allein zuletzt siegte doch das Zureden seiner Freunde, besonders der Schweizer. Um aber auch noch auf der Reise für seine Zwecke thätig zu sein, nahm er seinen Weg über Kassel und Wittenberg; dort wurde er vom Landgrafen überaus gnädig und günstig, hier von der Universität auf das Ehrenvollste aufgenommen. Melanchthon empfing ihn wie einen alten lieben Hausfreund und gab seine volle Zustimmung zu Laski's Schrift vom Abendmahle, so wie zu der vorgeschlagenen Zusammenkunft; nur müsse sie nicht von den Fürsten, sondern von den gemäßigte Theologen beider Theile ausgehen und der Schreier wegen in aller Stille betrieben werden. Die Reise zum Churfürsten nach Dresden widerrieth er ihm gänzlich. Mit Zeugnissen und Briefen von Melanchthon an den König und den vielvermögenden Fürsten Radziwill versehen, eilte nun Laski nach Polen und langte, nachdem er während eines Krankheitsanfalls in Breslau den Schweizern vom Erfolg seiner Reise Nachricht gegeben und ihnen das Friedenswort noch an's Herz gelegt hatte, den 8. December 1556 mit seinem treuen Gefährten Joh. Utenſch in Krakau an.

Seit 1548 saß Siegmund II. August, der Letzte der Jagellonen auf dem polnischen Throne. Schwach von Charakter, sah er die Fortschritte der Reformation in seinem Reiche persönlich nicht ungern, durfte sich aber nie öffentlich für sie entscheiden. Dagegen begünstigte ein großer Theil des mächtigen Adels die evangelische Predigt offen und ungescheut, manchmal mehr aus Eifersucht wider den Clerus als aus eigener Ueberzeugung, und Viele unterhielten evangelische Prediger auf ihren sehr ausgedehnten Gütern. Von dieser Adelspartei, an deren Spitze der besonders in Lithauen hoch angesehene und mächtige Fürst Nik. Radziwill Cherny und andere der ersten Magnaten standen, war Laski's Berufung ausgegangen; er hatte auch schon früher jede Gelegenheit benutzt, um die Sache

des Evangeliums in Polen zu fördern, hatte z. B. den Prediger des Königs, Laur. Prasnicki, zum Bleiben und Ausharren am Hofe ermuntert, dem Könige seine Schrift über die Verfassung der Fremdengemeinde in London zugeeignet, ihn so wie den Reichsrath und die weltlichen Mitglieder des Reichstages zum Achten auf die Fingerzeige und Heimsuchungen Gottes, zur ungesäumten Vornahme einer geregelten Kirchenverbesserung aufgefordert. Kein Wunder also, daß seine Ankunft die katholische Partei und besonders die Bischöfe, deren Einer ihn geradezu ihren künftigen Henker nannte, in Furcht und Bewegung versetzte. Vereint mit dem päbstlichen Legaten Lipomani drangen sie mit der Forderung in den König, dem Ketzer und Aufruhrstifter keinen Aufenthalt im Reiche zu gestatten. Der König ließ sich jedoch eines Bessern berichten und Laski wußte sich schriftlich so gut zu rechtfertigen und seine Ankläger in's gehörige Licht zu stellen, daß er unangefochten und wenigstens stillschweigend geduldet blieb. Bald übernahm er als Superintendent die Leitung der evangelischen Kirche von Kleinpolen. In dieser Stellung suchte er, den Verhältnissen Rechnung tragend, nicht sofort seine kirchlichen Ideen in ihrer Strenge durchzuführen; sein Bestreben war vielmehr auch hier, theils die zerstreuten Glieder und Gemeinden in ein Ganzes zu sammeln, zu ordnen und zu organisiren, theils die verschiedenen protestantischen Parteien und Richtungen zu vereinbaren, wie es so eben erst (1555) zwischen den Reformirten und den Böhmischen Brüdern in Großpolen geschehen war. Leider war ihm die Zeit des Wirkens daheim nur noch kurz zugemessen; er sollte es eben bis zuletzt erfahren, daß der Christ auf Erden kein bleibendes Vaterland habe; schon der 8. Januar 1560 rief ihn zu seine Ruhe; nur 3 Monate später folgte ihm Melanchthon. Sein Tod raubte der evangelischen Kirche Polens den einzigen Mann, welcher durch seinen Charakter, sein Ansehen, seine durch Erfahrung gereifte Weisheit die auseinanderstrebenden Richtungen hätte zusammenhalten, dem polnischen Erbübel, der Zwietracht hätte wehren können, welche späterhin ihre Unterdrückung herbeiführte.

Laski erscheint uns als ein von Hause aus kräftiger, gebiegenener, ächt adelicher Charakter, durch das Evangelium noch geläutert und veredelt, durch schwere Lebenserfahrungen geprüft und durchgebildet. In seinem Privatleben sehen wir ihn schlicht, einfach, genügsam, über jeden Eigennutz und jede Gemeinheit hoch erhaben. Beim Verluste eines großen Theiles seines Vermögens entschlüpft ihm nicht die leiseste Klage; seinem Freunde Harden-

berg stellt er wiederholt seine ganze Kasse zu unbedingter Verfügung und schreibt ihm scherzhaft: „Wirst Du einmal reich, so kannst Du mir's wiedergeben.“ Wie er Allen, auch den Geringsten und Fremdesten, nach Kräften diente, so schämte er sich hinwiederum keineswegs, im Nothfalle von seiner Gemeinde Unterstützung anzunehmen; wohl aber verweigerte er die Annahme eines Geschenkes von unbekannter Hand, weil er muthmaßte, es komme von der Gräfin Anna, die sich dadurch mit ihrem Gewissen abfinden wolle. Seine Frömmigkeit war weniger gefühlig und beschaulich, als vielmehr klar, praktisch, in's Leben ein- und durchgreifend: Gottes Wort über Alles, galt ihm als Grundsatz; dem beugte er sich unbedingt, dem sollte sich aber auch, so weit sein Wirken reichte, Alles beugen. Seine Friedensbestrebungen hatten daher auch nicht in dogmatischem Indifferentismus ihre Quelle, — er wußte vielmehr seine Ueberzeugung, wo es noth that, sehr wohl, obschon mit Mäßigung und Würde zu vertreten, — sondern in der Milde seines Charakters, in der praktischen Richtung seines Geistes, in dem großartigen, durch die Schule der Staasgeschäfte gewonnenen Ueberblick über die Verhältnisse, der ihn lehrte, daß, so lange vorerst noch die Existenz, die Consolidirung, die Fortdauer der evangelischen Gesammtkirche auf dem Spiele ständen, Alle die im Glaubensgrunde eins wären, auch vereinigt dastehen sollten. Am ehrwürdigsten aber erscheint uns Laski in der heroischen Treue, womit er seiner Ueberzeugung als freiwillig Verbannter, als flüchtig von Land zu Land, unter allem Wechsel widriger Geschicke unwandelbar anhing, — die glaubensfrohe Ausdauer, womit er sein Werk, war es auch an Einem Orte dem Scheine nach zertrümmert, stets wieder an einem andern zu bauen begann. Welch großen, eben so imponirenden als herzgewinnenden Eindruck Laski's Persönlichkeit auf seine Zeitgenossen hervorbrachte, erkennt oder fühlt man vielmehr am Schönsten aus der an ihn gerichteten Anrede eines edeln Polen: „Mann Gottes! ich reiche Dir die Hand!“

F. Trechsel in Bechingen bei Bern.

---

19. Isaac le Febvre.

13. Juni.

Die reformirte Kirche verdankt ihren Ursprung dem gottseligen Bestreben, die apostolische Kirche in Lehre und Leben aus dem

Schutt der Jahrhunderte wieder zu erwecken. Demgemäß hat sie, gleich dieser, in ihrer Geschichte, unter den sichtbaren Gnadenführungen Gottes, eine Zeit der Verfolgung und des Märtyrerthums, grausam und blutig, wie keine andere aufzuweisen. Ihre gläubigen Mitglieder dürfen das Wort des Apostels auf sich anwenden: Darum auch wir, dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist. Hebr. 12, 1. Zu den gesegneten Zeugen jener Leidenszeit gehört der Parlaments-Advokat le Febvre. Seine Lebensbeschreibung erschien im Druck, in Rotterdam 1703 bei Abraham Acher, unter dem Titel: Histoire des souffrances et de la mort du fidèle Confesseur et Martyr, M. Isaac le Febvre de Chatelchignon en Nivernois, Advocat en Parlement. Es ist ein Beispiel unter vielen Tausenden ähnlicher.

Isaac le Febvre erblickte das Licht der Welt im Jahre 1648 zu Chatelchignon in Nivernois. Seine Familie gehörte zu den angesehensten des Landes, und wurde wegen ihrer Frömmigkeit und Tugend hoch geachtet. Schon seine Großeltern lebten und starben im Schooß der gereinigten Kirche. Le Febvre wurde sorgfältig erzogen, und eignete sich, bei ausgezeichneten Gaben, bald eine gründliche, gelehrte Bildung an. Im Jahre 1663 ging er nach Genf um Philosophie, und darauf nach Orleans um die Rechte zu studieren. Am letzteren Orte vertheidigte er seine Thesen, und erhielt die Doktorwürde. Nun begab er sich nach Paris, und ließ sich, auf Grund seiner Zeugnisse, in das Verzeichniß der Parlaments-Advokaten eintragen. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt und Wirken daselbst, kehrte er in die Provinz zurück, wo er es übernommen hatte, die Vermögens-Verhältnisse der Marquise von St. André Montbrun zu ordnen. Schon hier mußte er die erste Anfechtung, der Religion halber, erfahren. In Folge einer verleumderischen Angeberei, ließ ihn der Intendant von Rochefort vor sich fordern; doch erkannte man bald seine Unschuld. Es folgte eine Reise nach Paris, wo er kaum angelangt war, als das Edikt von Nantes am 18. October 1685 widerrufen wurde. Diese verhängnißvolle Begebenheit nöthigte ihn, schleunigst nach Burgund zu eilen, um der Marquise Rechenschaft von ihren Angelegenheiten abzulegen, und sich darnach zur Flucht anzuschicken. Im fremden Lande, namentlich in der Schweiz, hoffte er Freiheit für seinen Glauben und sein Gewissen zu finden, und seinem Gott ungehindert dienen zu können. Jetzt begann aber sein Märtyrerthum im

37sten Jahre seines Alters. Wir erzählen den Hergang mit seinen eigenen Worten. Es ist ein Auszug aus einem Briefe, den er im Jahre 1686 an seinen Seelsorger schrieb.

„Ich befand mich, sagt er, in der Provinz drei Monate in beständiger Arbeit. Man brachte in Erfahrung, daß ich der protestantischen Religion zugethan sei, und trug große Sorge, mich die Religionsänderung der angesehensten Personen wissen zu lassen. Ich sah zur Rechten und zur Linken nichts als Abfälle; die Gottseligsten erlagen unter der Gewalt der Versuchung; es überfiel mich ein Zittern. Die Zedern fallen, dachte ich, was soll aus dem Rohr werden? Frau von St. André, die vor dem Ungewitter sicher zu sein glaubte, wurde ebenfalls angefochten. Der Intendant von Burgund schrieb an sie. Sein Brief war voll von Höflichkeiten, aber ohne Rückhalt. Unter zwei Dingen, sagte er, muß eins geschehen; man muß entweder seine Religion verlassen, oder sich entschließen, seine Güter und seine Freiheit zu verlieren, ja an seiner eigenen Person zu leiden. Die Dame erbat sich Bedenkzeit. Der Intendant gewährte ihr nur vierzehn Tage, erklärte sich aber zugleich in Ansehung seiner Befehle so kurz und nachdrücklich, daß Frau von St. André mit einigen Verwandten, von allen Seiten bedrängt, sich entschloß, ihr Heil im Rücktritt zur katholischen Kirche zu suchen. Es wurde eine Abschwörungsformel aufgesetzt, ein Brief hinzugefügt, und Herr von Monchanin begab sich damit, noch vor Ablauf der Frist, nach Dijon. Der Intendant war unerbittlich, wiederholte seine Drohungen, und fügte hinzu, er werde mich von zwölf Gerichtsdienern holen lassen. Auch der Bischof von Autun schien sehr aufgebracht gegen mich. Man hatte ihnen hinterbracht, daß ich in Poitou herumgereist wäre, um meine Brüder zu stärken, und daß ich dies von Zeit zu Zeit noch immer in den Provinzen Nivernois und Berry thäte. Herr von Monchanin suchte mich zu entschuldigen. Als er sich aber über die Grausamkeiten, die man an uns verübte, weiter auslassen wollte, unterbrach ihn der Intendant, und rief: Worüber beklagt ihr euch? Ihr habt ja noch nicht bis auf's Blut widerstanden. Diese Worte aus dem Brief an die Hebräer haben hernach einen großen Eindruck auf mich gemacht. Der Intendant bediente sich ihrer nicht in dem Sinn des Apostels Paulus, sondern in dem des abtrünnigen Kaisers Julian, der den verfolgten Christen auf ihre Klagen erwiederte: Ihr müsset leiden; denn euer Meister hat euch ja vorhergesagt, was euch begegnen würde. So verhöhnten sie, der Eine und der Andere, die armen Unglücklichen, die sie verfolgten."

„Herr von Monchanin berichtete uns bei seiner Rückkehr, der Intendant werde nicht selbst kommen, vielmehr habe er dem Generallieutenant und dem königlichen Procurator von Autun die Vollziehung seiner Befehle aufgetragen, und in Begleitung dieser Herren, so wie der Marechaussee von Dijon und Autun, sei der Bischof, mit seinem gewöhnlichen Gefolge, auf dem Wege nach la Nocle. Ein vortrefflicher Aufzug für einen Geistlichen! Zogen etwa die Apostel auch mit solchen Helfershelfern zur Bekehrung der Völker aus? Daran denken diese Prälaten nicht. Aber es ist noch ein König vorhanden, weit erhaben über denjenigen, dem sie zu gefallen suchen, ein König aller Könige. Diesem wird einst Rechenschaft abgelegt werden müssen von den gewaltsamen und grausamen Unternehmungen, die sich so schlecht zu ihrer Würde schicken. Um aber doch auch zum Lobe dieser Prälaten Etwas zu sagen, so sind es Leute, die ihr Wort redlich halten. In dem Briefe, den sie zu Anfang der Verfolgungen an uns erließen, hatten sie versprochen, uns auf diese Weise zu begegnen. Herr von Monchanin fügte hinzu, daß ich mich besonders in großer Gefahr befände, und daß es seines Erachtens gut sein würde, wenn ich mich entfernte. Ich antwortete, ich würde seinem Rathe folgen. Doch fühlte ich mich in großer Verwirrung und Unruhe. Ich liebte die Wahrheit mehr als alles Andere; allein ich hatte keine Lust, ein Märtyrer zu werden, und ich sah nichts Anderes zu meiner Errettung vor mir, als die Flucht. Schon längst hatte ich dies Mittel ergreifen wollen. Aber die Marquise hatte sich mir jederzeit mit großem Eifer widersetzt. Sie beschwor mich, lieber ihrem Beispiel zu folgen, und stellte mir aufs Beweglichste vor, daß ich sie zur Verzweiflung bringen und mich selbst ins Elend stürzen würde, wenn ich sie verließe. Zwei Stunden vor der Ankunft jener Gesellschaft, stieg ich zu Pferde, um von la Nocle nach Chatelchignon zu reisen. Hier wurde meine Schwester von dem Bischof von Nevers, dem Pfarrer des Orts und ihrem eigenen Gatten auf's Härteste bedrängt. Sie hatte mich wiederholt und durch einen besonderen Boten flehentlich gebeten, ihr doch meinen Beistand und meinen Trost nicht zu versagen. Auch riefen mich meine persönlichen Angelegenheiten dorthin. Gleichwohl nahm ich, um mich gegen Frau von St. André gefällig zu zeigen, meinen Weg über Nevers, wo man die gerichtliche Verpachtung ihrer Ländereien erneuerte."

„Inzwischen folgte man zu la Nocle dem Beispiel dieser Dame mit Thränen, und nachdem der Bischof auf dem Schlosse herrlich

bewirthet worden, setzte derselbe seine Reise fort, hocherfreut so gute Geschäfte gemacht zu haben. Die Marquise schrieb an mich, er sei überaus gütig gegen mich gesinnt, und nur mißvergnügt über meine Abwesenheit gewesen; nichts weiter würde er gethan haben, als was ich gewollt hätte, und seine Sorge sei es, daß mir in seinem Sprengel keine Gewalt geschähe. Kurz darauf mußte ich gerade das Gegentheil erfahren. Der Pfarrer zu la Rocle wollte mich überreden, dem Bischof in seinem Pallast zu Autun meine Aufwartung zu machen. Auf meine Weigerung schrieb der Prälat donnernde Briefe gegen mich an die Marquise. Wenn dieser Mensch, schrieb er, sich nicht innerhalb vier Tagen stellt, so haben die Intendanten Befehl, ihn greifen zu lassen, wo sie ihn finden, wäre es in Ihrem Hause. Sie, Madame, werden vielen Verdruß davon haben. Bisher habe ich es noch verhindert; aber die göttlichen und die menschlichen Gesetze fordern, daß man ihn thun lasse, was Sie gethan haben. Sie müssen ihn dazu zwingen, oder von ihm ablassen. — Ich möchte wohl wissen, wo dieser Prälat solche göttliche Gesetze finden will. Etwa in dem Ausspruch des Herrn: Nöthige sie hereinzukommen? Allein wer wird glauben, daß Jesus sagen wollte, man müsse die Heiden, von denen die Rede ist, zur christlichen Religion zwingen mit Stockschlägen, mit Gewalt, mit solchen Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten, dergleichen bisher die Gerichtsdiener und Dragoner, wie die ganze Welt weiß, unter Anführung der Bischöfe ausgeübt haben? Was für einen Verstand und für Augen haben diejenigen, welche nicht einsehen, daß hier die Rede ist von einem Zwang durch die stärksten Ermahnungen, durch die dringendsten und kräftigsten Anreizungen, wie die Apostel sie angewendet, welche durch dies milde aber mächtige Mittel so viel Nationen zur Erkenntniß des Evangeliums und zum Glauben an Jesum Christum brachten? Ich bin so dreist zu glauben, daß die Herren Bischöfe und andere geschickte Leute ihrer Kirche sich keine andere Vorstellung davon machen. Ich zweifle, daß Jemand so dreist sein sollte, Häscher und Soldaten darin zu finden, welche plündern, rauben, prügeln und Leute mit Gewalt zur Messe schleppen, die nicht daran glauben und in eine Kirche treiben, die sie für falsch und unchristlich halten. Nein, diese unmenschliche und grausame Gewalt gründet sich auf den Befehl eines ganz anderen Herrn, als der Herr Jesus war, auf den sich jedoch diese Herren gewissenlos berufen. Der König will es haben, sagen sie, obgleich sie eben so gut wissen wie wir, daß den irdischen Königen, wie groß sie sein mögen, keine Herrschaft über

das Gewissen zukommt, sondern allein Gott, dem König aller Könige, dem Herrn Himmels und der Erden".

So weit die eigenen Worte unsers Märtyrers. Als er eben im Begriff war, sich nach der Schweiz zu begeben, ward er in der Grafschaft Burgund, nahe bei der Stadt Pontarli, an einem Sonntage, den 4. Februar 1686, verhaftet. Man schickte ihn nach Besançon, nahm ihm Alles ab, was er hatte, legte ihm Ketten an und behandelte ihn ohne jede Rücksicht wie einen gemeinen Verbrecher. Seine Leidensgefährten verstanden sich zur Abschwörung. Ihn stellte man vor die Rathskammer, obgleich er das Fieber hatte; und an demselben Tage kündigte man ihm sein Schicksal an. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Während des Verhörs hatte einer der Räthe bemerkt, wie lästig ihm die Ketten waren, und seiner Schwachheit spottend zu ihm gesagt, wenn man überzeugt sei, die wahre Religion zu haben, so müsse man Alles erdulden, selbst den Tod. „Diese Wahrheit", schreibt er, „machte einen großen Eindruck auf mein Herz; ich wurde dadurch sehr befestigt, und antwortete ihm, was er sage, sei vollkommen gegründet, und ich stehe im Begriff, dasselbe zu thun". Weiter schreibt er, nachdem er in ein finsteres Gefängniß zurückgebracht worden: „Ich befinde mich an einem Orte, wo die Luft verpestet ist und wo ich mich solcher Speisen bedienen muß, die mich sonst vergiftet haben würden; allein ich finde mehr Freude und Trost dabei, als ich mir vorgestellt". Ein ander Mal: „Man begegnet mir auf das Allergrausamste; und je mehr Schwachheit man an mir wahrnimmt, desto beschwerlicher sucht man mir meine Gefangenschaft zu machen. Seit einigen Wochen läßt man Niemand zu mir. Inzwischen hat die Liebe zur Wahrheit jederzeit die Oberhand in meiner Seele. Gott, der mein Herz und die Lauterkeit meiner Absichten kennt, unterstützt mich durch Seine Gnade. Er streitet gegen mich; aber Er streitet auch für mich. Meine Waffen sind die Thränen und das Gebet. Mein Glaube ist schwach, und ich bin ein großer Sünder. Aber mein gütiger Gott, die Zuflucht der Geängsteten, der einzige Schutz der Elenden, der den glimmenden Docht nicht auslöscht und das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, der wird Sich meiner großen Schwachheit erbarmen; Er wird mich nicht lassen, bis Er mich gesegnet hat".

Vergeblich lag man ihm an, eine Bittschrift an den Intendanten zu richten. Er wußte, was man von ihm fordern würde, und versicherte, daß er lieber seine Tage unter den grausamsten Martern endigen, als eine Religion verlassen wolle, die ihn in

den größten Trübsalen glücklich, unter den größten Widerwärtigkeiten geduldig mache und ihn lehre, für seine Feinde und Verfolger zu beten. Nach einiger Zeit kam der Superior der Jesuiten von Besançon zu ihm, und kündigte ihm im Namen des Intendanten an, daß er am nächsten Montag zur Kette abgeführt werden sollte. Gleichzeitig erfuhr er, daß seine geliebte Schwester, die gleich ihm in allen Verfolgungen standhaft geblieben, in ein Kloster gesteckt worden sei. Er war tief betrübt, fühlte sich aber von neuem Eifer und neuer Inbrunst beseelt. Bald darauf brachte man ihn von Besançon nach Dijon, wo er von den Beschwerden der Reise in Ketten ganz entkräftet und unter härteren Fieberanfällen ankam, wo er aber anfangs eine etwas bessere Behandlung erfuhr. Allein die zahlreichen Empfehlungsschreiben hochstehender Freunde und Gönner aus Paris und aus der Provinz dienten nur dazu, daß seine Verfolger, die ihn für einen angesehenen Mann halten mußten, desto eifriger bemüht waren, ihn zu gewinnen, und da sie mit Versprechungen nichts ausrichten konnten, so verdoppelten sie ihre Strenge. Deshalb verbat er sich solche Schritte. Ebenso weigerte er sich das Geld anzunehmen, das ihm reichlich geschickt wurde, es sei denn um seinen Mitgefangenen eine Erleichterung zu verschaffen. „Der Ueberfluß", sagte er, „macht mir Unruhe". Ja sein Zartgefühl ging so weit, daß er seine Bedürfnisse verschwieg, um seinen Freunden nicht beschwerlich zu fallen. Im Uebrigen harrete er furchtlos seiner weiteren Bestimmung, war voll Dank für den Kerkermeister, der ihm seine Gefangenschaft erträglicher zu machen suchte, und klagte nur darüber, daß ein Jesuit ihn gar zu häufig mit seinem Besuche und seinen Reden belästige.

Zwei Monate hatte er im Gefängniß zu Dijon zugebracht, als man ihn nach Chalons an der Saone übersiedelte, wo von Paris aus die Kette erwartet wurde, an welcher Herr von Maroles, ein älterer Freund und Märtyrer, den er hoch verehrte, befestigt war. Anfangs wurde er mit einem Offizier zusammengekoppelt, der, ein Katholik, zu den Galeeren verurtheilt worden, weil er einige Protestanten hatte entwischen lassen. Am folgenden Tage vereinigte man ihn mit Herrn von Maroles. Nun ging es nach Marseille. Auf dieser höchst beschwerlichen Reise erkrankte le Febvre heftiger und fühlte sich dem Tode nahe. Er ruft: „Wie lange, Herr, wie lange?" Doch sollte er noch sechzehn Jahre auf ähnliche Weise, ja in wachsendem Maaße leiden.

Zunächst wurde er zu Marseille mit Herrn von Maroles, als krank und schwach, in das Hospital der Rudersklaven aufge-

nommen. Die Gemeinschaft und die gottseligen Gespräche dieses treuen Zeugen gereichten ihm zum größten Troste. Doch durften sie die anderen protestantischen Leidensgefährten nicht besuchen, noch ihnen Etwas mittheilen. Auch bekam le Febvre einen heftigen Anfall seines alten Fiebers. Kaum befand er sich etwas besser, da trennte man ihn von seinem Freunde; dieser wurde für untüchtig zum Dienst erklärt; ihn schickte man in Ketten auf die Hauptgaleere. Er schreibt: „Wenn Armuth, Krankheit, Schmerzen und die Gefangenschaft die Mittel sind, deren Sich der Herr bedienen will, um mich selig zu machen, warum sollte ich dieselben verwerfen? Ich werde mit Freuden sterben, wenn es Gott gefallen wird, mich abzurufen". Bei der Vertheilung der Sklaven auf die einzelnen Schiffe, blieb er zurück, weil, wegen seines kläglichen Aussehens, keiner der Kapitäne ihn haben wollte. Auf Verwendung einiger angesehenen Freunde, ging er jedoch zu einer anderen Galeere über, wo er es Anfangs, unter milderen Vorgesetzten, etwas besser hatte. Allein die Väter von der Mission und die Schiffsprediger setzten ihm zu, und ihren Aufhetzungen ohne Zweifel gelang es, daß er bald noch strenger beobachtet und härter behandelt wurde als früher. In dieser Zeit hatte er auch noch eine Unterredung mit dem Bischof, wobei er gegen alles Drängen zur Abschwörung standhaft blieb.

Endlich muß er wohl ebenfalls zum Dienste untauglich erklärt worden sein. Denn im April 1687 ward er angeblich auf unmittelbaren Befehl vom Hofe, in einem finstern Loch des Fort St. Jean an dem äußersten Ende von Marseille untergebracht. Hier blieb er bis an seinen Tod. Von nun an konnte man nur selten und mit großer Mühe Nachricht von ihm bekommen. Der größte Theil des Geldes, das man für ihn bestimmte, wurde dazu verwendet. Gleichwohl blieben seine Briefe oft Jahre lang liegen, und einige Boten und Vermittler büßten ihre Dienstfertigkeit mit dem Leben. Sie wurden zum Galgen verdammt und gehenkt.

Le Febvre beschreibt uns seinen nunmehrigen Wohnort. „Dies Gefängniß, sagt er, befindet sich in dem Fort St. Jean. Die Lage desselben ist mir gänzlich unbekannt; so viel aber weiß ich, daß die Thür, wo ich hinein gebracht wurde, nicht weit vom Hafen war. Es besteht aus einem Gewölbe von unregelmäßiger Form. Es ist ehemals ein Pferdestall gewesen. Man hat aber nachgehend gefunden, daß es zu feucht, nnd folglich ungesund für die Pferde sei. Es ist noch eine Raufe und eine Krippe hier, und es kann weiter keine Luft als zur Thür hereinkommen, welche oben innen und außen durchbrochen und mit Gittern verwahrt ist. Der Oeff-

nung gerade gegenüber befinden sich gewisse Verschläge. Dieser Ort ist sehr finster und feucht, die Luft verpestet von sehr garstigem Geruch. Es vermodert und verschimmelt hier Alles, und über mir sind die Brunnen und Fontainen. Ich habe hier nie Etwas weiter von Feuer gesehen, als das Feuer meines Lichts." Anfänglich mußte er in einer sehr feuchten Krippe schlafen, dann länger als einen Monat auf einem ganz kurzen, schmalen Kasten, ohne andere Decke, als die königliche Sklavenkleidung. Die Kälte unterbrach nicht selten seinen Schlaf. Sein schon geschwächter Körper mußte an einem so ungesunden Ort ungemein viel leiden. Fortwährender Schnupfen, Zahnschmerz, Nierenschmerz, Durchfall und anhaltendes Fieber brachten ihn ganz herunter. An Wäsche ließ man ihn Mangel leiden, so daß er hocherfreut war, als ihm einmal zwei Hemden von unbekannter Hand zugestellt wurden. Die Speisen, die man ihm reichte, und zwar für sein Geld, oder für das, welches christliche Freunde auf seine Wechsel zur Verfügung stellten, waren dergestalt mit Unrath und Unreinigkeit vermischt, daß es fast scheint, man habe den Tod dieses Bekenners absichtlich beschleunigen wollen, aus Wuth über seine Standhaftigkeit. Jeden Trost durch Umgang, Zuspruch, Bücher und Correspondenz entzog man ihm zu Zeiten ganz. Gleichwohl hatte unser Märtyrer Stunden himmlischer Erquickung. Bei seinen geistlichen Uebungen, sang und wiederholte er vorzugsweis gern den 35. und 130. Psalm. Er verfaßte eine Abhandlung über die Nothwendigkeit der Leiden, mit vielen Anführungen aus der heiligen Schrift und aus den Schriften des Tertullian. Auch ersuchte er seinen Seelsorger, eine Abhandlung über das Märtyrerthum zu verfassen, schrieb diese dann ab, und suchte sie seinen Leidensgefährten mitzutheilen. Er schreibt: „Wenn ich Ihnen sage, daß ich bisweilen so vergnügt und so glücklich bin, daß ich ganz und gar nicht an meine betrübten Umstände denke, so sage ich Ihnen die Wahrheit. In der Schule der Leiden lernet man den Vergnügungen der Welt, sich selbst und der Eigenliebe absterben. In der Einsamkeit erhebet man sich zu Gott. Da unterredet man sich mit Gott im Gebet, welches die Zuflucht der Heiligen und der Trost der Märtyrer ist. Hierin findet das gläubige Leben Alles, was es nur wünschen kann, und gehet um so viel vertrauter mit seinem Schöpfer um, je weniger es mit den Kreaturen zu thun hat." Der Herr gab ihm auch Geistesfreiheit und Freudigkeit genug, um sich fortwährend mit den tiefsten Wahrheiten und Geheimnissen der geoffenbarten Lehre, mit den schwierigsten Stellen der heiligen Schrift und der Kirchenväter zu

beschäftigen. Er schrieb seine Bedenken und Betrachtungen darüber auf, schickte sie seinem Seelsorger, verlangte Belehrung und ertheilte Belehrung. Das Alles in einem wahrhaft theologischen Sinne und Geiste, wie nur ein bewährter Gottesgelehrter und Schriftforscher es hätte thun können. Als man sich darüber verwunderte, antwortete er: „Ich habe das, was ich euch sage, erst gelernt und begriffen, nachdem ich ein Galeerensklave, ein Gefangener des Herrn Jesu und Sein Hausjünger geworden bin. Ich bin nicht der Einzige, der in den Ketten reden und auf dem Meere beten gelernt; meine geliebten Gefährten sind einer gleichen Gnade theilhaftig geworden." Auch die traurige Lage seiner Glaubensgenossen im ganzen Königreich lag ihm lebhaft am Herzen, und flößte ihm die innigste Theilnahme ein. Er beklagt die Abfälligen, und betet für sie; er ermahnt die Treuen zur Standhaftigkeit und zum Ausharren. In Betreff der Ersteren sagt er: „Ich bin überzeugt, wenn die Christen, welche durch dieses Wasser und durch diese Ungewitter, die uns bestürmen, umgerissen worden sind, von der ewigen Wahrheit recht durchdrungen gewesen wären: Selig sind, die um Gerechtigkeit willen leiden; ich bin überzeugt, daß sie von ihrem Fall wieder aufstehen, und weder das Leben, noch den Tod, noch die Galeere, noch die finstern Löcher fürchten würden. Wer das Kreuz verwirft, der verwirft den Gekreuzigten. Es findet kein Mittelweg statt, wenn uns Jesus Christus durch Seine Vorsehung in die Nothwendigkeit versetzt, um Seinetwillen zu leiden. Sich davon losmachen, sich entschuldigen, sich mit Fleisch und Blut darüber vergleichen, das heißt nichts Anderes, als Christo entsagen." Zum Oefteren klagte er auch über Gnadenentziehungen und Stunden der härtesten Anfechtung im Kleinglauben. Allein er suchte die Ursach derselben nur in seinen Sünden uud Schwachheiten, und ließ sich immer wieder aufrichten zum festen Vertrauen auf Gott in Christo. Er sagt: „Gott züchtigt mich in keiner andern Absicht, als um mich, der Welt und der Hölle zum Trotz, selig zu machen. Die allmächtige Hand, welche dies Werk angefangen hat, wird es auch vollenden. Ich halte mich in diesem Stück an mein Lösegeld und an die Verheißungen meines Gottes." Und dann wieder: „Ich erwarte Alles von der Gnade meines Gottes; ich hoffe Alles von Christo Jesu, meinem Erlöser, der die Krankheiten meiner Seele heilen wird. Ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht einen großen Arzt hätte. Das ist mein Trost, daß dieser große Arzt meine Heilung übernommen hat. Er hat mich noch nie verlassen. Er hat mich gesucht, da ich Ihn nicht suchte. Er

hat mich, meines Widerstrebens und meiner Zaghaftigkeit ungeachtet, zu einem Vertheidiger seiner Wahrheit gemacht. Sollte Er mich nun verlassen, da ich Ihn suche, und da ich ein aufrichtiges Verlangen habe, Ihm zu dienen?"

Im Laufe der Jahre hatten sich, außer den nahe stehenden Freunden und Gönnern, die angesehensten, ja höchst gestellten Personen und Körperschaften bei dem König von Frankreich und seinen Ministern verwendet, um le Febvre seine Freiheit oder doch einige Erleichterung in seiner Gefangenschaft zu verschaffen. So namentlich der König von England, die Königin, der Prinz und der Gesandte von Dänemark, die Generalstaaten, die Schweizer-Cantone, insbesondere der berühmte Heinrich Escher, Bürgermeister von Zürich. Es blieb Alles vergeblich. Der König äußerte nur sein Befremden, daß ausländische Fürsten sich in Dinge mischten, die seine Unterthanen beträfen. Zeitenweis verschärfte man sogar, wie zum Trotz aller Bemühungen für ihn, die Behandlung unsers Märtyrers. Dieser äußerte selbst, ein hochgestellter Mann habe ihm zu wiederholten Malen gesagt, man halte ihn gefangen, nicht sowohl weil er Protestant sei, als weil er verrätherische Briefe ins Ausland geschrieben, und Verse gegen den König gemacht hätte. Le Febvre hatte in der That, kurz nach seiner Uebersiedelung in das Fort St. Jean, dem Kommandanten ein von ihm verfaßtes Sonnet übergeben, dessen zweite Hälfte lautet:

Lieutenant du Très-haut, ta colère est terrible.
Quoi, toujours glorieux et toujours invincible,
Peux-tu prendre plaisir à nous pousser à bout?
Sur toi-même tu dois remporter la victoire,
Et l'on ajoutera ce vers à ton histoire:
Louis est un vainqueur, qui triomphe de tout.

Es geht hieraus nur hervor, daß die Feinde der Wahrheit keinen Vorwand, keine Verleumdung, kein Mittel scheuten, um ihn zu verderben. Er sollte unterliegen, und er unterlag. Während seines ganzen letzten Lebensjahres durfte er keine Nachricht von sich geben, noch auch Mittheilungen von seinen Freunden empfangen. Eine Dame aus Marseille, Fräulein Salicofre, die Erlaubniß hatte, ihn zu besuchen, berichtet, daß sein Anblick und seine Reden sie stets an den ersten der Märtyrer, Stephanus, erinnerten; sie finde bei ihm dieselbe Glaubenskraft, dieselbe inbrünstige Liebe für seine Verfolger. Zwei Tage vor seinem Tode besuchte sie ihn zum letzten Mal. Er kam ihr außerordentlich schwach und elend vor. Er gebrauchte die Arznei, die man ihm zu bringen erlaubte, aber,

wie er selbst sagte, ohne die geringste Besserung zu spüren. Fräulein Salicofre verließ ihn tief bewegt und erbauet, nachdem sie ihn der Gnade Gottes empfohlen, und denen, die für ihn sorgen sollten, auch versprochen hatte, ihn nach seinem Tode beerdigen zu lassen. Von dem Augenblick an hat er für seine Seele weiter keinen Beistand gehabt, als die Gegenwart Gottes und die Tröstungen Seines Geistes. Die heiligen Engel allein sind Zeugen seines letzten Kampfes gewesen. Wir wissen nur, daß er am 13. Juni des Jahres 1702 gegen eilf Uhr Abends das zeitliche Elend mit der ewigen Herrlichkeit des Himmels vertauscht hat. Selig sind, die in dem Herrn sterben! Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach. Offenb. 14, 13.

Jene finstere Zeit der Verfolgungen liegt weit hinter uns. Wie natürlich ist es, daß wir dem Herrn dafür danken, und die Bitte hinzufügen, Er möge Seine Kirche und Seine Gläubigen mit ähnlichen Heimsuchungen in Gnaden verschonen. Aber auch nur natürlich. Vermessen und frevelhaft wäre es, wollten wir den Zorn Gottes und die Züchtigungen Seiner Gerechtigkeit vom Himmel herabbeschwören. Aber das steht fest, die Geschichte beweist es: Niemals hat der Evangelische Glaube herrlicher geblüht, niemals hat selbst das Kirchenwesen sich kräftiger entfaltet, als unter dem Kreuz. Nun, wenngleich die Stürme außen nicht mehr brausen, wenngleich das Blut der Märtyrer nicht mehr fließt, wenn die Gläubigen, es sei denn in einzelnen Ausnahmefällen, nicht mehr berufen werden, nach dem Verlust aller Güter des Lebens, auch das Leben selbst in Kerkern und auf Schaffotten aufzuopfern; es bleibt wie für den Einzelnen, so für die Gesammtheit, immer noch Kreuz genug übrig. Dafür sorgt der Herr. Und jeder aufrichtige Bekenner Jesu findet auch heute Gelegenheit, gleich den Glaubenshelden der älteren Zeit, das Gebot seines Herrn und Meisters zu erfüllen: Wer Mir folgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge Mir nach. Luk. 9, 23.

A. Fournier in Berlin.

---

20. Christian Friedrich Schwartz.

13. Februar.

Nach Indien versetzt uns dieser deutsche Mann mit seinen Erinnerungen, in das alte Wunderland der Kunst und der Natur. Seit Jahrtausenden haben seine Zauber und Schätze blutbefleckte

Eroberer und habsüchtige Handelsleute aus dem Westen zu jeder List und Gewaltthat gereizt; es sollte auch erfahren, wie lieblich auf seinen herrlichen Bergen und in seinen reichen Stromlanden die Füße der Boten sind, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkünden und zu Zion sagen: Dein Gott ist König. Den heiligen Thomas nennt die christliche Ueberlieferung den ersten Apostel Indiens. Von ihm her schreiben sich die „syrischen" Christen, deren Gemeinden die portugiesischen Entdecker auf der malabarischen Küste fanden. Gewiß ist, daß seit mehr denn 1500 Jahren von der Südspitze Indiens die Küste aufwärts im Innern von Malabar mitten unter den Götzendienern eine christliche Kirche bestand, die ihre Bischöfe vom Patriarchen zu Babylon und zu Antiochien erhielt, bis die Portugiesen und Jesuiten (1599) sie mit List dem ihnen bis dahin unbekannten römischen Papste unterwarfen. Auch armenische christliche Handelsleute siedelten sich frühe im Lande an. Rom und seine Jesuiten „bekehrten" unter Anführung des in seiner Art einzig großen Franz Xaver die Hindus zu Hunderttausenden zur katholischen Kirche. Nahmen sie doch selbst Kleidung, Sitten und Gewohnheiten der heidnischen Götzenpriester an, um desto leichtern Fang zu machen. Die Portugiesen wurden von den Holländern verdrängt, aber auch diese suchten die Einwohner nur schnell und äußerlich mit weltklugen Mitteln zum protestantischen Kirchenthum zu bekehren. Das war keine Saat für die Ewigkeit. Erst als (1628) die Krone Dänemark die Stadt Tranquebar (an der Ostküste) vom Rajah von Tanjore abgetreten erhielt, kam durch Friedrich IV. eine wahre evangelische Mission daselbst zu Stande. A. H. Franke in Halle schlug ihm den deutschen Bartholomäus Ziegenbalg dazu vor. Was dieser, unterstützt von Dänemark, Halle und England, wo eben die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß erstanden war, von 1706 bis 1718 Außerordentliches dort wirkte, siehe, das ist von Meisterhand geschrieben im dritten Jahrgang dieses evangel. Kalenders. Sein Werk wurde fortgeführt vom Miss. Schultz (der die von Ziegenbalg begonnene Uebersetzung der heil. Schrift ins Tamulische vollendete), und seit 1740 von Miss. Fabricius. Von 1706 bis 1750 waren aus den Hindus, Muhamedanern und Römischen etwa 8000 Seelen zum evangelischen Glauben gebracht. Solch ein Erfolg ermuthigte zur rastlosen Fortsetzung des Werkes und bereits war vom Herrn ein neues Rüstzeug dazu in Deutschland ersehen, das den heiligen Zweck der Freunde des Evangeliums in England, Dänemark und

Deutschland gerade während des beginnenden Siegeslaufes der englischen Fahnen durch das ungeheure Reich von 120 Millionen Einwohnern fast ein halbes Jahrhundert lang segensvoll fördern sollte. Das war unser Chr. Fr. Schwartz.

Er wurde als das Kind angesehener Eltern zu Sonnenburg im Königreich Preußen den 26. Oct. 1726 geboren. Seine früh verstorbene fromme Mutter weihte ihn noch auf dem Todtenbette dem Herrn. Auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt von einem trefflichen Lehrer zu Gottesfurcht und stillem Gebet angeleitet gewöhnte er sich frühe, von seinen Genossen in die Einsamkeit sich zurückzuziehen, um die Vergebung Gottes für seine Fehler zu erbitten. Sein Vater, ein verständiger, frommer Mann, der den Sohn strenge zu Einfachheit und Selbstverleugnung anhielt, begleitete ihn zu Fuß auf die höhere Schule zu Küstrin, wo er fleißig, doch meist nur aus irdischen Absichten, weiter lernte. Die erwecklichen Predigten des Pfarrers Stegmann gaben ihm einiges Gegengewicht gegen die Einflüsse leichtsinniger Kameraden; das Haus und die fromme Tochter eines mit den Lehrern der Universität Halle befreundeten Rechtsanwaltes gab ihm eindringliche Ermahnungen zur Gottseligkeit und anziehende Bücher. Besonders zogen ihn A. H. Franke's „Segensvolle Fußstapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes" (ersichtlich am Bau seines weltberühmten Waisenhauses in Halle), so daß er zweimal in Tagen gefährlicher Krankheit den Entschluß faßte, sich ganz Gott zu weihen. Aber die guten Vorsätze standen auf schwachen Füßen. Im Jahre 1746 bezog er die Universität Halle selbst. Zum Lehrer einer lateinischen Schule des Waisenhauses erwählt und durch die ihm übertragenen Abendandachten, so wie durch die Erbauungsstunden des Predigers Weiß inwendig gefördert faßte er den durch Franke bestärkten Entschluß, nun ganz seinem Gott zu leben. Der Text seiner eigenen ersten Predigt: „Herr, auf dein Wort will ich das Netz auswerfen" u. s. w. erzeugte, wie er später bekannte, eine tiefe Armuth des Geistes und ein kindliches Vertrauen auf Gottes Wort in seiner Seele. Hiezu kam, daß der Missionar Schultz, der damals tamulische Schriften in Halle zum Drucke besorgte, ihn zur Erlernung dieser südindischen Sprache veranlaßte: so stieg nach und nach der Gedanke an den Missionsberuf in ihm auf. Um diese Zeit erfuhr er zufällig, daß sich Franke unter den Studirenden nach frischen Missionaren für Indien umsehe — das entzündete in ihm den Entschluß, sich selbst hiezu anzubieten, falls sein Vater es erlaube. Dieser hatte freilich andere

Gedanken über seinen Erstgebornen; aber nach kurzer Bedenkzeit gab er wider alles Erwarten dem bittenden Sohne seinen Segen und hieß ihn in Gottes Namen Vaterhaus und Vaterland vergessen, um in der Ferne Seelen für Christum zu gewinnen.

Froh kehrte Schwartz nach Halle zurück, nachdem er edelmüthig auf sein väterliches Erbgut zu Gunsten seiner Geschwister verzichtet. Wenige Tage nachher wurde ihm eine einträgliche Pfarrstelle in seinem Vaterlande angetragen, — doch er hatte seine Hand an den Pflug gelegt und sah nicht zurück. Im September 1749 mit 2 Gefährten in Kopenhagen zum lutherischen Kirchenamte geweiht, reiste er im December nach London und war am 1. Februar 1750 bereits zu Schiffe. Widrige Winde hielten ihn im Hafen von Falmouth einen Monat lang zurück, während dessen viele andere Schiffe den Stürmen auf offener See unterlagen. Eine erste sichtliche Bewahrung Gottes. Seekrankheit und heftiges Fieber ward weiterhin glücklich überwunden; im Preise der Wunder Gottes, in Gebet und Betrachtung der Schrift, in nützlichen Studien verlief ihm die übrige Fahrt und am 17. Juli lagen die Ufer von Cuddalore in ihrer ganzen Herrlichkeit vor den Augen des Glücklichen. Kurze Zeit nach der Landung ging sein Schiff im Sturme unter, während Schwartz und seine Gefährten in vollkommenem Wohlsein herzlich von den Brüdern empfangen am 30. Juli in Tranquebar anlangten. Da lernte er mit solchem Eifer vollends das Tamulische, daß er schon nach 4 Monden in Ziegenbalgs Kirche seine erste indische Predigt halten konnte. Nun ging er an's Werk. Mit den jüngsten Kindern der tamulischen und portugiesischen Schule begann er einfältige katechetische Uebungen, mit zwei Klassen von Taufkandidaten den sorgfältigsten Vorbereitungs-Unterricht. 400 Seelen derer, die da selig werden wollten im Namen Jesu, wurden durch die heilige Taufe von ihm noch desselbigen Jahres zur Gemeinde der Gläubigen hinzugethan. Sofort machte er sich auf jene Wanderungen, die er so lange Jahre hindurch über ganz Südost-Indien bis Ceylon hinüber unter Hindus, Mahomedanern und Christen mit der Botschaft des Heiles zu tausendfältiger Segensfrucht fortsetzte durch Stadt und Land, Freund und Feind, Frost und Hitze, Krieg und Frieden, Tag und Nacht. Da sitzt und lehrt er bald unter dem Schatten eines majestätischen Banianenbaumes von 70 Schritten im Umfang, bald unter einer kleinen aus Blättern des Palmyrabaumes selbsterrichteten Hütte, bald auf einer Rasenbank am Wege, bald vor einer Pagode im Geiste über das wilde Treiben

indischen Götzendienstes ergrimmend, und doch mit freundlicher Seele und Sprache gegen die armen Bethörten, die er als seine „Brüder, nicht verachtet, sondern als Kinder eines Vaters" beschwört, auf ihren Frieden mit Gott zu denken; bald singt er im Palaste eines mächtigen Hindufürsten, denselben durch seine evangelische Freundlichkeit und Freimüthigkeit gewinnend, das deutsche Lied: „Mein Gott, das Herz ich bringe dir;" bald spricht er auf dem Walle einer Festung von Buße und Glauben an den Herrn Jesum mitten im wirbelnden Staube; bald stellt er sich zu den mit Reinigung des Reises beschäftigten Eingebornen auf die Dreschtenne oder lehrt einen Gärtner im Garten, geistlich fruchtbar werden; bald ist er bei den Kranken im Spital, bald bei den Brahminen am Ufer des heiligen Flusses, bald unter dem Stadtthore, bald vor der großen Moschee der Muhamedaner, bald bei den Verwundeten im englischen Lager, und hört, wie ein englischer Soldat, der bereits 32 Jahre unter der Fahne gedient, ihm auf die Frage: „wie lange hast Du aber dem Herrn Jesu gedient?" traurig zur Antwort giebt: „ich bin noch gar nicht in seinen Dienst getreten." Ist er zu Schiffe, so ersuchen ihn muhamedanische Matrosen um Erzählung der Geschichte Christi. Ist er unter römischen Christen, so leihen auch sie dem Manne des Friedens willig das Ohr. Ein vornehmer Hindu aber sagt nach einer Unterredung mit ihm: „Du bist ein Priester Gottes für alle Völker!" In der That wußte er in hoher apostolischer Weise „Jedermann allerlei zu werden, auf daß er allenthalben ja etliche selig mache." (1 Kor. 9, 22.)

Seine Gabe für den Missionsberuf zeigte sich von Anfang an so hervorragend, daß ihm bald die Aufsicht und Leitung aller Christengemeindlein und Schulen im Lande südlich des Cavery-Flusses übertragen wurde. Mitten im Lärm des zwischen Engländern und Franzosen entbrannten Krieges setzte er seine Arbeiten in und um Tranquebar fort; mit hoher Achtung nahmen ihn an vielen Orten die Heiden auf, freiwillig versorgten sie ihn mit Lebensmitteln. Die dänische Niederlassung von Tranquebar ward ihm aber zu enge. Er reiste mit einem Gehülfen zu Fuß nach der volkreichen Stadt Tanjore und erhielt dort die Erlaubniß, im Palaste des Fürsten das Evangelium vorzutragen. Mit Hülfe englischer Officiere erbaute er sodann in dem nahen, großen Tritschinapoli zur Begründung einer Station einen Betsaal und eine Schule. Im Jahre 1766 wurde ihm diese reizend gelegene Stadt als sein besonderer Missionsposten übertragen. Was

er hier und von hier aus — was er von Madura und Madras bis nach Tinnevelly hinab für Eingeborne und Europäer war, wie er sich Mitarbeiter heranzog und bei Alt und Jung im Segen wirkte, das wird erst die Ewigkeit enthüllen. Sein freundliches Wesen, die Zartheit seines Benehmens, der Reichthum seines Wissens, seine Beredtsamkeit in geistlichen und weltlichen Dingen war noch Jahrzehnte später eine liebliche Erinnerung derer, die mit ihm umgingen. Ein Mann, der großes Vorurtheil gegen den Missionar hatte, giebt nach jahrelanger Bekanntschaft und Freundschaft mit ihm folgende Schilderung: „Schon der erste Anblick des Mannes nöthigte, die vorgefaßte Ansicht von ihm aufzugeben. Sein Anzug war allerdings ziemlich abgetragen und altmodisch, aber man stelle sich einen wohlgewachsenen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe vor, mit aufrechter, kunstloser Haltung, ziemlich dunkler, gesunder Gesichtsfarbe, schwarzen gekräuselten Haaren und kraftvoll männlichem Blicke, aus welchem ungeheuchelte Bescheidenheit, Geradheit und Wohlwollen fühlbar hervorstrahlt — dann hat man eine Vorstellung von dem Eindruck, den Schwartz schon beim ersten Anblick auf das Gemüth des Fremden zu machen pflegt. Nachdem er sich die sehr wortreiche, schwer auszusprechende Sprache des alten, geistreichen und wohlhabenden Tamulenvolkes vollkommen angeeignet, erforschte er fünf Jahre lang dessen ganze Götterlehre und Bücherwelt auf's genaueste, was zur Unterweisung und Ueberweisung der Malabaren ihm unendlich nützlich ward. Auch lernte er zu Tranquebar das Portugiesische, um den überall in Indien verbreiteten Schaaren dieses Volkes nahe kommen zu können. In Tritschinapoli hat er, abgeschlossen von jedem andern Umgang, außer dem kurzen Verkehre mit Missionar Dame in Tanjore, mit den geringsten Mitteln Großes geleistet. Zufrieden mit einem Raume in einem alten Hindugebäude, der gerade groß genug war, ihn und sein Bett aufzunehmen, hielt er heitern Antlitzes sein tägliches Mahl von einem Teller geschwellten Reises mit ein wenig Gemüse; ein Stück schwarzen Baumwollenzeuges nach Landesart gewoben und zugeschnitten war das ganze Jahr über seine körperliche Bedeckung. Aller irdischen Sorgen ledig war seine einzige Sorge, das Werk eines Evangelisten an den armen Hindus auszurichten. Die Katechisten, die er sich aus ihrer Mitte erzog, speisten an seiner Tafel und lebten von seinem, jährlich 600 Gulden betragenden Einkommen. Die große englische Garnison zu Tritschinapoli hatte weder Religionsunterricht noch Erbauung, Schwartz nahm sich

ihrer an, und wer die brittischen Truppen in Indien kennt, muß staunen, wie es ihm gelingen konnte, die ganze Mannschaft für das Evangelium zu gewinnen. Anfangs vermochte er sie, in einem alten Hintergebäude zum Gottesdienst zusammenzukommen; bald aber beschlossen sie, von ihrer täglichen Löhnung etwas für eine Kirche zu ersparen. Nur ein Mann wie Schwartz vermochte mit dieser Summe ein schönes, hohes, geräumiges Gebäude aufzurichten. Neben demselben erbaute er ein Missionshaus und eine englische und tamulische Schule, wozu er den Jahresgehalt verwendete, den die Regierung zu Madras ihm als Kaplan der Garnison angeboten. Auch nachher opferte er einen großen Theil seines Einkommens seiner Gemeinde. Das ansehnliche Vermächtniß eines Officiers, dem er Religionsunterricht ertheilt, schlug er aus; ebenso machte er es mit den Anerbietungen des Fürsten von Tanjore: ein Missionar müsse unter allen Umständen beweisen, daß keine eigennützigen Absichten dem evangelischen Berufe zum Grunde liegen."

Schwartz erfreute sich in dem heißen Lande einer meist guten Gesundheit. Der innere Friede, der ihm „nicht eine jauchzende, aber stille, tiefe, stetige Freude erhielt," trug und stärkte auch den alternden Körper. Unter dem Schirme des Allmächtigen fand er wiederholte Bewahrung vor großer Gefahr; z. B. als er einmal vor Tag aufgestanden war und sich an eine Stelle gesetzt hatte, wo eine sehr giftige Schlange lag, — sie durfte ihn nicht rühren; oder als (1772) das Pulvermagazin der Festung in die Luft sprang, Alles ward mit Trümmern und Leichen besäet, — er aber blieb mit seinen Katechisten, Schulkindern und Gemeindegliedern völlig unbeschädigt.

Daß dieser Mann Tausende von Seelen für Christo gewann, zarte Kinder und rohe Soldaten, vornehme Jünglinge und hundertjährige Greise, das konnte nicht fehlen. War er doch überall mit Trost und Hülfe zumal in böser Zeit und im Gräuel der Verwüstung, für leiblich und geistlich Kranke und Verwundete zur Hand, wo er weilte und ging. Zu Tritschinapoli erlebte er es, daß erst 20, dann 30 Soldaten einen Bund schloßen, sich aufrichtig Jesu zu übergeben und dann ihren geistlichen Vater durch Krankenbesuche, besonders aber durch ihren rechtschaffenen Wandel unter den Heiden mächtig förderten. Seit 1778 schlug er seinen bleibenden Sitz in Tanjore auf, welche Stadt als im heiligen Lande gelegen, der alte Lieblingsaufenthalt der Hindu und mit der prächtigsten Pagode Indiens, so wie mit den reichsten Anstalten des

Götzenthums und der Wohlthätigkeit ausgestattet war. Wiederholt hatte er mit seiner Sprach- und Sach-Kunde, in seiner Uneigennützigkeit und Entschlossenheit als Vermittler zwischen der englischen Regierung und den heidnischen Fürsten gedient, als er von ersterer zu einer Friedenssendung an den wilden Eroberer Hyder Ali von Mysore (1779) in ehrenvollster Weise erbeten wurde. Die Reise nach Seringapatam benutzte er allenthalben zur Predigt des Friedens in Jesu Christo. Am Hofe des furchtbaren Gegners der Britten gewann er sogleich alles Vertrauen. Ein Geldgeschenk, das Hyder Ali ihm bei seiner Heimkehr aufnöthigte, gab er der brittischen Regierung, und als sie es ihn behalten hieß, bat er um dessen Verwendung zur Anlage einer englischen Waisenschule in Tanjore, wo er auch für die tamulische Gemeinde eine Kirche baute. Als der von England getäuschte und gereizte Hyder Ali mit 100,000 Mann drei Jahre lang die Schrecken des Krieges, des Hungers und des Todes über die verwüstete Provinz Carnatik, den Wirkungskreis unseres Schwartz, hinwüthen ließ, war er der rettende Engel für die Garnison und die Einwohner. 17 Monate lang standen oft über 800 Hungernde täglich vor seiner Thüre, er sammelte Geld, ließ Speise bereiten und an Europäer und Hindu vertheilen, während er zugleich geistlichen Trost zu spenden suchte. Auf den schrecklichen Hyder Ali hatte seine Persönlichkeit einen solchen Eindruck gemacht, daß er mitten in seinem blutigen Siegeslaufe seinen Officieren den bestimmtesten Befehl gab: „den ehrwürdigen Vater Schwartz überall unbelästigt herumgehen zu lassen und ihm alle Freundlichkeit zu beweisen: denn er ist ein heiliger Mann und wird mir nicht schaden.“ So konnte „der gute Vater“, wie ihn die Heiden nannten, seine Friedenssaat durch das feindliche Kriegslager, welches das ganze Land überzogen hatte, ungehindert fortsetzen. Die Stadt Cuddalore bewahrte seine Fürsprache vor den entzügelten Horden des Feindes.

Im Jahre 1785 erkor ihn die englische Regierung zum Mitglied des Verwaltungsrathes für Tanjore. Für seine herrlichen Dienste in dieser Stellung wurde ihm ein brittischer Jahrgehalt von 100 Pfd. ausgesetzt. Als der alte Fürst von Tanjore einen Kronprinzen annahm, sollte Schwartz die Vormundschaft übernehmen; er lehnte es aber ab und schlug den Bruder des Fürsten Amir Sing dazu vor. Dieser trat ihm sofort freundlich dankbar die Einkünfte eines Dorfes für seine evangelischen Schulen und Waisen ab. Als aber Amir Sing schlecht regierte und den Kronprinzen Serfudscha schlecht behandelte, mußte Schwartz doch Vormund

werden und tief in die zerrütteten Verhältnisse des Staats eingreifen, dem er zu einer bessern Rechts- und Finanzordnung und selbst zu Besserung seines Bodenertrags verhalf. Da war er vom Morgen bis Abend umlagert von Eingebornen jeden Ranges, deren Streitigkeiten er schlichten sollte, umringt von armen Wittwen, die er durch Spinnen und andre Arbeiten beschäftigte, von armen Mädchen, welche strickten, während er sie unterrichtete, von jüngern Katechisten und Missionären, die er zu berathen hatte, und dabei lag er doch noch der Predigt und der Aufrichtung und der Leitung der Provinzialschulen ob, zu welchen das in 30 Jahren ungeschmälert erhaltene Vertrauen des alten Radschah von Tanjore ihm freundlich Mittel und Wege gewährt hatte.

So stand Schwartz in seinem 70. Jahre noch in voller Kraft da, eine deutsche Eiche im Lande der Palmen. Sein Pfad ward freilich immer einsamer, die alten Freunde waren heimgegangen, auch ihn mahnte ein Fußübel an den letzten Gang. Er war nie verheirathet, (wollte auch andere Missionäre wenigstens in den Anfangs-Jahren ehelos wissen); so viel Empfänglichkeit er auch für das Glück der Ehe gerade bei seinem geselligen und liebhabenden Wesen hatte. Eine schmerzliche Krankheit, die mit seinem Fußleiden zusammenhing, warf ihn 3 Monate darnieder und machte ihn reif für den Schnitter. Noch hatte er laut in das Lied: „Christus der ist mein Leben" eingestimmt und von seiner Bereitschaft zu längerem Wirken wie zu baldigem Abscheiden gesprochen, aber Alles in des Herrn Willen gelegt und in die Hand des treuen Gottes, der ihn erlöset, seinen Geist befohlen, nochmals sang er den letzten Vers von „O Haupt voll Blut und Wunden" mit den umstehenden Brüdern, da verschied er aufgerichteten Hauptes und mit offenen Lippen in den Armen eines treuen und dankbaren Nationalgehülfen den 13. Februar 1798 Morgens 4 Uhr. Lautes Weinen erfüllte den Garten an seinem Hause, als die dort Versammelten vom Tode ihres Trösters und Vaters hörten. Der Prinz Serfudscha eilte herbei, seinen theuern Vormund noch im Sarge zu sehen. Das Schluchzen der Menge machte den Grabgesang unmöglich. In seiner Residenzstadt ließ der Prinz „dem verstorbenen wohlehrwürdigen Vater Schwartz" ein marmornes Denkmal errichten; auf eine Granitplatte in der Kapelle des Missionsgartens verfaßte er selbst eine Inschrift in englischen Versen, die das Lob seines „Vaters" und den Wunsch, seiner würdig zu werden, ausspricht. Noch in spätern Jahren suchte er, der Christ zu werden nicht die Entschlossenheit hatte, das Andenken an den

verstorbenen Missionar durch fromme Anstalten für die Jugend und die Kranken zu ehren. Auch die ostindische Compagnie errichtete (1807) dem Patriarchen der indischen Mission in der Marienkirche des Forts St. Georg zu Madras ein Denkmal. Das köstlichste Denkmal seines Wirkens für die südindische Mission, der er auch seine ganze Hinterlassenschaft vermachte, war die Schaar derer, welche er zum Leben in Christo geführt und die wackern Männer, die er zur Fortsetzung des Werkes an ihnen erzogen. Als der Missionar Gericke 1803 Südindien bereiste, sah er die Früchte solcher Saat. Ganze Dörfer suchten bei ihm Unterricht, er taufte 1300 Heiden und nach ihm bildeten die Katechisten 18 neue Gemeinden und tauften 2700 Seelen. Um die Kirche, welche eine von Schwartz getaufte Hindufrau erbaut hatte, fanden sich später in 62 Dörfern mehr als 4000 Hinduchristen. Als Bischof Heber 1826 nach Südindien „in diesen Garten des Evangeliums" kam, war die Zahl sämmtlicher lebender Heidenchristen auf mehr als 15,000 gestiegen. Damals war allerdings in das von Schwartz und seinen Nachfolgern angebaute Feld der deutschen Mission Rhenius getreten, der erst in Madras, dann in der Provinz Tinnevelly, worin Schwartz selbst noch eine Gemeinde von 250 Seelen gesammelt, nach 7 Jahren in 240 Dörfern und 150 Bethäusern mehr als 10,000 Bekehrte zählen konnte, welche durch ihn und seine Gehülfen im Glauben der evangelischen Kirche den Namen Christi mit tamulischer Zunge preisen lernten. Seitdem ist mit den Mitteln der verschiedenen deutschen, englischen und nordamerikanischen Gesellschaften auch im übrigen Hindostan nebst Hinterindien und den indischen Inseln, nachdem (1839) die englische Regierung der evangelischen Mission in Indien freien Lauf gegeben, auf etwa 125 Stationen durch mehr denn 160 Missionäre der evangelischen Kirche, Lehre und Sitte ein noch immer sich erweiterndes, immer aber auch schwieriges und dornenvolles Aerndtefeld herangewachsen. Doch kommt auf eine Million indischer Nichtchristen noch immer nicht vielmehr als ein Missionär. „Die Aerndte ist groß, bittet den Herrn der Aerndte, daß er Arbeiter (wie unsern Schwartz) in seine Aerndte sende."

Heinrich Merz in Schwäbisch-Hall.

Druckfehler.

S. 3. zum 19. Febr. ist bei Mesrob der * zu löschen.
S. 78. zu No. 19. st. Febre I. Febbre.

In den Exemplaren des Jahrbuchs, ohne den Monatskalender:

S. 16. Z. 2. st. am Schluß I. zu Anfang derselben, S. 78.

Im Jahrg. 1855 des Evang. Kal.:

ist zu lesen st. S. 11. Anm. 2., S. 12. zum 24. Trinit.: Erndtefest in Baden.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

3 2044 069 629 541